



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Smaragdinseln der Südsee

Pflüger, Alexander

Bonn, [1901]

urn:nbn:de:gbv:46:1-9509



V. 2. c. 3341

Smaragdinseln der Südsee

Reiseindrücke und Plaudereien

von

Dr. Alexander Pfüger
Privatdozent an der Universität Bonn

mit 5 Karten und 144 Abbildungen im Text
8 Einfolgebildern und einer Übersichtskarte



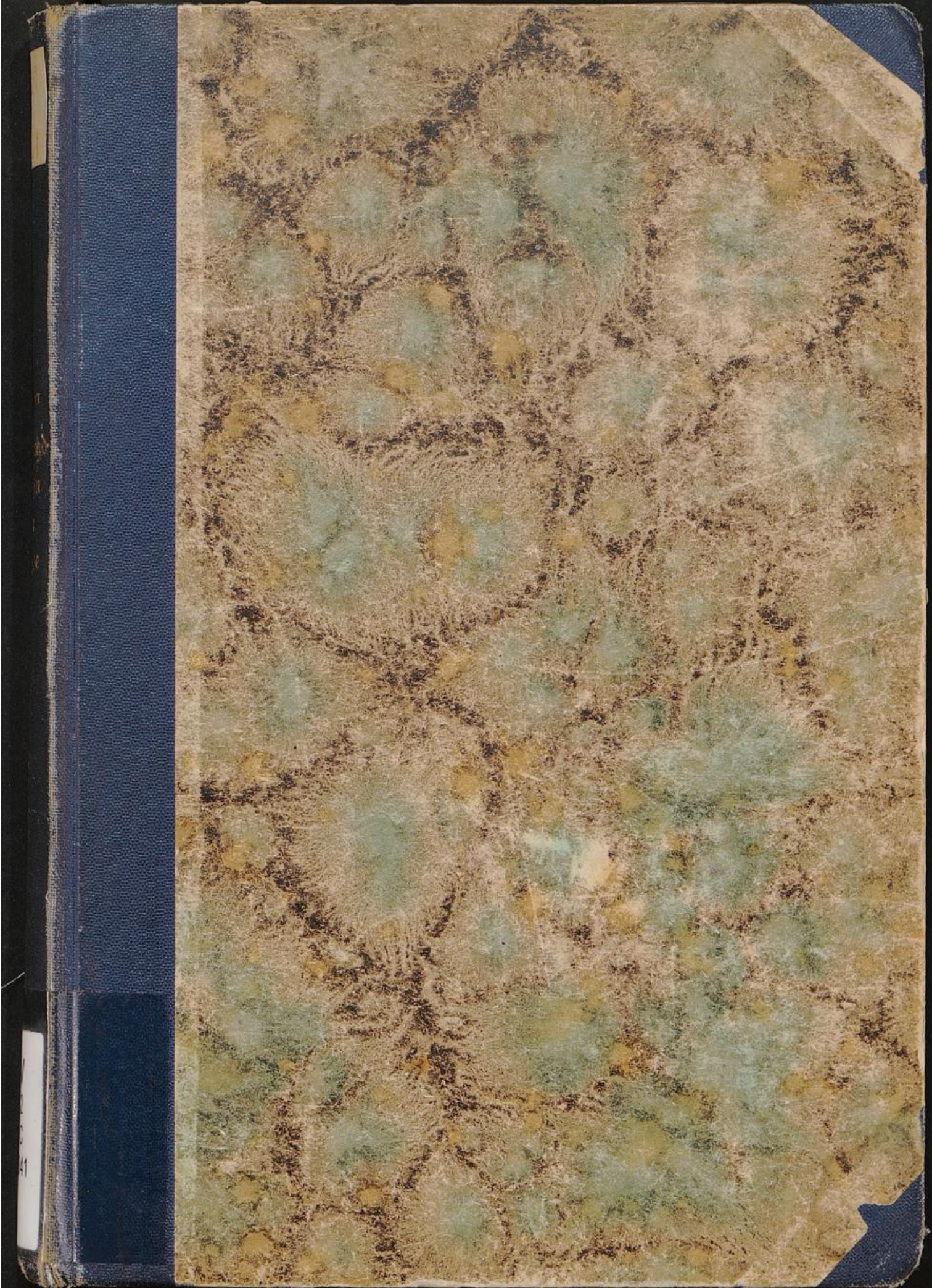
V. 2. c. 3341

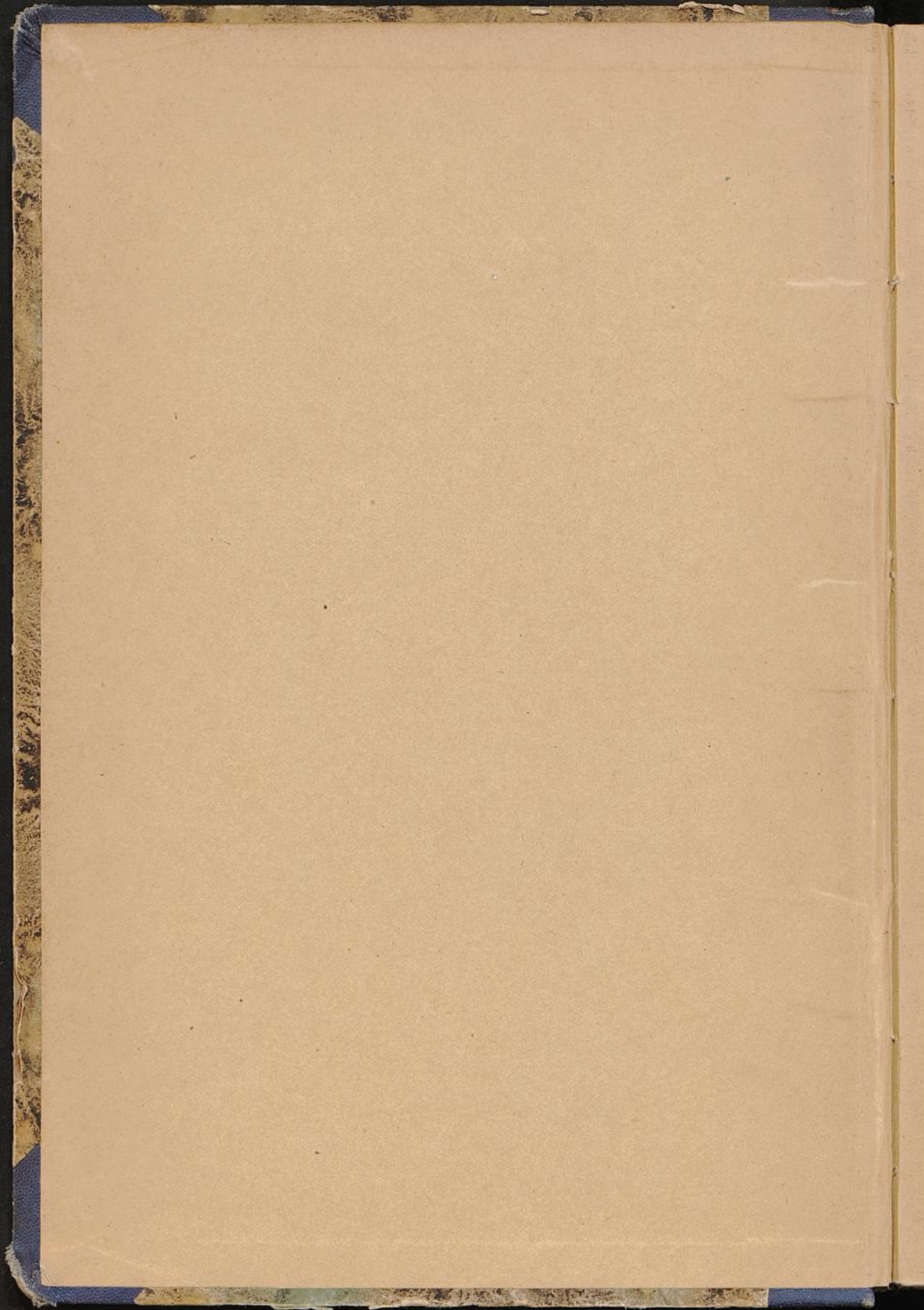
Bonn
Verlag von Emil Strauß



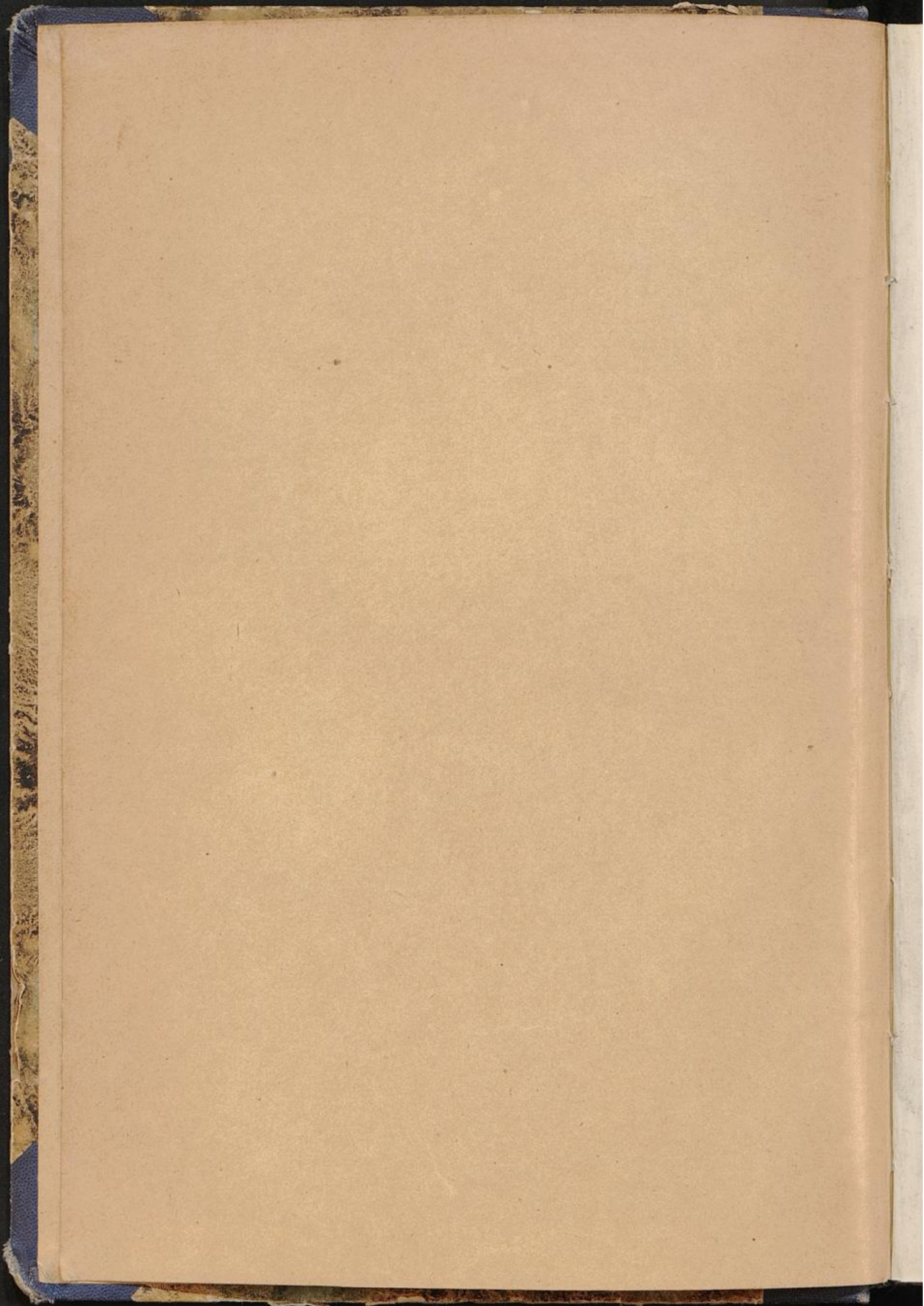
Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

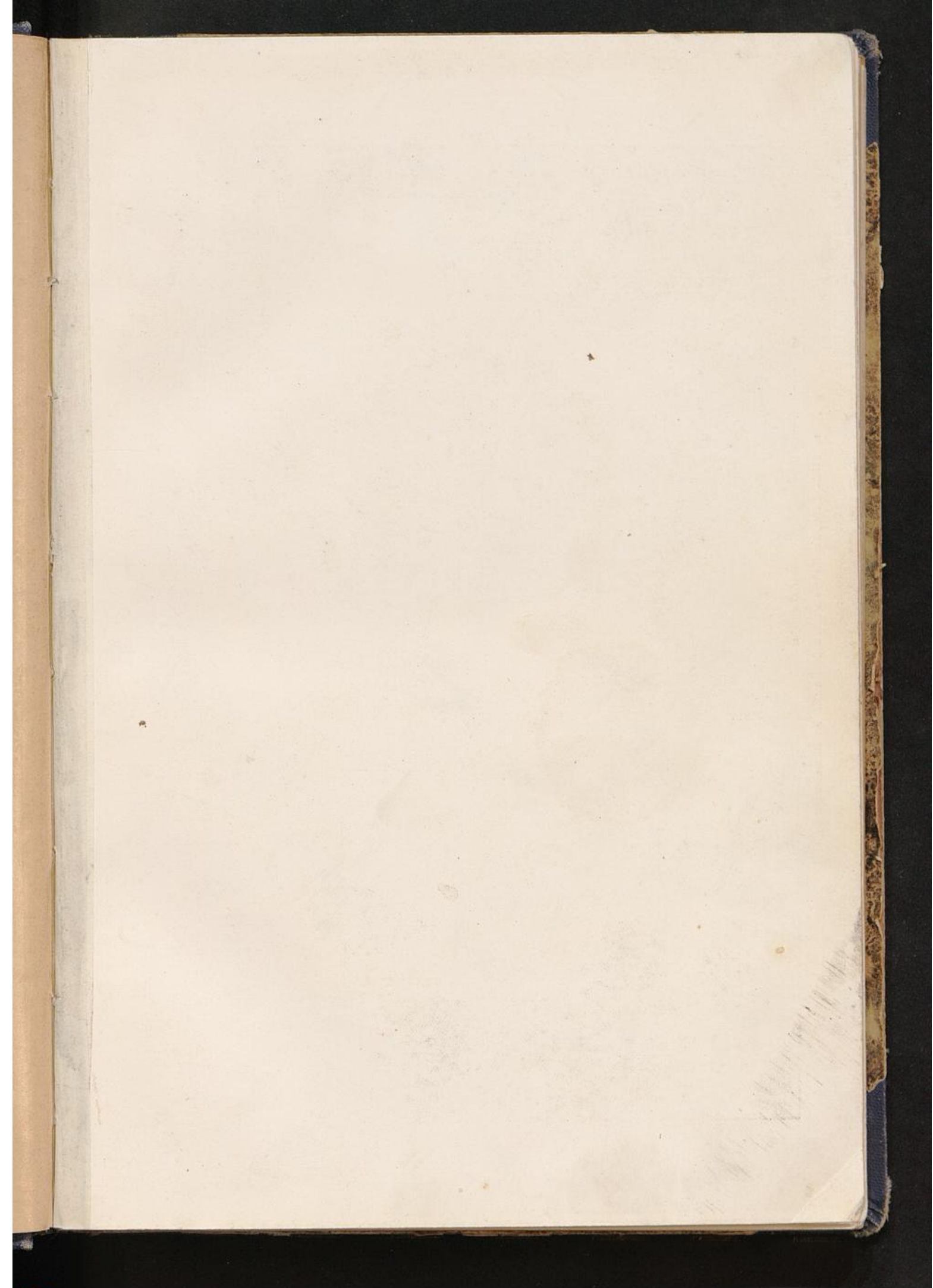






V. 2. c. 3341.







Himmellung
(im Sinterarunde)

Der thätige
Stratovulcan

Der erfolgreiche
Stratovulcan

Der thätige
Stratovulcan
im Sinterarunde bei thätiger
Sinterung (3670 m).

Java. Bild auf die „Sambie“ vom nordwestlichen Teil der Himmellung (S. 67).



Java. Bild auf die „Sandsee“ vom nordwestlichen Teil der Umwallung (S. 67).

Umwallung
(im Hintergrunde)

Der thätige
Bromokrater

Der erloschene Krater
Ratu

Der Hüden des Kraters Bidobaren.
Im Hintergrunde der thätige Vulkan Emeru (3070 m).

V. 2. c. 3341.

Smaragdinseln der Südsee

Reiseindrücke und Plaudereien

von

Dr. Alexander Pflüger

Privatdozent an der Universität Bonn

mit 5 Karten und 144 Abbildungen im Text
8 Einschaltbildern und einer Übersichtskarte



V. 2. c. 3341

Bonn

Verlag von Emil Strauß

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
Einleitung	1
Sumatra	15
Fahrt von Penang bis Oehleh	17
Rotaradja und Atjeh	31
Fahrt von Oehleh bis Padang	37
Padang und Padangsche Hochlande	38
Fahrt von Padang nach Batavia	60
Java	63
Celebes	69
Matassar	71
Fahrt von Matassar nach Menado	83
Minahassa	88
Tofok	105
Gorontalo	107
Molukken und Holländisch-Neuguinea	109
Ternate	113
Bathian	118
Buru	121
Amboina	122
Saparua	131
Dammer	132
Timor	133
Wetter	137
Kisser	139
Letti	140
Babber	146
Timorlaut	151
Aru	158
Rey	163
Skroë (auf Holländisch-Neuguinea).	167
Sekar	172

	Seite
Giffer (bei Ceram)	176
Banda	177
Deutsch-Neuguinea und der Bismarck-Archipel	187
Fahrt von Banda nach Berlinhafen.	197
Tamara	198
Seleo	201
Potsdamhafen	204
Friedrich-Wilhelmshafen	207
Ragetta	208
Bogadjim	210
Stephansort	210
Fahrt von Stephansort nach Herbertshöh	212
Deslacs (Frenchinseln)	212
Herbertshöh	213
Matupi	223
Herbertshöh	231



Bildereinlagen außerhalb des Textes.

1. Blick auf die Sandsee (Java)	Titelbild
2. Allee von Waringenbäumen (Buitenzorg)	zwischen Seite 16 und 17
3. Landschaft in Atjeh (Sumatra).	" " 32 " 33
4. Haus und Reisscheuer (Sumatra)	" " 48 " 49
5. Landschaft bei Djokjakarta (Java)	" " 64 " 65
6. Großer Platz in Garat (Java)	" " 80 " 81
7. Farnbäume.	" " 160 " 161
8. Am Strande von Matupi (Neupommern).	" " 224 " 225



Vorwort.

7

Daß hinten, weit im fernen Osten, eine wundersame Welt existiert, vom Geographen der Malayische Archipel genannt, das wissen wir alle aus der Schule. Daß dort unermessliche, grüne Urwälder, Elefanten, Nashörner, braune Menschen, feuerspeiende Vulkane und Orang-Utans in buntem Gewimmel durcheinanderstehen und -laufen, ist uns noch so halbwegs erinnerlich; auch fällt uns ein, daß ganz in der Nähe das Märchenland Neuguinea liegt, wo der wilde Menschenfresser sein Küchensteinbeil wegt, und schillernde Paradiesvögel wie Sperlinge herumhüpfen. Richtig! Im Schulatlas waren sie ja gelb umrandet, die großen und kleinen Sunda-Inseln, — ein notwendiger und hinreichender Grund, sie als holländischen Besitz zu betrachten! Und konnte man nicht gerade gestern im Morgenblatt die Schauermär lesen von der unglücklichen Kolonialarmee, wie sie ohne Unterlaß gegen blutdürstige Malayen kämpft, von bösen Offizieren geschunden und von Malaria dezimiert wird? Brrrr! Ein gelindes Gruseln überläuft uns vor solchen Fieberhöhlen, wo kein braver Europäer seines Lebens sicher ist, — sei es, daß ihm der Wilde in Java oder der Tiger in Borneo oder die Boa constrictor in Celebes ans Leder will, sei es, daß er sich plötzlich in die Notwendigkeit versetzt sieht, durch glühende Lavaströme zu waten oder mit dem Krakatau Spazierfahrten in die Lüfte zu unternehmen.

Und wenn ich nun so frei bin, zu behaupten, daß es auf unserm Planeten kaum einen Fleck in gleicher geographischer Breite giebt, wo man bequemer und sicherer reist, besser ißt, trinkt und schläft, wo man dabei die wunderbarsten Landschaften, die es unter den Tropen giebt, das interessanteste Volksleben, vom Urzustande des Wilden bis zur Civilisation des weichen, bequemen Javanen — jawohl! —, die prächtigsten Urwälder mit Baumfarnen, Orchideen, Papageien sehen und durch-

wandern kann, auf regelrechten Wegen, und ohne links in einen Abgrund, rechts in den aufgesperreten Kachen eines Krokodils zu fallen; — wenn ich das behaupte, wird man mir glauben? „Die malayische Rasse, antwortet jemand, lieber Himmel, das weiß ja jeder, daß das eine blutdürstige, grausame Gesellschaft ist. Und dann, wenn es auch wahr sein mag, daß Tiger und Schlangen dort nicht so zahlreich wie bei uns Ratten und Regenwürmer sind, sie sind jedenfalls da, und schließlich, diese heiße, schauerhafte Tropenluft! Sind sie denn noch nie in einem Gewächshaus gewesen, wo es doch gerade so sein muß, und da soll ein vernünftiger Mensch existieren oder gar reisen können? Und wenn ich das alles in den Kauf nehme, meinen sie, ich habe Lust, in Eingeborenenhütten zu schlafen, oder auf alten Segelkähnen seekrank herumzugondeln? Danke gehorsamt!“

Ich aber behaupte mit fecker Stirn, daß es dort fast überall gute Hotels giebt, natürlich keine Prachtbauten, wie das „Bristol“ in Berlin, aber bessere Betten als wir sie irgendwo in Thüringen, im Harz oder in der Schweiz finden; gutes Essen, Apollinariswasser in jedem Dorf, Eisenbahnen in Sumatra und in Java, Droschken auch noch in Celebes, ganz vortreffliche Dampfer zwischen allen Punkten des Archipels bis zu den Küstendörfern der Menschenfresser in Neuguinea.

Und diese Behauptung soll mein Buch beweisen. Es setzt sich das stolze Ziel, den Malayischen Archipel für den gewöhnlichen Reisenden zu entdecken; den besseren Globetrotter, der bedächtig die alte Straße über Indien, China, Japan zieht, und erst in der allerletzten Zeit auch Java zögernd und ängstlich die Ehre seiner Aufmerksamkeit schenkt, mit der Nase auf alle Ecken von Sumatra und Celebes, den Molukken und Neuguinea zu stoßen. Wenn auch das Reisen hier ein wenig mehr Plan und Berechnung erfordert als auf jener festen, eingefahrenen Straße, so findet er sich für die Anstrengung des Hirns reichlich belohnt, wundert sich, daß man in diesen Breiten regelrecht frieren kann, und ärgert sich, keinem einzigen Tiger zu begegnen, wenn er ihm nicht etwa tagelang nachspiirt.

Insbefondere aber möchte ich das meinige dazu beitragen, unsern lieben Landsleuten den Schlaf aus den Augen zu reiben, ihnen begreiflich zu machen, daß es jenseits der schwarz-weiß-roten Pfähle eine sogenannte Welt giebt, mit der wir durch Millionen Fäden verknüpft sind. Ich gebe zu, der heimatliche Kirchturm ist ein prächtiger Aussichtspunkt; aber wer wird mir bestreiten, daß der Blick freier, das Urteil gereifter wird, wenn wir ihn und die Bierkneipe, die ja bei uns nicht weit von besagtem Kirchturm zu liegen pflegt, verlassen, und unser Urteil über

fremde Welten oder gar über Kolonien weniger aus den Spalten des „unentwegten Volksfreundes“ als aus eigener Anschauung gewinnen. Eine Weltreise, dem Amerikaner und Engländer nur eine Frage des Geldbeutels, gilt bei uns immer noch als eine Art Wagnis, als gelinde Phantasterei. „Bleibe zu Hause und nähre dich redlich,“ und „Mit dem Gute in der Hand, kommt man durch das ganze Land,“ — wenn diese beiden Sprichwörter doch aus unserm Sprachschatz verschwänden! Nicht, als ob ich das Gute, daß sie andeuten, verkennte! Aber wer will leugnen, daß das erste von jedem biederen Philister dem Sohne ohne Sinn und Verstand wie eine Art Heilswahrheit eingepaukt, und das zweite von jedem fecken Engländer, der ein wenig rücksichtslos, aber stramm durch die Welt geht, zu Schanden gemacht wird. Nein, und nochmals nein! Wir sind nicht mehr das arme, brave Volk von gestern, ehrfurchtsvoll nach fremden Göttern blickend; wir sind gerade so gut oder besser, wie die andern, und wir wollen gerade so frisch und frei im großen Weltmeer schwimmen lernen, statt in unserer Dorfspüße herumzupaddeln. Und wir wollen Ellbogenfreiheit, wir wollen unsern gebührenden Platz an der Sonne. Wir wollen teilhaben an Schätzen, die andere zum Nutzen ihres Volkes hoben, während wir träumten; wir wollen gerade so unabhängig, ohne fremde Spesen und Vermittlung, unsere Flotten über den Erdball senden, unsere Rohmaterialien einkaufen.

Daß solche Ideen energisch und kräftig vertreten werden, danken wir unserm Kaiser. Daß aber das Volk sie verstehe, nützen nicht allein Flottenvereine. Unsere jungen Leute sollen reisen, die Scheu abschütteln und die Welt sich ansehen, gerade so nüchtern und gerade so rücksichtslos wie der Engländer. Rücksichtslos natürlich nicht in dem bekannten, unangenehmen Sinne. Aber in dem Sinne, daß eine tüchtige Portion gesunden Egoismus eben zum Leben gehört als Naturgesetz.

In diesem Lichte betrachtet, gewinnt die Gestalt des Globetrotters an Bedeutung. Denn durch ihn, wie durch tausend feine Kanäle dringt das, was ich unserm Volke wünsche: statt unklarer Vorstellungen nüchterne Kenntnis fremder Welten, und statt ehrfürchtiger oder philiströser Abneigung, wie vor etwas Geheimnisvollem und Abenteuerlichem, das Bewußtsein, daß dort Länder und Völker sind wie wir, und daß dort Schätze liegen, die wir nur aufzugreifen brauchen, — dringt das, sage ich, besser ins Volk ein als durch lehrhafte geographische Werke und durch den breiten, aber oberflächlich und stoßweise wirkenden Strom der Agitation. Wenn die Zahl derer, die mal „driiben“ gewesen sind, auch im Süden und in der Mitte unsers Vaterlandes größer wird, und ein Mann, der

mal in Indien war, nicht mehr als Wundertier angestaunt wird, dann wird man auch verständiger über Kolonien und über Kriegsflotte denken. Ist doch gewiß dieses Nebenresultat der Chinaexpedition von größter Bedeutung.

Uns in Deutschland, wo in den letzten Jahren so viel von einer Zollvereinigung mit Holland die Rede war, uns sollten die Kolonien unserer niederdeutschen Brüder, ebenso wie unsere eigenen Südseebesitzungen von besonderem Interesse sein. Und wenn es als ein erfreulicher Fortschritt zu bezeichnen ist, daß in der allerletzten Zeit reisende Deutsche wenigstens keine Seltenheit mehr neben Engländern und Amerikanern sind, so würde es ein Gewinn für unser Volk sein, wenn ihre Zahl sich bald verzehn- und verhundertfachen würde.

In diesem Sinne berichte ich über meine Reisen sachlich und in einer Form, daß dieses Buch unter Umständen als Führer dienen kann. Ihn ersetzen kann und soll es nicht, denn ich habe mich streng daran gehalten, nur Selbstgesehenes zu berichten, und ich habe manches, was andern vielleicht interessanter dünken mag, liegen lassen. Aber ich habe doch, mit Ausnahme von Borneo, so ziemlich alles gesehen, was der Reisende mit den vorhandenen Verkehrsmitteln erreichen kann, und noch ein gut Teil mehr.

Was ich bringe, beruht also alles auf eigener Anschauung, und mein Streben nach objektiver Berichterstattung mag wohl manche langweilige Stelle erzeugt haben. Wer aber ein Bild der Verhältnisse gewinnen will, dem ist, glaube ich, solche Nüchternheit dienlicher als das Erzählen von Münchhausiaden, die sich ja in vielen Reiseswerken ganz nett und pikant und gruselig lesen, die aber meist geschwindelt und geeignet sind, ganz falsche Vorstellungen zu erwecken.

Was ich über geographische, historische, naturgeschichtliche Dinge sage, ist natürlich zum größeren Teile ein Extrakt aus Spezialwerken, vermischt mit eigenen Beobachtungen. Ich glaube in einem Buche, das keinen Anspruch macht, viel wissenschaftlich Neues zu bringen, mich mit einer Angabe der benutzten Litteratur begnügen zu dürfen.

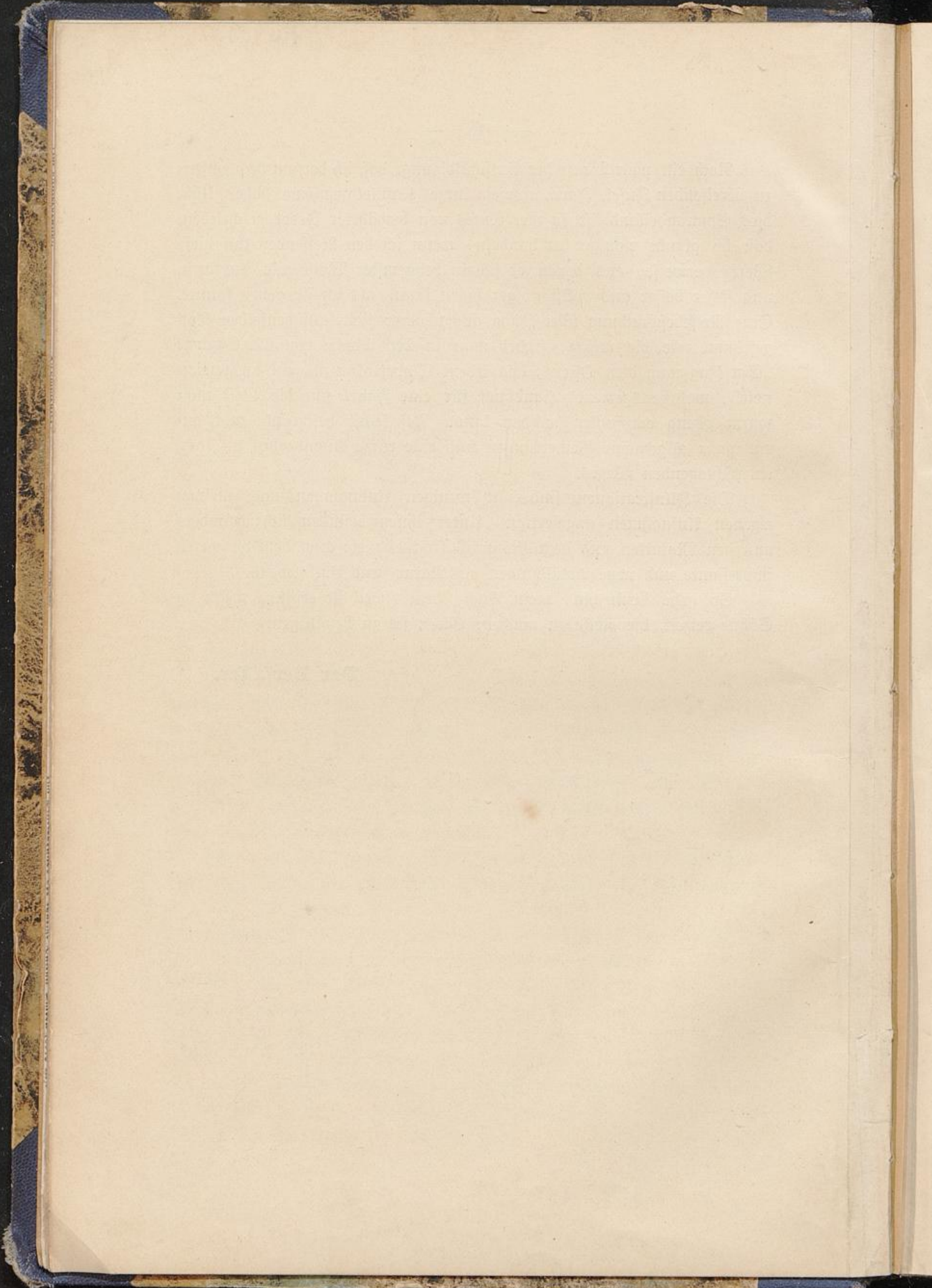
Aber ich empfehle dem Reisenden, die besten und neuesten Werke über den Archipel mitzuführen, wenn er genauere Kenntnis sich aneignen und müßige Stunden auf dem Dampfboot angenehm ausfüllen will. Man forge nicht, daß das Gepäck zu umfangreich werde. Die wenige Mühe wird reichlich aufgewogen durch den vermehrten Genuß, den uns die tiefere Einsicht in die geschauten Dinge gewährt. Man vergleiche darüber den Anhang.

Noch ein paar Worte der Entschuldigung, daß ich der am bequemsten zu bereisenden Insel, Java, nur ein kurzes Kapitel gewidmet habe. Über dies Smaragdeiland ist so viel Gutes von bewährter Feder geschrieben, daß ich glaube richtiger zu handeln, wenn ich den Reisenden auf diese Werke verweise, aus denen er sich in bequemster Weise alle Auskunft, und sicher besser und vollständiger holen kann, als ich sie geben könnte. Eine Reisebeschreibung über Java aus neuerer Zeit, auf denselben Ton gestimmt wie die meine, findet man in dem Buche von M. Schanz: „Ein Zug nach dem Osten“, das jedem Globetrotter als ein ausgezeichnetes, wahrheitsgetreues Handbuch für eine Fahrt um die Welt nicht warm genug empfohlen werden kann. Ich selbst beschränke mich auf ein paar allgemeine Bemerkungen und eine kurze Angabe des in Java einzuschlagenden Weges.

Die Illustrationen sind mit wenigen Ausnahmen nach meinen eigenen Aufnahmen angefertigt. Unter ihnen befinden sich besonders aus den Molukken und dem Bismarck-Archipel viele auch dem Gelehrten interessante und neue Abbildungen des Natur- und Volkslebens.

So gehe denn hin, mein Buch; dein Zweck ist erfüllt, wenn du Söhne reizest, die Reise zu machen, Väter, sie zu bewilligen.

Der Verfasser.



Einleitung.

7

Der Zweck dieses Kapitels ist, dem Leser in groben Zügen ein Gesamtbild der Verhältnisse in dem holländischen Teile des malayischen Archipels zu entrollen. Den darauf folgenden Einzelberichten bleibt alles Detail überlassen.

Die Philippinen, von mir nicht besucht, sind nicht erwähnt, Neuguinea und der Bismarck-Archipel noch so unvollkommen erforscht, daß es mir zweckmäßiger erscheint, das Wenige über sie bekannte in den betreffenden Kapiteln des Buches aufzuführen.

Ein Blick auf die Karte lehrt uns die Inselchar des malayischen Archipels in eine Anzahl Gruppen einteilen. Von West nach Ost folgen auf Sumatra die kleine Bankagruppe und der Riouw-Bingga-Archipel, Java, Borneo, die kleinen Sunda-Inseln und Celebes. Eine Unmenge kleiner Inseln umgeben franzartig die größeren und werden geographisch zu ihnen gerechnet. Östlich von Celebes treffen wir die Gruppe der Molukken, mit den Hauptinseln Halmahera (Dschilolo) und Ceram, und nördlich die Philippinen. An diesen eigentlichen malayischen Archipel schließt sich im Osten die größte Insel der Welt, Neuguinea. Von hier leiten der Bismarck-Archipel, dessen Hauptglieder Neupommern und Neumecklenburg sind, und die Salomons-Inseln über in das Gebiet des pacifischen Oceans.

Die nähere Untersuchung zeigt, daß Sumatra, Borneo, und Java mit Bali, unter sich und vom asiatischen Festlande durch flaches, nicht unter 100 Faden tiefes Meer getrennt sind, daß sie also zweifellos auf dem Festlandssockel Asiens sich erheben, und vielleicht vor nicht allzu langer Zeit durch Landbrücken mit dem Kontinent verbunden waren. Von ihnen sind die östlichen Teile des Archipels durch tiefes Meer ge-

Pflüger, Smaragdinseln der Südsee.

trennt, jenseits aber ist Australien von Neuguinea wieder nur durch Flachsee geschieden.

Der Archipel zerfällt so in zwei Hälften, die auch bezüglich ihrer Faunen völlig verschieden sind. Die Tierwelt des westlichen Theiles ähnelt der des asiatischen, die des östlichen Theiles der des australischen Festlandes. Der Engländer Wallace glaubte daher, durch eine Grenzlinie die asiatische von der australischen Welt scheiden zu können. Diese Linie läuft zwischen Celebes und Lomboek einerseits, Borneo und Bali andererseits hindurch. Indessen hat die weitere Forschung wahrscheinlich gemacht, daß sie nicht in der von Wallace angenommenen Schärfe existiert. Spätere Tierfunde haben einen erheblich größeren Besitz gleicher Arten ergeben, als Wallace annahm, insbesondere hat aber die geologische Forschung, von den Niederländern sträflich vernachlässigt und erst in der allerletzten Zeit mit Nachdruck aufgenommen, Gegenbeweise gegeben. Die Zukunft erst wird diese Frage entscheiden, da das Goldfieber, das in den letzten Jahren begonnen hat, Scharen von Schürfern zu mehr oder minder sachverständiger Durchforschung des Bodens ins Land zu locken, hoffentlich die Regierung zu eingehender Untersuchung veranlassen wird.

Die Vernachlässigung dieses Zweiges der Wissenschaft hat es auch mit sich gebracht, daß von den großen Schätzen, die namentlich der Boden Sumatras, Borneos, vielleicht auch von Celebes birgt, bisher erst wenig bekannt geworden ist und ausgenutzt wurde, und daß viele Millionen in den dümmsten und unnützigsten Konzeptionschwindeleien verloren gegangen sind. Wieder hat sich hier gezeigt, wie sehr die blinde Empirie ungeübter Gesellen, die mit dem Gelde herumwirft, der verständigen wissenschaftlichen Forschung unterlegen ist. Wie viel mehr hätte diese mit den Unsummen geleistet, die nun vergeblich in der Tiefe der unmöglichsten Bohrlöcher verschwunden sind.

Der orographische Charakter der größeren Inseln wird bei jeder einzelnen besprochen werden. Allen gemeinsam ist das gebirgige Rückgrat, das z. B. in Sumatra in langgestreckter Kette die Westküste entlang zieht, in Borneo den Kern der Insel bildet, in Neuguinea anscheinend zu gewaltigen Centralgebirgen sich erhebt. Eine Kette von Vulkanen streicht durch den Archipel in einer gebogenen Linie, die sich durch Sumatra über Java und die kleinen Sunda-Inseln bis Wetter zieht, dort nach Nordosten ausbiegt und in Windungen über die Molukken und die Nordostspitze von Celebes nach den Philippinen hin sich erstreckt. Da nach den neueren geologischen Anschauungen solche Vulkanketten den großen Spalten der Erdrinde aufsitzen, ist es nicht

unmöglich, daß in dieser Linie die eigentliche Grenze zwischen Asien und Australien zu suchen ist.

Die klimatischen Verhältnisse werden, außer durch die Beschaffenheit des Landes, geregelt durch den Wechsel der Passatwinde, hier bekanntlich Monsune genannt. Sie sind durch den Einfluß der benachbarten stark erwärmten Kontinente Asien und Australien erheblich modifiziert. Nördlich des Äquators bläst von November bis April der Nordost-, in der übrigen Zeit der Südwestmonsun, südlich der Nordwest- bzw. Südostmonsun, und es bringt im allgemeinen der östliche Wind die trockene, der westliche die nasse Jahreszeit. Natürlich erleidet diese Regel eine Menge von Ausnahmen, auf die wir nicht eingehen können.

Der Unterschied der Jahreszeiten ist also nur durch die größere oder geringere Regenmenge bestimmt. Denn in vielen Fällen bedeutet im Archipel die trockene nur die weniger nasse Zeit, je nach der Größe der Meeresfläche, die der Wind zu überfliegen hat, und an der er sich mit Feuchtigkeit belädt. So bringt der Südostmonsun, aus dem Innern Australiens kommend, den kleinen Sunda-Inseln und dem Osten Javas eine wirkliche Trockenzeit, dem javanischen, von Australien durch eine große Wasserstrecke getrennten Westen aber nur eine Verminderung der Niederschläge. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt etwa 26° Celsius und ist nur sehr geringfügigen monatlichen Schwankungen, etwa 1° bis 2°, unterworfen. Die tägliche Schwankung beläuft sich gleichfalls nur auf wenige Grade. Natürlich ist es in den höheren Regionen erheblich kühler; auf den Gipfeln der bis zu 4000 Meter hohen Vulkane kann sogar nachts Eisbildung eintreten.

Zu der großen Hitze gesellt sich eine enorme Feuchtigkeit der Luft. Beträgt doch die Regenmenge an vielen Plätzen mehr als zwei oder drei Meter im Jahr. Trotzdem darf man das Klima, mit Ausnahme der sumpfigen, malariareichen Niederungen, nicht eigentlich ungesund nennen, wenngleich natürlich die Sterblichkeit der Europäer größer ist als in Europa. Die Höhe der Temperatur klingt etwas erschreckend, aber ihre Wirkungen sind nicht so fühlbar, wie daheim in den Hundstagen, was in der geringeren täglichen Schwankung und der veränderten Lebensweise begründet liegt.

Daß unter solchen Treibhausbedingungen die Flora sich zu unbeschreiblicher Fülle und Pracht entwickelt, bedarf keiner besonderen Bemerkung. Undurchdringlicher Urwald bedeckt die größten Teile derjenigen Inseln, die keine eigentliche Trockenzeit kennen, also eigentlich alle mit Ausnahme der kleinen Sunda-Inseln und des östlichen Java. In West-

java ist er durch die Kultur vernichtet, und sein grüner Mantel umhüllt nur die Kuppen der Vulkane und einzelne Distrikte des Flachlandes. Die Zahl der Pflanzenarten wird auf 20 000 geschätzt. Als charakteristisch begegnet uns an den Küsten die Mangrove, mit ihren Luftwurzelgestellen und glänzendem Laub den Stand der Ebbe bezeichnend. Landeinwärts folgt ein Gürtel von Nipapalmen, mit mächtigen Fiederblättern und niedrigem Stamm, dahinter in der Ebene die schlanke Kokospalme, in den Dörfern vielfach die zierliche Arekapalme und im Osten des Archipels die dunkle Sagopalme. Seltener trifft man die Vertreter der Fächerpalmen. Weite Reisfelder bedecken die Ebene und den Fuß der Berge, die wir erklimmen. Häufig fällt uns der merkwürdige Pandanus auf. Bananenhaine umgeben die Dörfer, und auf dem Marktplatz erhebt sich der herrliche Baringenbaum. Wo der Urwald nicht schon in der Ebene unsere Schritte hemmt, da verlassen wir, wie in Java, in einer Höhe von 600 Metern das Gebiet der Reiskultur, und wandern gemächlich aufwärts durch Kaffeeplantagen, angelegt im Schatten hochstämmiger Bäume. Überall, am Wege, an Bächen, am Rande des Waldes erblicken wir die zierlichen Bouquets mächtiger Bambusen und die feinen Wedel der Baumfarne. Treten wir nun auf gebahntem Wege oder auf dem vom Tritt des Elefanten geschaffenen Pfade in den Urwald ein, so verwirrt unser Auge, gewöhnt an die majestätische Ruhe und Einfachheit heimatlicher Buchen- und Eichenwälder, die erdrückende Mannigfaltigkeit der Formen. Aus dichtem, dornigem Untergebüsch erheben sich die Riesen des Waldes, die Kasamalen, deren hellgrauer Stamm säulengleich emporsteigt und hoch oben, ein Wald über dem Walde, seine Krone entfaltet. Dazu gesellen sich unzählige andere Bäume und Bäumchen, jeder einzelne mit seinen großblättrigen Schmarozern, Moosen, Farnen und Orchideen eine Welt für sich. Lianen und Rotang schlingen sich in armdicken Tauen von Stamm zu Stamm, und kaum bleibt irgendwo ein leerer Raum. Das Tierleben ist gering, nur hier und da lärmt eine Affenschar oder kreischen Vögel in den Wipfeln. Sonst Totenstille, die erst am Abend durch das millionenstimmige Konzert niederer Tiere ersetzt wird.

Wo die Trockenzeit den Urwald nicht aufkeimen läßt, da dehnt sich meilenweit die Savanne, mannshohes Manggras mit vereinzelt Kasuarinen. Steigen wir höher die Berge hinauf, so stellen sich europäische Formen im immergrünen Gewande ein. Der höchste Gipfel des arbeitenden Vulkans aber, in der Nähe der giftigen Dämpfe, ist fahl und öde.

An Nutzpflanzen bringt der malayische Archipel, insbesondere der Osten, zahlreiche wertvolle Gewürzarten hervor, des Nelken-, Mustatnuß- und Zimtbaumes. Die Pfefferranke, der Ingwer, die Banane, Zuckerrohr, Reis, Baumwolle, Indigo, der Chinabaum, unzählige herrliche Früchte, Kaffee, Thee und Tabak werden gezogen; prachtvolle Hölzer liefert der Wald.

Mannigfaltig, wie die Flora, ist auch die Tierwelt des Archipels. Im Westen, in der asiatischen Region, treffen wir in Sumatra und Borneo den Orang-Utan (i. e. Waldmensch), in Sumatra und Java den Tiger, den Elefanten und das Tapir nur in Sumatra, vielleicht auch in Borneo — eine Verteilung, die interessante Schlüsse auf frühere wechselnde Zusammenhänge dieser Inseln unter sich und mit dem Festland gestattet. Dazu gesellen sich von großen Vierfüßlern das Nashorn, das starke Bantengrind, ferner der malayische Bär, zahlreiche Affen- und Hirscharten, Wildschweine, Krokodile und Fledermäuse. Groß ist die Menge der Vögel, unter ihnen der Pfau, der Argusfasan, der Drongowürger und der Nashornvogel, und schier unzählbar die der Insekten, insbesondere der Käfer und Schmetterlinge.

Ganz anders liegen die Verhältnisse im Osten, in der australischen Region. Während Celebes eine später noch zu besprechende Sonderstellung inne hat, nimmt auf den Molukken und in Neuguinea die Zahl und Schönheit der Vögel und Insekten zu, die der Vierfüßler ab. Charakteristisch sind kleine Beuteltiere, Wildschweine, Fledermäuse, Krokodile, der Kasuar, und unvergleichlich an Pracht sind die Schwingen der Schmetterlinge, das Gefieder der herrlichen Paradiesvögel, Papageien, Eisvögel und Kronentauben. Beiden Faunareichen gemeinsam sind giftige Schlangen und die mächtige Pythonschlange. Kurz, eine verwirrende Fülle.

Und nun zum genus homo! Zwei Rassen bevölkern das gewaltige Gebiet, die malayische und die papuanische. Letztere findet man im Osten auf Neuguinea und einigen angrenzenden Inseln, erstere auf allen übrigen und auf der Halbinsel Malakka. Wir können uns hier nicht in den noch immer unentschiedenen Streit der Gelehrten mischen, der sich um die Frage dreht, ob beide Völkergruppen innig verwandt und Zweige einer großen, polynesisch-malayischen Rasse sind, die auch Neuseeland und Madagaskar bewohnt, oder ob dieser Zusammenhang zu leugnen ist. Wir wollen nur konstatieren, daß für den Laienbeobachter die Verschiedenheit so groß erscheint, wie etwa die zwischen einem Indianer und Neger.

Die malayische Rasse zerfällt in eine Reihe von Stämmen, die an Aussehen und Sitten, insbesondere aber in ihrer Sprache und am Grad ihrer Civilisation erhebliche Verschiedenheiten zeigen. Wir unterscheiden die eigentlichen Malayen, die Halbinsel Malakka, die Küsten von Borneo und Sumatra, den Riouw-Ringga-Archipel und die Molukken bewohnend. Ihre Sprache wird gewöhnlich als die malayische bezeichnet; sie ist in der leicht zu erlernenden Form des „Küstenmalayisch“ zur lingua franca im ganzen Archipel geworden. Ferner nennen wir die Javanen, die Java, einen Teil von Sumatra, Madura, Bali und Lombok bevölkern; die Buginesen und Makassaren des größeren Teiles von Celebes; die Tagalen auf den Philippinen. Dazu kommen eine Unmenge kleiner, zum Teil halbwilder oder wilder Stämme, wie die Dajaks auf Borneo, die Bataker auf Sumatra, die Alfuren in Nordcelebes u. a.

Von Statur ist der Malaye klein und kräftig, die Hautfarbe ist braun, das Haar schwarz und straff. Das Gesicht ist breit, die hervorstehenden Backenknochen ähneln ihn dem mongolischen Typus. Seinen Charakter hat Wallace folgendermaßen unübertrefflich geschildert: „Er ist nicht demonstrativ. Die Gefühle der Überraschung, der Bewunderung, der Furcht werden nie offen zur Schau getragen und wahrscheinlich auch nicht tief empfunden. Er spricht langsam und überlegend und umgeht die Sache, die zu besprechen er eigens gekommen ist, ehe er sie berührt. Wenn er allein ist, so schweigt er; er spricht und singt nicht mit sich selbst. Wenn mehrere zusammen in einem Kanu rudern, so singen sie gelegentlich ein monotones und klagendes Lied. Er sieht sich vor, seinesgleichen nicht zu beleidigen. Wirkliches Scherzen ist seiner Naturanlage ganz zuwider, und eine Verletzung der Etikette oder einen Eingriff in seine persönliche Freiheit empfindet er tief. Die höheren Klassen sind sehr höfliche Menschen und haben alle das ruhige Wesen und die Würde des besterzogenen Europäers. Doch ist diese verbunden mit einer rücksichtslosen Grausamkeit und Verachtung des menschlichen Lebens. Ihr Intellekt scheint lückenhaft zu sein. Sie fassen nichts, was über die einfachsten Ideenkombinationen hinausgeht, und haben wenig Geschmaek und Energie, um Kenntnisse zu erlangen.“

Ein ähnlich zusammenfassendes Urteil läßt sich ganz und gar nicht über den Papua aussprechen. Hier herrscht eine solche Verschiedenheit der Figur, der Gesichtszüge, des Haares, der Farbe, der Sprache, daß der Laienbeobachter nicht versteht, wie man dies Typenmischmaek unter eine Form bringen will. Es genüge die Bemerkung, daß der Papua im allgemeinen dunkler ist als der Malaye. Die Körpergröße

wechselt, ist aber im Durchschnitt größer als die des Malayen, und die Figur schlanker, nicht untersezt. Dem Gesicht verleiht die große Nase einen mehr europäischen Ausdruck. Von Temperament ist er lebhaft und zum Lachen geneigt, sein Kunstsinne äußert sich in hübschen Schnitzereien. Sein Intellekt scheint der Entwicklung fähig zu sein.

7

Wir wenden uns zu einer kurzen Darstellung der Geschichte der Inselwelt, vielfach nur in sagenhafter Überlieferung bekannt.

Vor dem 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bestanden auf Java, Sumatra, Borneo große Hindureiche, deren Glanz und Kultur durch herrliche Bauwerke, insbesondere auf Java, bekundet wird. Dann drang mit den arabischen Händlern der Islam ein, und die Portugiesen, die im 16. Jahrhundert den östlichen und westlichen Seeweg nach Indien, dem sagenberühmten Goldlande, entdeckten, fanden mächtige, muhammedanische Reiche vor, mit denen sie Handelsbeziehungen anknüpften. So wurden sie die alleinigen Importeure der kostbaren Spezereien aus den Molukken. Bald indessen gelang es den Holländern, das Geheimnis des Seewegs zu ergründen, und im Jahre 1596 erschien die erste holländische Flotte vor Bantam, einem mächtigen Reiche Javas. Nun begannen zwischen Holländern, Portugiesen und Spaniern heftige Rivalitätskämpfe. Die Holländer gründeten ihre ostindische Compagnie. Wechselseitig schloß man Bündnisse mit den einheimischen Reichen, deren Zweck gewöhnlich war, den Fürsten gegen die Bedrückung der anderen Europäer beizustehen, und als Gegenleistung das alleinige Recht des Handels zu erhalten. Langsam, aber sicher drangen die Holländer vor, vertrieben ihre Widersacher, zu denen später auch die Engländer sich gesellten, aus dem größten Teile des Archipels, und brachten viele der Fürsten zu immer größerer Abhängigkeit. Ihrer Ostindischen Compagnie, im Jahre 1602 mit einem Kapital von 6 $\frac{1}{2}$ Millionen Gulden gegründet, verliehen die Generalstaaten das ausschließliche Handelsmonopol zwischen Holland und Indien. Trozdem bei ihrer Gründung sowohl wie in der Verwaltung der ersten Jahre schon vieles oberfaul war, gelang es ihr doch, ihren Einfluß fortdauernd zu steigern und die Generalstaaten zur Verlängerung der Konzession zu bewegen. Schrecklich war das Los vieler der herrlichen Inseln, von denen besonders die Molukken das Unglück hatten, wegen ihrer Spezereien begehrt zu sein. Das A und O der Kolonialpolitik jener Tage war, aus dem Lande soviel als möglich herauszupressen. Die Grausamkeit, mit der schon die Portugiesen

gewirtschaftet hatten, ward vielleicht noch übertroffen durch die des holländischen Systems. Als nach mehrfachen Aufständen die Kraft der Einwohner gebrochen, ganze Inseln, wie z. B. Banda, entvölkert waren, wurde im weitesten Umfange die Produktion etwa folgendermaßen reguliert. Die Einwohner durften die Früchte zu einem bestimmten, von der Compagnie festgesetzten Preise nur an diese verkaufen. Gelang es fremden Händlern, die dann und wann eindringen, durch höheres Angebot die Eingeborenen zu verleiten, aus der Arbeit ihrer Hände größeren Nutzen zu ziehen, so wurde das blutig gerächt. Aber noch mehr! Um die Kultur künstlich einzuschränken und so den Preis auf dem Weltmarkt möglichst hoch zu halten, wurde sie nur auf bestimmten Inseln gestattet. Nur auf Banda z. B. durften Muskatnüsse gezogen werden. Auf allen anderen wurden die Pflanzungen, der Besitz der Eingeborenen, vernichtet. Bald sah man, daß die unbeschreibliche Fülle der Natur überall neue Bäume emporsprießen ließ. Insbesondere spottete der Compagnie die Verdauungsthätigkeit einer gewissen Taube, die zwar das Fleisch der Muskatnuß liebte, den Samenkern aber auf nicht ungewöhnliche Weise verstreute. Um diesem schädlichen Beginnen zu steuern, wurden alljährlich Fahrten nach den übrigen Inseln unternommen, nur zu dem Zweck, die aufkeimenden Pflanzen zu zerstören. Und auch gegen eine zu reichliche, legale Ernte wußte man ein Mittel. Einen Teil zu verbrennen war zu teuer, denn die Compagnie war durch Kontrakt verpflichtet, die ganze Ernte zu kaufen. Die Vernichtungsfahrten wurden darum kurz vor der Erntezeit befohlen.kehrten dann die Eingeborenen nach Hause zurück, so fanden sie die Ernte verfault, und verdorbene Ware brauchte die Compagnie nicht zu bezahlen.

Wie in den Molukken, so breitete sich auch auf den großen Inseln, insbesondere auf Java, die Macht der Compagnie unter energischen Generalgouverneuren aus, und die einheimischen Reiche wurden teils aufgesogen, teils durch Bündnisse angefettet. Aber im Innern der Gesellschaft, in der es von Anfang an nicht ganz reinlich zugegangen war, nahmen Mißwirtschaft, Bestechlichkeit, Betrügereien selbst der höchsten Beamten in erschreckendem Maße zu. Mit den Einkünften vermehrten sich auch die Ausgaben, besonders für die Kriegführung. Um hohe Dividenden zahlen zu können, wurden Anleihen aufgenommen, und so ging es im Laufe des 18. Jahrhunderts stetig bergab, bis der Krieg mit England 1782, in dem die meisten ihrer Schiffe genommen wurden, die Compagnie an den Rand des Bankrotts brachte. Sie wandte sich um Hilfe an den Staat; dieser sandte Kommissionen aus, und nach der

großen politischen Umwälzung in Europa beschloß die Regierung der inzwischen erstandenen Batavischen Republik, die Konzession nur noch bis zum 1. Januar 1800 zu verlängern und schließlich sämtliche Kolonien mit samt ihrer Schuld, gegen Entschädigung der Anteilhaber, als staatliches Eigentum zu übernehmen.

Die nächsten Jahre vergingen mit Erwägungen und Kommissionsberatungen, wie die Regierung der Inseln am besten einzurichten sei, bis aus der Republik wieder ein Königreich wurde. König Ludwig erkannte die Notwendigkeit energischer und schneller Reformen, und entsandte im Jahre 1808 den Marschall Daendels mit unumschränkter Vollmacht nach Batavia. Inzwischen waren in den europäischen Kriegswirren die Kolonien verloren, zwar im Frieden von Amiens wieder gewonnen, aber durch den kurz darauf ausbrechenden Krieg zwischen England und Frankreich erheblich reduziert worden. Daendels fand als holländischen Besitz nur Java, die Molukken, Timor, Matassar und Palembang vor, von denen auch die Molukken kurz darauf den Engländern zur Beute fielen. Dem gewaltthätigen, willensstarken Manne gelang es, allerdings unter Anwendung höchst despotischer Mittel, eine neue Organisation auf Java durchzuführen, das Reich Bantam zu vernichten, die Reiche Djokjakarta und Surakarta vollständig von sich abhängig zu machen. Da wurde 1811 Java durch den Machtspruch Napoleons zuerst eine französische Kolonie, kurz darauf von England erobert und von dem hervorragenden Gouverneur Raffles verwaltet, bis nach der Vernichtung Napoleons die Engländer im Jahre 1814 an Holland, dessen Hilfe sie auf dem Festlande in Anspruch zu nehmen gedachten, sämtliche Kolonien, mit Ausnahme des Kapes der guten Hoffnung, gemäß dem Frieden von Amiens, zurückgaben. Auch Bentulen auf Sumatra wurde gegen Kompensation abgetreten; Raffles verließ das Land, spielte aber den Holländern noch schnell einen artigen Streich. Während die Kommissionen, die die Übernahme zu vollziehen hatten, sich noch über dies und jenes herumstritten, kaufte er in einem günstigen Augenblick dem Sultan von Johore die Insel Singapore ab, gründete mit unglaublicher Energie eine Stadt und einen Freihafen, und als die Niederländer ihre rechtmäßigen Ansprüche auf diese Insel geltend machten, war Singapore schon in wenigen Jahren zu derartiger Bedeutung emporgewachsen, daß England mit dem ihm eigenen Mangel an romantischem Ehrgefühl es einfach für sich behielt. Grollend versuchten die Holländer auf dem gegenüberliegenden Riouw einen Konkurrenzhafen zu schaffen, aber der Versuch mißlang, und noch heute ist Singapore der unumstrittene

Mittelpunkt der indischen Gewässer. Im Jahre 1891 wurde dann in Folge von Streitigkeiten mit der Britischen Compagnie von Nordborneo die Grenzlinie auch dort festgestellt, und 1872 entsagte England allen Ansprüchen auf Sumatra gegen das Zugeständnis, daß britische Unterthanen in Bezug auf Handel und Schiffahrt gleiche Rechte mit den Holländern genießen sollten.

Die politischen Verhältnisse liegen also zur Zeit im Archipel folgendermaßen. Der weitaus größte Teil ist holländischer Besitz; Nord-Borneo ist englisch, die Hälfte von Timor portugiesisch; die früher spanischen Philippinen sucht der Amerikaner zu unterwerfen, und in den Besitz von Neuguinea östlich vom 141. Längengrade teilen sich Deutschland (Norden) und England (Süden). Der westliche Teil Neuguineas bis etwa zu dieser Linie gehörte nominell zum Sultanat von Tidore und wurde demgemäß von den Holländern reklamiert.

Im Innern des uns hauptsächlich interessierenden holländischen Besitzes machte die Eroberung während des 19. Jahrhunderts Fortschritte. Die Reiche der eingeborenen Fürsten wurden teils annektiert, teils in ein Bundesgenossen- oder Schutzverhältnis gebracht. Ernsthaften Widerstand fand man dabei eigentlich nur in Atjeh in Nordsumatra, wo seit dem Jahre 1872 ein Krieg wüthet, der dank großen Mangels an Energie in der Kriegführung noch immer nicht ganz beendet ist. Für die eingeborene Bevölkerung darf die Befreiung vom Joche ihrer Fürsten, einer durchweg ganz miserablen Gesellschaft, nur als Segen bezeichnet werden. Selbst der Reisende empfindet den Gegensatz zwischen der Ruhe und dem Wohlstande in den europäisch regierten Ländern und der Verwahrlosung der andern.

Unter festem europäischem Einfluß und teilweise abendländischer Kultur stehen in Sumatra der Nordosten (Deli) und die Padangschen Hochlande; ferner ganz Java, in Borneo einige Küstenstriche, in Celebes der Süden (Makassar) und ein Zipfel im Nordosten (Minahassa), schließlich einige Inseln der Molukken. Alles übrige ist entweder so gut wie unbekannt, wie z. B. das Innere von Borneo, Celebes, Ceram und insbesondere Neuguinea, oder nur äußerlich von Holland beherrscht.

Alles in allem also nicht gerade ein glänzendes Resultat nach fast 300 jährigen Verkehr mit diesem Erdteil und fast 100 jährigem ungeschmälertem Besitz.

Als den Grund dieser Erscheinung pflegt der Holländer gewöhnlich anzugeben, daß sein Vaterland für die Erschließung dieser Ländermassen zu klein sei. Das ist gewiß richtig, aber es kommt zweifellos noch etwas

anderes hinzu: nämlich die geringe Energie und Beweglichkeit des Holländers, wenigstens des Holländers von heute. Der Eindruck, den der Fremde in den holländischen Kolonien bekommt, ist der, daß es dort recht bequem, gemütlich, altväterisch zugeht, und daß recht viel geschlafen wird. Keinen größeren Gegensatz kann man sich denken als das geschäftige, rastlose Hongkong, Singapore, und das hübsche, gemütliche Batavia, wo man morgens ein bißchen ins Geschäft geht, dann zu Mittag die kompensiöse „Reistafel“ zu sich nimmt, den halben Nachmittag schläft, abends eine überaus langweilige Geselligkeit pflegt, um nach dem Abendessen wieder schlafen zu gehen. Kein Wunder, daß man fast überall als Hauptfirmen deutsche, englische, chinesische findet! Was der Holländer unternimmt, wird ohne Zweifel gut, Java ist, wenigstens äußerlich, eine wahre Musterkolonie; aber nach 300 Jahren kann man das auch verlangen. Im übrigen, meine Herren, etwas mehr Fügigkeit, Aufgewecktheit, Konsequenz, Unternehmungsgeist!

Aber auch noch etwas anderes muß man den Holländern zum Vorwurf machen: ihr geringes Interesse für die wissenschaftliche Erforschung des Landes. Welch ein ungeheurer Reichtum, welche Mannigfaltigkeit der Natur- und des Volkslebens! Muß sie nicht die wissenschaftliche Jugend des Volkes, dem diese Schätze gehören, reizen? Und nun durchblättere man die Entdeckungslitteratur! Gewiß findet man eine ganze Reihe namhafter holländischer Gelehrter, aber ihre Zahl steht nicht in dem richtigen Verhältnis zu der Menge fremder, privater Forscher, insbesondere deutscher und englischer, die wie Junghuhn und Wallace, uns geradezu grundlegende Werke geschenkt haben. Man vergleiche z. B. das wenige in Holländisch-Neuguinea gethane mit der Arbeit, die Deutschland und England in wenigen Jahren an der Erforschung des übrigen Teils dieser außerordentlich interessanten Insel geleistet haben.

Es bleibt uns übrig, noch einiges über die wirtschaftlichen und Verwaltungsverhältnisse zu sagen.

Die eigenartige Methode der Compagnie, die Molukken wie eine Citrone auszuquetschen, fand ein erfreulicherweise mildes Gegenstück in Java. Hier bestanden die Einnahmen der Compagnie in Steuern, die die Bevölkerung in Form von Landesprodukten, hauptsächlich Reis, Rattun, Indigo, Kokosöl, Pfeffer 2c., seit 1707 auch in Kaffee aufbringen mußte, und die durch eingeborene Häupter recht willkürlich verteilt und eingetrieben wurden. Mit der Kaffeekultur wurden ähnliche Kunststücke versucht wie mit der Muskatnuß, und zeitweilig große Baumbestände vernichtet.

Nach Übernahme der Kolonien durch den Staat fanden vielfache Erwägungen und Experimente statt, wie eine andere Form der Besteuerung einzuführen sei. Im Prinzip wurde schon 1814 die direkte Besteuerung der Einzelnen, ohne die willkürliche Vermittelung der Dorfhäupter, als die beste erkannt, ihre Ausführung aber bis zur Beendigung der Vermessung des Landes verschoben. Raffles machte andere Experimente, und schließlich wurde in den neunziger Jahren das bekannte Zwangskultursystem durch den Generalgouverneur v. d. Bosch eingeführt. Es entsprang der Überlegung, daß der Malaye, sich selbst überlassen, ganz gewiß nur Reis und gerade nur so viel anbauen werde, als eben zu seiner Lebensnotdurft ausreichte. Da man aber damals noch verlangte, daß die Kolonie dem Mutterlande unter allen Umständen direkten Vorteil in Form von Geldzuschüssen bringen sollte, so mußte der Anbau nutzbringender Gewächse auf jede Weise befördert werden. Nach dem Vorschlage von du Bus sollte dies dadurch geschehen, daß man die großen Strecken unbebauten Landes zur Errichtung von Plantagen an Europäer abgab. Diese Maßregel versprach durch die Hebung des allgemeinen Wohlstandes auf Java und der dadurch bedingten Steuerfähigkeit zwar sicheren, aber zu langsamem Erfolg, und so entschloß sich die Regierung, die damals arg in Geldnöten steckte, zur Einführung der Zwangskultur. Die Inländer wurden zwangsweise angehalten, gewisse wertvolle Produkte, wie Kaffee zc., anzubauen und zu einem festgesetzten Preise an die Regierung zu verkaufen. Ob dies System richtig ist, darüber streiten die Gelehrten noch heute. Der Engländer Wallace widmet ihm begeisterte Worte und zeigt an dem Beispiel von Minahassa in Celebes, daß dieser milde Despotismus, wie der des Vaters dem Kinde gegenüber, bei einem im Kindheitsalter befindlichen Volke zweifellos von höchstem erzieherischen Werte ist, vorausgesetzt natürlich, daß er dem Charakter des Volkes entspricht. Dort in Minahassa hat das freilich nicht zu solch idealen Zwecken ersonnene System, zusammen mit der hier ausnahmsweise von günstigem Erfolge begleiteten Arbeit der Missionare aus wilden Kopfgängern in 40 Jahren gewerbfleißige, friedliche, gesittete Leute gemacht.

Schon in den 40er Jahren drangen indessen neue Ideen durch. Die Zwangskultur wurde wieder abgeschafft und besteht heutzutage nur noch in der Zwangskaffeekultur fort, derart verschärft, daß die Bevölkerung nicht mehr wie früher einen kleinen Rest für sich selbst behalten und verkaufen kann, sondern alles an die Regierung abliefern muß.

Dagegen wurde die Anlegung von Plantagen durch Private, der

man bisher entgegengearbeitet hatte, durch günstige Bedingungen bei der Verpachtung des unbebauten Landes gefördert.

Endlich ist hier noch die Befugnis der Regierung zu erwähnen, die Einwohner zu großen, im Interesse des Landes liegenden Arbeiten, wie Wegebauten zc., heranzuziehen.

Auch die Ansicht, daß eine Kolonie dem Mutterlande direkte Vorteile bringen müsse — durch Zuwendung der Überschüsse, die sonst zum Besten der Kolonie verwandt werden würden —, ist inzwischen von Holland aufgegeben worden. Man hat eingesehen, daß dies System für das Aufblühen einer Kolonie nur schädlich wirken kann, und begnügt sich mit den gewaltigen, indirekten Vorteilen, die ihr Besitz bringt, und die auch unsere deutschen Hinterwäldler hoffentlich einmal schätzen lernen werden.

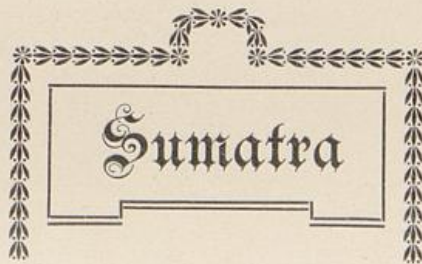
Zum Schlusse noch einiges über die Verwaltung. An der Spitze steht der Generalgouverneur, mit außerordentlicher, fast königlicher Gewalt ausgestattet. Er hat gesetzgeberische Macht, führt den Oberbefehl über Heer und Marine, von dem er, wenn er kein Militär ist, vernünftigerweise keinen Gebrauch macht, hat das Recht, indischen Völkern und Fürsten Krieg zu erklären zc. Ihm zur Seite steht der Rat von Indien, aus einem Vizepräsidenten und vier Mitgliedern bestehend. Der Generalgouverneur ist indessen an die Beschlüsse dieser Körperschaft nur in ganz bestimmten Fällen und nur dann gebunden, wenn keine unmittelbare Gefahr vorliegt, die ihn veranlaßt, ganz auf eigene Faust zu handeln. Zur Seite steht ihm ferner der allgemeine Sekretär, als vertrauter Kabinettschef gleichfalls von erheblichem Einfluß. Die specielle Verwaltung ist in die Zweige: Landmacht, Marine, Civilverwaltung geteilt. Letztere zerfällt wieder in Departements, die wir etwa Abteilungen für Kultus, Finanzen, öffentliche Arbeiten und Ackerbau nennen würden.

Die ganze Kolonie ist in Provinzen, Residentien genannt, geteilt, an deren Spitze der Resident, manchmal mit dem Titel Gouverneur, steht. Er vertritt den Generalgouverneur, und hat insbesondere in den räumlich entfernten Provinzen erhebliche Vollmachten. Die Residentie zerfällt in Distrikte, mit einem Assistentresidenten an der Spitze, der ebenfalls noch als politischer Beamter betrachtet wird. Die weiteren Unterabteilungen werden von Kontrolleuren verwaltet; sie sind ausschließlich Verwaltungsbeamte und haben die Pflicht, mit der Bevölkerung in unmittelbarem Verkehr zu treten, können also, wenn sie verständig sind, viel für das Land leisten — wofür ihre Zeit nicht

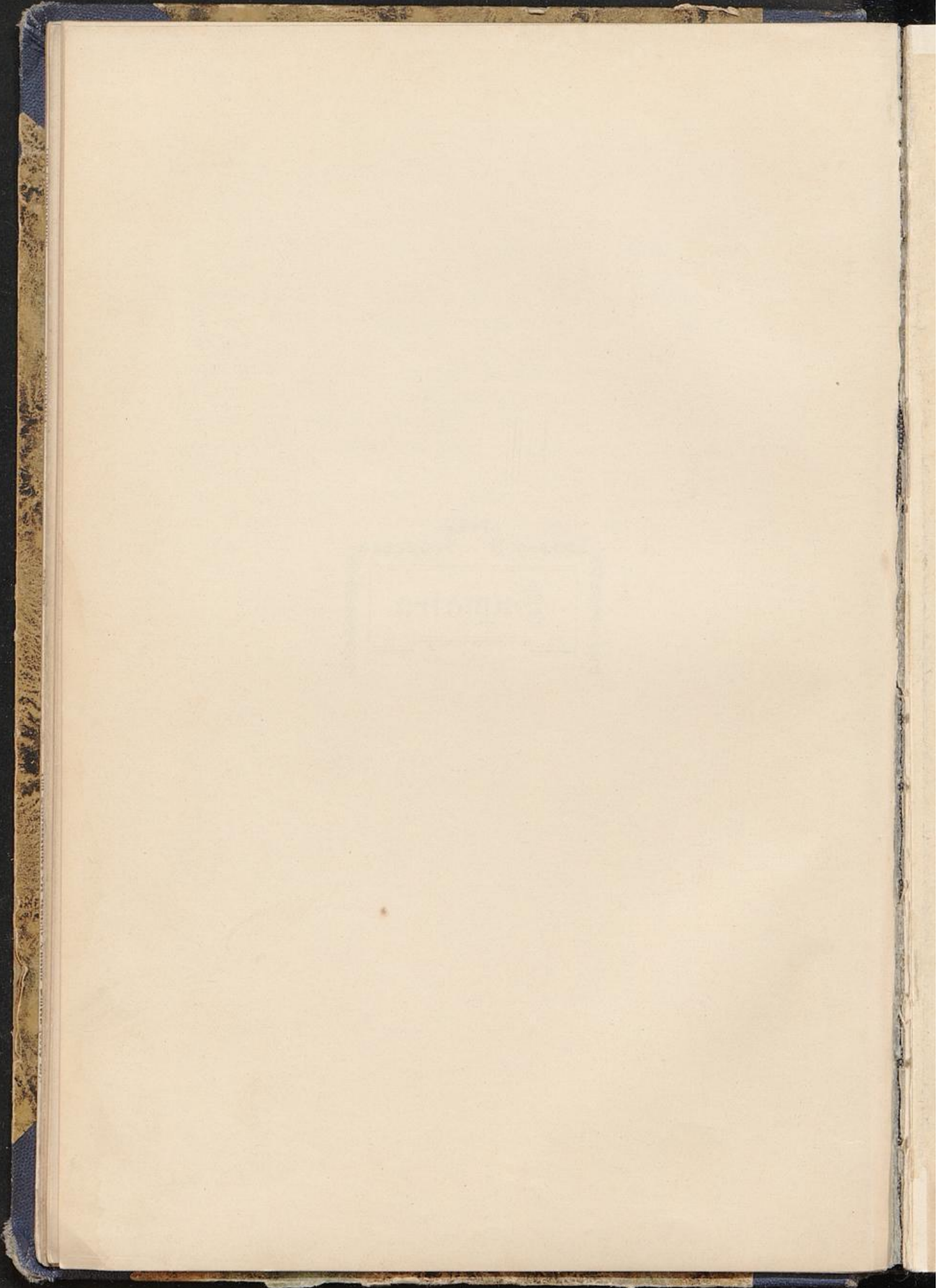
durch das auch hier gern und viel geübte Schreibwerk in Anspruch genommen wird.

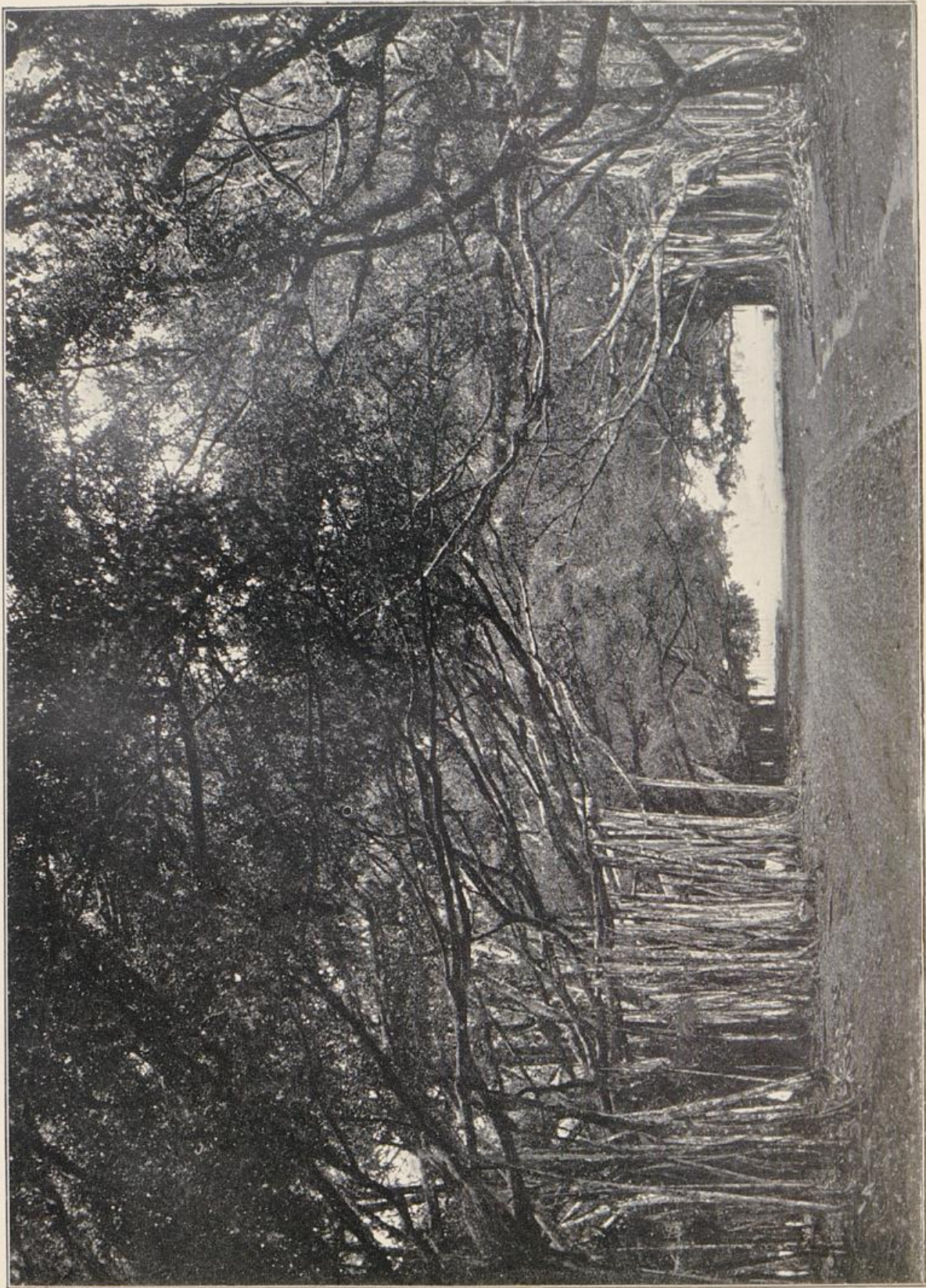
Außer diesen Beamten muß nun noch eine weitere eigenartige, den Landesbedürfnissen zweifellos sehr geschickt angepaßte Kategorie von Staatsdienern genannt werden. Es sind die Regenten, deren in jeder Residentie einer vorhanden ist. Er wird einer angesehenen, gewöhnlich altadeligen, eingeborenen Familie entnommen, in der, der Landesfitte entsprechend, zur Erhöhung seines Ansehens das Amt vielfach erblich ist. Einem, dem Volke verständlichen Vergleiche nach, steht er zu dem Residenten im Verhältnis des jüngeren Bruders zum älteren. Er vermittelt Anliegen und giebt Ratschläge in Angelegenheiten, die nur dem mit der Landesfitte genau vertrauten geläufig sind. Alle die eingeborene Bevölkerung betreffenden Angelegenheiten gehen durch seine Hand. Zur Seite steht ihm ein Sekretär, patih genannt, und unter ihm existieren wieder Distrikthäupter (wedanas) und weiter assistent wedanas.





Sumatra





Allee von Baringenbäumen im botanischen Garten in Buitenzorg (Sava).



Allee von Baringenbäumen im botanischen Garten in Sultenzorg (Java).

Faint, illegible text, possibly bleed-through from the reverse side of the page.



Markt in Padang-Pandjang.

Penang, ein Hafen der Straits-Settlements auf der Halbinsel Malakka, bildet den Ausgangspunkt unserer Reise, wo ich im Februar den Dampfer „Keael“ der holländischen Paketvaart-Maatschappij bestieg. Die Schiffe dieser Linie vermitteln den Verkehr in ganz Niederländisch-Indien. Ihre Einrichtung ist dem Klima vortrefflich angepasst, die Verpflegung zufriedenstellend und vielfach sehr gut, — ein wohlthuender Gegensatz zu den unglaublich schlechten Verhältnissen bei der englischen British-India-Company, die den Lokalverkehr zwischen den Häfen der Straits-Settlements, Birmas, Indiens und Ceylons beherrscht, und die ich in den letzten Wochen zur Genüge genossen hatte.

Zu Nutz und Frommen von Asienfahrern will ich gleich hier meine persönlichen Ansichten über die nach dem Osten führenden Dampferlinien vom Stapel lassen. Ich spreche nur allgemein Anerkanntes aus, wenn ich die deutschen Dampfer (des Norddeutschen Lloyd in Verbindung mit der Hamburg-Amerika-Linie) als die unbedingt besten bezeichne. Die Schiffe sind von neuester Bauart, groß und bequem eingerichtet; die Verpflegung ist vortrefflich, Offiziere und Bedienung sind freundlich und aufmerksam. Von Bremen oder Hamburg geht es abwechselnd alle zwei Wochen in vierzehn Tagen nach Neapel und von hier durch den Suezkanal in weiteren sechzehn Tagen nach Colombo. Dann wird Penang und Singapore berührt, wo infolge einer Vereinbarung mit

Pflüger, Smaragbinseln der Sübsee.

der holländischen Gesellschaft stets Anschluß nach Padang und Deli auf Sumatra, sowie nach Batavia zu finden ist, während besondere Zweiglinien dreimonatlich die Verbindung von Singapore über Deutsch-Neuguinea nach Australien (und ebenso von Hongkong aus) herstellen. Endlich erreicht man Shanghai und die Häfen Japans, durch Anschluß in Shanghai auch Kiautschau.

Als zweite nenne ich die französische Gesellschaft „messageries maritimes“. Ihre Schiffe fahren von Marseille über Brindisi nach Asien. Mit Ausnahme einiger neuerer Bauten sind sie freilich veraltet, die Sauberkeit läßt viel zu wünschen übrig, und der Umstand, daß auf den älteren Schiffen nur ein durchlaufendes Deck sich befindet, vorne von den Zwischendeck-Passagieren und allem möglichen Getier, hinten von den Passagieren erster und zweiter Klasse benutzt, ist nicht gerade angenehm. Dafür ist aber die Verpflegung vortrefflich und der à discretion gereichte Wein und Cognac eine sehr erfreuliche Eigentümlichkeit.

In letzter Linie sind die englischen Schiffe der alten P. & O.-Linie zu nennen, die nur noch von ihrem verblichenen Ruhme und den englischen Beamten, die sie benutzen müssen, lebt und nur von Stockengländern, bei denen der Patriotismus selbst in der Magen-egend nicht aufhört, gelobt wird. Die Schiffe sind zwar sauber, aber veraltet. Die Verpflegung ist schlecht, die Bedienung durch arrogante Stewards miserabel, und bei den Offizieren vermißt man jene auf deutschen Schiffen so angenehm berührende Höflichkeit und Zuvoorkommenheit. Auf einem P. & O.-Dampfer ist man eben ein ganz gewöhnlicher Passagier, auf den das gesamte Schiffspersonal vom Kapitän bis zum Steward mit ausgesuchter Verachtung herabsieht, und man kann jedem Reisenden nur aufs dringendste empfehlen, in einem Anschlußhafen lieber ein paar Tage zu warten, um ein deutsches, vielleicht auch ein französisches Schiff zu erwischen.

Schlechte Verpflegung scheint eine Haupteigentümlichkeit englischer (und auch amerikanischer, also „angelsächsischer“) Schiffe zu sein. Auf den Dampfern der British-India-Company ist sie einfach ungenießbar. Ich habe es dort erlebt, daß die gesamte, aus 40 Personen bestehende Gesellschaft einmütig sämtliche warme Schüsseln zurückwies und sich tagelang von kaltem Hammelfleisch und Kartoffeln mit Salz nährte.

Den österreichischen Lloyd und die italienische Linie kenne ich nicht aus eigener Erfahrung. Doch können sie sich nach allgemeiner Meinung mit den deutschen Schiffen nicht messen. Mit der japanischen Linie Nippon-Yusen-Kaijsha habe ich im Stillen Ocean Bekanntschaft gemacht

und das Essen mittelmäßig, die Offiziere sehr nett, das Schiff einfach, aber sauber gefunden. Endlich sind die beiden holländischen Linien, Stoomvaart-Maatschappij Nederland, und der Rotterdamsche Lloyd zu nennen, die nur nach Padang und Batavia fahren, und recht gut sein sollen.

Himmelschreiende Preise sind auch das einzige, was an unserer Paketvaart-Maatschappij auszuweisen ist. Kostet doch die Reise von Singapore nach Humboldtbai, dem östlichsten Punkte auf der Nordküste von Holländisch-Neuguinea, die Kleinigkeit von 644 Gulden, während der Norddeutsche Lloyd für die 850 Meilen größere Strecke nach Herbertshöhe, bei gleichem Komfort, nur 270 Gulden verlangt.

Unser „Reael“ dampfte in schneller Fahrt durch die Meerenge zwischen Penang und der malayischen Halbinsel. Ein letzter Blick auf die freundliche, weiße Stadt, mit grünbewaldeten Granithügeln im Hintergrunde; auf die flache, palmenbestandene Küste Asiens und ihre mächtigen blauen Berge; auf die Rauchwolke am fernen Horizont, die den Schloten des größten Ostasien-Dampfers, des „König Albert“, mit seinen 10 000 Tonnen entstieg. Auf ihm hatte ich die Reise von Colombo nach Penang ausgeführt und zum letztenmal für lange Zeit die schwarz-weiß-rote Flagge begrüßt, die dem mit Riesenschritten in Ostasien sich entwickelnden deutschen Handel voranweht. Als ich mit freudigem Stolze das prachtvolle Schiff vor wenigen Monaten auf seiner ersten Reise im Hafen von Hongkong liegen sah, flatterten nicht weit davon die Kriegsflaggen des stattlichen deutschen Geschwaders, mit dem Bruder des Kaisers an Bord. Sie verkündeten den Willen eines starken, freien Volkes und die Thatkraft seines Oberherrn: *navigare necesse est, vivere non est necesse!* — wie kein anderer hat unser Herrscher die Wahrheit des alten Spruches der Hansa, jener Schöpfung eines kraftvollen, trotzigem Bürgertums, erkannt. In diesen Tagen beriet der Reichstag über die Vermehrung der deutschen Flotte. Ihre Notwendigkeit begreift jeder, der mit einem halben Groschen Verstand behaftet die Welt durchwandert, die ungeheuren Vorteile erkennt, die der Schutz schwimmender Festungen dem Handel und Volkswohl der großbritannischen Inseln gebracht hat. Wie wär's, wenn für die Reichsboten eine Weltreise obligatorisch gemacht würde, wenn man zum mindesten diejenigen Herren, die durch örtliche Verhältnisse und der Art ihres Berufs in enggezogene Schranken gebannt sind, in fremde Länder schickte, unter vernünftiger Führung und — wohlverstanden! — unter Entziehung von Bier und Sauerkraut? Alles weitere darf man, glaube ich, getrost den mächtigen Eindriicken

überlassen; dem frischen Winde da draußen hält selbst die festeste Nachtmütze nicht stand.

Nun, während mein Schiff in ruhiger Fahrt die grünen Wellen durchschnitt, geschah vielleicht gerade das Erhoffte, zerschellten Eugens, des Philisters, dröhnende Bierreden und das doktrinäre Geschwätz der Socialdemokraten an dem neuerwachten Kraftbewußtsein der deutschen Nation und dem gesunden Menschenverstande seiner Führer. Mit dieser Überlegung beruhigte ich meine patriotische Anwandlung und ließ mir das vortreffliche, vom javanischen Schiffskoch bereitete Mittagsmahl in der Kajüte schmecken.

Ja, die Kajüte! Es wäre sehr nett da unten, wenn das Thermometer nicht 30° Celsius zeigte und nicht die Punka fehlte. Der Holländer haßt dies harmlose Instrument, einen großen Fächer, über den Köpfen schwingend, und durch eine Schnur von einem Kuli bewegt. Man findet ihn in allen englischen Kolonien, er bildet dort die unentbehrliche Zierde des Speisesaals, des Bureaus und verbreitet seinen erfrischenden Luftzug selbst im Schlafzimmer. Warum die Mynheers seine Vorzüge nicht zu würdigen wissen, ist mir unverständlich. Vielleicht leitet sie die auch in Deutschland verbreitete Furcht vor „Zug“ und Haarschwund, die in einem kalten Klima angebracht, hier aber ganz deplaciert ist.

Die Nacht war unerträglich heiß, trotzdem ich neben dem offenen Fenster schlief. Das Morgenbad in der gut eingerichteten „Badkamer“, mit lauwarmen Salzwasserdouche und dito Süßwasservorrat zum Übergießen, bot eine nur mangelhafte Erquickung. Um so bereitwilliger ergab ich mich der Zwanglosigkeit in Bezug auf die Kleidung, die in allen holländischen Kolonien gang und gäbe ist. Der Neuling ist zuerst etwas erstaunt, morgens am Kaffeetisch und mittags beim Frühstück die Damen in einem leichten Unterrock aus gemustertem Kattun (dem Sarong der Eingeborenen), weißer Nachtjacke und Pantoffeln an den nackten Füßen, die Herren im Schlafanzug (Kattunhose und Jacke), dito Schuhwerk, sonst nichts erscheinen zu sehen. Und in der That besteht wohl kein Zweifel, daß selbst in den besseren Kreisen der holländischen Gesellschaft diese Zwanglosigkeit erheblich über das Maß hinauschießt, das der Europäer mit Rücksicht auf gesellschaftlichen Verkehr und auf die Respektstellung dem Eingeborenen gegenüber wahren muß. Wenn die eben beschriebenen Gestalten sich den ganzen Tag auf Sofas und Liegestühlen herumräkeln und jedem Vorbeiwandelnden die nackten Füße beinahe ins Gesicht stecken, so ist das höchst unschön. Es

kommt hinzu, daß insbesondere die Kleidung der Damen von abschreckender Geschmacklosigkeit ist. Der braun und gelb gemusterte Sarong, auf dem braunen, zierlichen Körper der eingeborenen Javanerin von malerischer Wirkung, paßt ganz und gar nicht zu der weißen Nachtjacke und der hellen Hautfarbe, und so eine koloniale „Mevrouw“ bietet vielfach alles andere als einen eleganten Anblick.

Indessen, ebensowenig kann man im Zweifel sein über die erheblichen Vorteile dieses Systems gegenüber dem ungemütlichen und bei der Hitze total unangebrachten Zwang in den englischen Kolonien. Hier erscheinen die Damen stets in geschlossenen, wenn auch leichten Kostümen, die Herren in weißen Drillanzügen mit dem grauenhaften, gestärkten Manschettenhemd. Abends sieht man beide Geschlechter in full dress, das weibliche ausgeschnitten, das männliche im Frack oder nur selten in einem vernünftigen weißen Jäckchen, im Schnitt ähnlich den dito Kleidungsstücken, mit denen bei uns die Piccolos umhüllt sind. Eine unzureichendere Tropenkleidung als das europäische Gesellschaftskostüm kann man kaum ersinnen. Für meinen Geschmack liegt die Wahrheit in der Mitte. Ein leichter, weißer ungestärkter Anzug mit baumwollenem Unterzeug und weißem oder gelbem Schuhwerk; er ist weder warm, noch unkleidlich und unästhetisch.

Zu meiner Freude kann ich konstatieren, daß diese einzig zweckmäßige Kleidung in derjenigen deutschen Kolonie, die ich später genau kennen lernte, in Herbertshöhe im Bismarck-Archipel, als Gesellschafts-, Besuchs- und Arbeitskostüm allgemein getragen wird. Niemandem fällt es dort ein, sich und seinen Mitmenschen durch Frack und naßgeschwitzte Kragen das Leben unangenehm zu machen. Gewisse Leute lieben es, über angeblich mangelnde Befähigung der Deutschen im Kolonisieren zu rasonnieren. Ich aber glaube, daß verständige Körperhüllen nicht das einzige sind, was fremde Nationen, die Engländer nicht ausgenommen, getrost sich bei uns zum Muster nehmen können.

Übrigens muß erwähnt werden, daß der Holländer zur Hauptmahlzeit abends vollständiger bekleidet, meist im schwarzen Bratenrock, erscheint und so von einem Extrem ins andere fällt. Auch bei Besuchen ist dies furchtbare Möbel unerlässlich, wenn man nicht, wie ich, es vorzieht, den leichteren Frack als Mädchen für alles zu benutzen.

Der Morgenkaffee war ein wirklicher Genuß. Er wird aus kaltem Extrakt mit einem beträchtlichen Quantum heißer Milch bereitet. Ich habe nirgends, selbst im bohnenberühmten Österreich nicht, etwas ähnlich Delikates genossen. Dann ging's an Deck, wo seit einer Stunde

die Küste Sumatras in Sicht war. Wir näherten uns dem Orte Edi, an der Ostküste im Gouvernement Atjeh gelegen, und gingen einige Kilometer von Land in seichtem, schmutzig-grünem Wasser vor Anker.

Ehe ich den Leser einlade, mit mir den Boden Sumatras zu betreten, seien einige orientierende Bemerkungen über die große Insel vorausgeschickt.

Einfach und klar ist ihr Aufbau. Die ganze Westküste entlang, von der Nord- bis zur Südspitze, zieht sich ein mächtiges Kettengebirge, teilweise durch einen schmalen Küstenstreifen von der See getrennt, teilweise steil aus ihr zu beträchtlichen Höhen ansteigend. In großer Zahl sind ihm Vulkane aufgesetzt; sie bilden eine fortlaufende Reihe, die in Java ihre Fortsetzung findet. Kleine Flüsschen ergießen sich in das Meer, und auf der Höhe finden wir fruchtbare Hochplateaus, wie diejenigen, aus denen die Padangschen Hochlande zusammengesetzt sind.

Nach Osten senkt das Gebirge sich langsam zu einer breiten, im Laufe der Jahrtausende aus dem Schutt des Gebirges gebildeten Alluvialebene herab. Sie ist durchflossen von großen Strömen, die Jahr für Jahr dem Meere Boden abgewinnen und allmählich die seichte See zwischen Sumatra und Borneo zuschütten werden.

In dem sumpfigen Boden und unter dem Einfluß der feuchten Winde entwickelt sich hier eine Vegetation von unbeschreiblicher Fülle und Pracht. Man darf sagen, daß ganz Sumatra von dichtem Urwald bedeckt ist, in den die Hand des Menschen erst wenige Lücken geschlagen hat. Von der Ebene bis zum Gipfel der höchsten Vulkane zieht sich ein undurchdringlicher, grüner Mantel. Große Strecken des Landes sind vollständig unbekannt, da die Wildnis sowohl wie der fieberbringende Hauch der Sümpfe das Vorwärtsdringen erschwert.

Reich wie die Flora, ist auch das Tierleben dieses Wunderlandes. Elefanten und Rhinocerosse durchziehen das Dickicht. Hoch oben schwingt sich der Orang-Utan von Wipfel zu Wipfel. Bären erklettern die Kokospalmen der Dörfer, in den Flüssen haust das Krokodil, und der flüchtige Hirsch fällt dem lauernden Tiger zur Beute. Viele Affenarten, das Tapir, unter den Vögeln der Pfau, der Drongowürger und der Nashornvogel, Riesenschlangen, unzählige Schmetterlinge und Käfer sind als charakteristisch zu nennen.

Die zahlreichen Malayenstämme, die die Insel bewohnen, sind in sehr verschiedenem Grade civilisiert. Muhammedaner sind im Norden die Atjeher, in den Padangschen Hochlanden die Malayen, in den südlichen Gegenden die Javaner. Dazu kommt der große Stamm der

heidnischen Bataker südlich von Atjeh. Von diesen höher entwickelten Völkerschaften steigen wir herab zu kleineren Stämmen, unter denen die Kubus, baumbewohnende Waldmenschen, auf der niedrigsten Stufe der Menschheit stehen.

Politisch ist die ganze bunte Gesellschaft theils in eine Unzahl kleiner, unabhängiger oder zu Holland im Vasallenverhältnis stehender Fürstentümer gegliedert, theils finden wir Distrikte, die direkt der Kolonialverwaltung unterstellt sind, wie die Padangschen Hochlande. Wir unterscheiden das Gouvernement von Sumatras Westküste (Residentenschaften Padangsche Tieflande, Padangsche Hochlande, Tapanuli), das Gouvernement Atjeh, die Residentenschaft der Ostküste mit dem Sitz im Tabakslande Deli, die Residentenschaften Palembang, Benkulen und die Lampongschen Distrikte im Süden.

Von Bedeutung für den Weltmarkt ist nur die hochentwickelte Tabakskultur in Deli und der Kaffee der Padangschen Hochlande. Welche Schätze sind noch zu heben, wenn man erst mit Energie und Unternehmungslust, zwei Dingen, die den Holländern von heute fehlen, an die Urbarmachung der ungeheuren Wälder gehen wird. Dazu kommen Mineralreichtümer, an deren Ausbeutung erst in letzter Zeit gedacht wurde, — wie, das ist in der Einleitung gestreift worden. Nur die staatlichen Kohlenminen des Umbilienfeldes im Padangschen Hochland machen eine rühmliche Ausnahme.

Über die Geschichte Sumatras im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung ist wenig bekannt. Hindus wanderten frühzeitig ein und gründeten anscheinend kleinere Reiche. Durch handeltreibende Araber verbreitete sich seit dem 10. Jahrhundert der Islam an den Küsten, insbesondere des Nordens, und Moslemstaaten wurden gebildet. Dann kamen die Entdeckungsreisen der Portugiesen, die sich in Paseih festsetzten und in kriegerische Verwicklung mit Atjeh gerieten, ohne indessen die Oberhand gewinnen zu können. Bald darauf setzten auch die Holländer von Java aus Fuß. Die Vereinigte Ostindische Compagnie schloß Freundschaft mit dem Sultanat Atjeh, und zahlreiche Kaufleute ließen sich dort nieder. Im Westen setzte sie sich in Padang fest, gründete Niederlassungen und ein Hauptkontor, meisterte die einheimischen Fürsten und drang energischer gegen Atjeh vor, mit dem sie in Verwickelungen geraten war. Als aber die Engländer, aus dem javanischen Reiche Bantam von den Holländern vertrieben, sich in Benkulen südlich von Padang einnisteten und natürlich munter gegen ihre alten Feinde mit den einheimischen Staaten zusammen konspirierten, als

ferner Mißwirtschaft in der Holländischen Compagnie einriß, sank deren Macht langsam, aber stetig und war zu Ende des 18. Jahrhunderts fast ganz erloschen.

Das 19. Jahrhundert sah dann erhebliche Fortschritte der holländischen Herrschaft. Über die Padang'schen Lande werden wir an anderer Stelle berichten. Ein großer Teil des Batakerlandes wurde seit 1860 auf Wunsch der Bevölkerung nach und nach einverleibt. In Benkulen erbte man die Herrschaft der Engländer, in Palembang ward nach langen Streitigkeiten das Sultanat in der Mitte des Jahrhunderts vernichtet, Sial verzichtete 1884 auf die Küstenländer, die jetzt die Residentschaft der Ostküste bilden, und die Lampongschen Distrikte wurden ohne Mühe genommen.

Von größerem Interesse und durch den unglücklichen Krieg allgemein bekannt, sind die Verwickelungen mit Atjeh. Dieser kriegslustige Stamm äußerte seinen Thatendrang in Seeräuberei und Menschenraub, dem die holländischen Behörden, gebunden durch eine Klausel in dem 1842 mit England geschlossenen Vertrage, nicht zu steuern vermochten. Der Vertrag sicherte den Kaufleuten Englands die Berechtigung, Handel in Nordsumatra zu treiben, und verpflichtete Holland, dort zwar für Frieden und Sicherheit zu sorgen, ohne aber die Unabhängigkeit Atjehs anzutasten. Das perfide Albion hatte wieder einmal verstanden, den Schein zu wahren, aber den Gegner gründlich über den Löffel zu barbieren. Denn jegliches kraftvolle Auftreten war dadurch unmöglich gemacht, ein Pfahl im Fleische des Gegners gelassen, und jederzeit der Grund zur Einmischung vorhanden. Ein neuer Vertrag machte 1872 diesem Zustande ein Ende, und Holland wurde bald darauf zu energischem Auftreten gezwungen, als es vernahm, daß der Sultan mit Amerika und Italien Verhandlungen angeknüpft habe. Schleunigst wurde ihm ein Ultimatum gestellt und nach ausweichender Antwort im März 1873 der Krieg erklärt.

Dieser Krieg zeigt an einem Beispiel, wie ein Krieg nicht geführt werden muß. Energisches Vorgehen tapferer Generale und Gegenbefehle einer alles besser wissenden Civilbehörde, Strenge in der Behandlung des Feindes und vorsichtige Milde wechseln bunt miteinander ab. Jeden Augenblick wird ein neuer „Operationsplan“ entworfen, bald die Küste blockiert, bald nicht. Wir können uns bei den Einzelheiten nicht aufhalten, — genug, daß die erste Expedition eine Niederlage erlitt, während es der zweiten glückte, den Kraton, d. h. den ummauerten Palast des Sultans, in Kotaladja zu nehmen, sich dort

festzusetzen und im Lande ringsherum eine Postenkette zu spannen. Nun begann, von den Holländern mit wechselnder Energie bekämpft, ein endloser Guerillakrieg, der bald eingeschlafen zu sein schien, bald in neuer Kraft erwachte. Krankheiten decimierten das Heer, und die Einmischung der Civilbehörde lähmte die Thätigkeit der Offiziere. Schließlich wurde 1884 eine sogenannte „konzentrierte Stellung“, statt der bisherigen weitgedehnten Postenkette, bezogen, innerhalb deren Ruhe und Ordnung herrscht, oder nur selten gestört wird. In neuester Zeit endlich ist es gelungen, den Hauptanführer des Feindes zu töten, so daß es den Anschein hat, als wenn die Sache endlich zu Ende gehen wollte.

Alles dies bezieht sich auf das eigentliche Sultanat Atjeh, Groß-Atjeh genannt. Mehrere Duzend Vasallenstaaten an der Küste erkannten die Herrschaft Hollands an, und das Gouvernement „Atjeh en onderhoorigheden“ umfaßt sie unter letzterem Namen. Der Gouverneur wohnt in Kota-radja in dem alten Kraton des Sultans. Der zugehörige Hafen Melehle ist durch eine Schmalspurbahn mit dem Hauptort verbunden; eine weitere Bahn verbindet die Posten der konzentrierten Stellung und schiebt sich bis Selimeum vor. Es kommt nicht selten vor, daß auf den Zug aus der Ferne geschossen wird.

Wir behalten uns vor, später in einer Niederlassung der Onderhoorigheden den Fuß auf Sumatras Boden zu setzen. Vorläufig liegen wir vor Edi.

Die ganze Ostküste Sumatras ist, wie wir wissen, flaches Alluvialland. Bei Edi beträgt die Breite dieses Landstreifens rund 40 km. Im Hintergrunde der grünen Fläche erhebt sich das blaue Gebirge, aus dem der mächtige, breite Gipfel des Gunung Temin hervorragt.

Die Niederlassung Edi besteht, wie alle Militärstationen in diesem Teile Sumatras, aus wellblechgedeckten Holzgebäuden am Strande, mit Gitter- und Stacheldrahtumzäunung, von Casuarinen beschattet. Weiter ins Land hinein beginnt üppige Vegetation, vorherrschend Kokospflanzungen, in deren Schatten einige Dörfer sogenannter „friedlicher Atjeher“ liegen. Mein Reisegefährte von Penang verließ hier das Schiff in Begleitung seiner Koffer und schwerer Geldkisten voll Silberdollars. Er hatte, etwa 10 km im Hinterlande entfernt, reichhaltige Petroleumquellen entdeckt und begonnen, sie unter dem Schutze der Militärstation auszubeuten. Auf einen Kanonenschuß unseres Dampfers lösten sich Boote vom Ufer ab, brachten die Post und übernahmen einige Güter. Ein Offizier und eine Anzahl malariafranker Soldaten kamen an Bord, um nach dem Padangschen Hochlande, der Gesundheits-

station Sumatras, gebracht zu werden. Auch Besuch von zwei kleinen Regierungsdampfern stellte sich ein und plauderte über die letzten Nachrichten vom Kriegsschauplatz in Südafrika. Wieder ward ein Kanonenschuß gelöst, und weiter ging es die flache Küste entlang. Leichte Wolkenschleier verbargen die Aussicht auf das Gebirge, der Wind schlief ein, und die Hitze wurde mit steigender Sonne fast unerträglich.

Das Frühstück wurde mittags eingenommen, als wir gerade den Diamantpunt, eine vorspringende Küstenecke, umschifften. Rijstafel wird diese eigenartige, in ganz Holländisch-Indien gebräuchliche Mahlzeit genannt. Ihr Hauptbestandteil ist, wie der Name besagt, gekochter Reis, mit einer schwachen, gelben Kurrysauce übergossen. Zu dieser *pièce de résistance* werden nun eine Unzahl, manchmal 20 bis 30 Schüsseln gereicht, mit Fleischstückchen in allen Formen der Zubereitung, Fleischklößen, einem Duzend verschiedener mehr oder minder gepfeffelter Salate und anderer Vegetabilien gefüllt. Der gewissenhafte Esser nimmt von den meisten dieser Zuthaten eine Miniaturportion, mischt die ganze Geschichte mit dem Kurryreis und löffelt das Mischmasch aus. Es vorzüglich zu finden, wie ich, ist Geschmacksache, und so folgt denn gewöhnlich ein gutes Beefsteak mit Salat und Kartoffeln. Beschlossen wird die Mahlzeit mit Früchten und Kaffee.

Es hieße Gulen nach Athen tragen, wollte ich hier in den Lobgesang einstimmen, der in allen Reisebeschreibungen den wundervollen Früchten des Archipels gespendet wird: der großen, stacheligen Durian, die den Engländer Wallace in seinem berühmten Werke zu einem wahren Panegyricus begeisterte; sie stinkt so schauerhaft, daß man sie nur im Freien mit zugehaltener Nase essen kann, aber ihr Fleisch ist von sehr angenehmem Wohlgeschmack, etwa dem Nußcreme gleich. Als zweite nenne ich die köstliche Mangustan; ihre violette harte Schale umhüllt ein zartes, geleeartiges, nach Weintrauben schmeckendes Fleisch. Weiter die birnenartige, gelbe Mango, die große Papaya, Rambutans, Orangen, Bananen, Pampelmusen — wer zählt die Völker, nennt die Namen! Aber eins darf nicht verschwiegen werden: keine einzige dieser Früchte ist an zartem, feinem Geschmack unsern Erdbeeren, Pfirsichen, Äpfeln, Birnen gleich. Wie die duftige Blume des Mosel- und Rheinweins sich verhält zu dem schweren, erdigen Geschmack südlichen Traubensaftes, so die Früchte unseres Nordens zu denen der Tropen. Der liebliche Duft wandelt sich um in gewürzähnlichen, etwas aufdringlichen Geruch. Auch die Ananas, neben der Mangustan die einzige tropische

Frucht, die man den unsern gleichstellen könnte, schmeckt vielfach zu fade, holzig, runkelrübenartig.

Um 4 Uhr warfen wir Anker vor Telok Semawec. Wieder ein Kanonenschuß, Boote kamen herangerudert, und da unser Aufenthalt diesmal nicht so kurz bemessen war, fuhr ich in einem Regierungsboot an Land.

Die Militärstation ist erheblich größer als in Edi. Das flache Land ist halbwegs beruhigt, wenngleich noch recht häufig kleine Gefechte mit einzelnen feindlichen Atjeh-Banden in der Umgebung stattfinden. Erst seit dem vorigen Jahre denkt man daran, auch hier aus dem Lande Nutzen zu ziehen, und wie in Edi, hofft man in der Niederung Petroleumquellen zu finden.

Ich landete an einem großen, weit in die See hineingebauten, hölzernen Pier, an dessen Ende Gitterthore mit Stacheldrahtumzäunung in die Ansiedlung hineinführten. Diese besteht aus hölzernen, wellblechgedeckten Schuppen, in denen die Truppen untergebracht sind, und mehreren einfachen Holzgebäuden, der Poststelle, den Wohnungen des holländischen Assistentenresidenten, der Offiziere etc. Das Ganze ist weitläufig angelegt, umgeben von einem Eisengitter und zwei Stacheldrahtzäunen, zwischen denen spikige Aloes gepflanzt oder Stacheldrahtnetze ausgespannt sind. Dreifache gut verwahrte Gitterthore führen ins Freie, und an den Ecken des Lagers sind kleine, hölzerne Wachtürme angebracht.

In Abwesenheit des Assistentenresidenten machte ich dem Kontrolleur, einem jungen Holländer, meine Aufwartung. Er erlaubte mir bereitwilligst, die Umgebung zu besuchen, mahnte indessen zu einiger Vorsicht, und gab mir einen eingeborenen Soldaten als Führer mit.

Wir durchschritten die hinteren Thore und gingen auf einem langen, aus Korallenblöcken aufgehäuften Damm in das Hinterland, wo man unter Kokospalmen ein paar Dörfer erkannte. Rechts und links dehnte sich sumpfiges Gelände, von kleinen Kanälen durchschnitten, mit wenigen Grasflächen für weidendes Rindvieh. Hinter den Kokospflanzungen erhob sich ein niedriger, gestrüppbewachsener Höhenzug von dünenartigem Charakter, und hinter diesem, etwa 1000 m hoch, ein langer, blauer Gebirgsrücken, dessen Fuß ca. 15 km von der Küste entfernt ist. Er bildet die nördliche Grenze des Berglandes im Innern.

Den Damm entlang schreitend, erreichten wir bald die Eingeborenenansiedlung, verstreute, ärmliche Hütten, auf zwei Meter hohen Pfählen

erbaut, mit Bretterwänden und Dächern aus Palmblättern, überschattet von Kokospalmen und Bananen.

Das ist die charakteristische Form des malayischen Wohnhauses, wie wir sie, natürlich mit erheblichen Abweichungen in Bezug auf Größe und Ausstattung, im ganzen Archipel wiederfinden. Wenn auch die Methode, die Häuser auf Pfähle zu setzen, keineswegs aus hygienischen Überlegungen der biederen Naturkinder, sondern aus der alten Gewohnheit zu erklären ist, sich in oder nahe dem Wasser anzusiedeln, so muß doch



Malayisches Haus in Atjeh.

betont werden, daß es eine vernünftiger Bauart in den Tropen nicht giebt. Durch den Boden der Hütte, aus elastischem Bambusgeflecht oder aus dünnen Bambusrohren gefertigt, kann die Luft ebenso frei cirkulieren wie durch die gebrechlichen Wände. Das Maß der Dünste, die sich in einer solchen Behausung entwickeln, wird so auf ein, für europäische Nasen freilich recht beträchtliches, Minimum reduziert und der Verrottung des Holzes vorgebeugt. In der That ahmen die Europäer diesen Baustil allgemein nach. Weniger erfreulich ist allerdings, daß ein böser Feind, wie das dann und wann vorkommen soll, den

ahnungslos auf dem Boden Schlafenden von unten recht unangenehm in der Magengegend kitzeln kann.

Der Weg wandte sich mit scharfer Biegung südlich durch das Dorf, ein flacher Fluß ward auf eiserner Brücke überschritten, und weiter ging es auf dem Damme durch Sumpf und Gestrüpp. Widerliche Dünste füllten die Luft, und zahlreiche Moskitos gaben die beste Erklärung für das Renommee der Gegend als Malarianest. Sind doch im letzten Jahre von der Garnison 46% am Fieber erkrankt.

Einzelne Eingeborene begegneten uns in ihrer charakteristischen Tracht; sie ist in den Grundzügen im ganzen Archipel dieselbe. Um die Hüften wird ein breites, in braunen und gelben Mustern gefärbtes Tuch, der Sarong, gewickelt, der bis auf die Knie herabfällt und unter welchem meist eine kurze Hose getragen wird. Der Oberkörper ist nackt; nur reichere erfreuen sich einer bunten, kurzen Jacke. Ein farbiges Kopftuch umschlingt turbanähnlich die Stirn. Das breite, schön verzierte Schwert, Kewang genannt, und der Kris, der malayische Dolch, beide in merkwürdig geformten Holzsheiden, stecken im Gürtel. Der Griff des Atjehkris ist ein langer, dünner, schwarzer Holzstafen.



Atjeher in Telot Semalwee.

Die Weiber drapieren den Sarong im allgemeinen so, daß er länger herabfällt; darüber wird eine längere Jacke und um die Schultern ein Tuch als Schärpe getragen, oder zum Lasttragen benutzt. Ihr Haar ist glatt zurückgekämmt und zu einem Knoten geflochten, das der Männer kurz geschnitten.

Unser Weg führte längs des Sumpfgürtels mit scharfer Biegung der Küste zu. Der feuchte Boden war siebartig durchlöchert, unzählige Landkrabben kribbelten wie Ameisen durcheinander und verschwanden in ihren Gemächern. In den Dümpeln tummelte sich alles mögliche Getier, Fische, Frösche, Molche und Kaulquappen, und zierliche Vögel schwebten in raschem Fluge über die Wasserfläche.

Bald wurde ein kleines Flüsschen erreicht und auf einer Brücke überschritten, wenn man auf unsere, eines Blondin würdigen Bewegungen der Extremitäten diese solide Bezeichnung anwenden will. Denn die sogenannte Brücke war nichts weiter als ein langer, schlüpfriger Balken, mit rudimentärem Bambusgeländer. Ich bin hier schuldig zu erwähnen,

daß man, besonders in Java, sehr hübsche und zierliche Brückenkonstruktionen aus Bambus findet, die der Ingenieurkunst der Malayen ein rühmendes Zeugnis ausstellen.

Driiben erhoben sich armselige Hütten auf wackligen Pfählen, ein Fischerdorf „friedlicher Atjeher“. Dunkelfarbige Kerle waren in Haufen versammelt. Für ihre sanfte Gesinnung legten große Schwerter und mächtige, uralte Steinschloßflinten ein nicht gerade rühmendes Zeugnis ab. Wir schritten unangefochten hindurch, und ein schmaler Kahn brachte uns an das andere Ufer des Flusses stromabwärts.

Hier landeten wir bei einer Ansiedlung nicht weit vom Fort, und trafen die unvermeidlichen Chinesen an, die überall im Osten, besonders aber im malayischen Archipel, den Kleinhandel an sich gerissen haben. In der Dorfstraße stand Laden an Laden mit allem möglichen Krimskrams, eine wenig appetitliche Garfläche, verschiedene Hütten, das Ganze umgeben von einem Holz- und Stacheldrahtzaun. Ich entließ meinen Soldaten, einen biederen alten, etwas holländisch und englisch radebrechenden Malayen aus Padang, und bestieg das Boot. Ein herrlicher Sonnenuntergang, wie ihn nur die Tropen kennen, spiegelte sich im Wasser. Auf dem Azurblau des Himmels schwammen in der Farbe rotglühenden Metalls unzählige zarte Wölkchen, der westliche Horizont leuchtete wie der offene Rachen eines Riesenofens, und oben lag lang hingestreckt eine Wolkenbank, die in den schönsten, zartesten Perlmutterfarben glänzte. Vom dunklen Graublau des Ostens hob sich eine Herde rosafarbener Schäfchen ab, und das glatte Meer bot alle Töne vom stumpfen Grau bis zum tiefsten Blutrot.

Als die Nacht einsetzte, vernahm man deutlich Kanonen- und Flintenschüsse, und wir wurden belehrt, daß 'mal wieder einige der beliebten Vorpostengefechte mit einzelnen Atjebanden stattfänden. Spät am Abend ging's weiter, die Nacht war angenehm kühl, und am frühen Morgen lagen wir auf der Rhede vor Segli, 60 Meilen weiter westlich.

Die langgestreckten Bergrücken, in ost-westlicher Richtung der Küste folgend, erschienen hier in einer Entfernung von nur zehn Kilometern. Geradeaus hinter Segli, das mit seinen Wellblechschuppen denselben Anblick bot wie Edi und Telok, erstreckt sich ein langer Sattel, über den man nach Großatje, der nordwestlichen Spitze Sumatras geht; rechts erhoben sich die unregelmäßigen Vulkankegel des Selawa betina (950 m) und des Selawa djanten (1700 m).

Nach mehrstündigem Aufenthalt fuhren wir weiter, wieder vermehrt um einige malariafranke Offiziere. Stundenlang genossen wir den An-

blick des wolkenumhüllten Selawa djanten, dessen Fuß dem blauen Meere entstieg. Niedrige Hügel schlossen sich an, zur Rechten wurde die bergige Insel Polo-Weh, geradeaus die Inseln Besas und Nasi-Besar sichtbar, im Hintergrunde erschienen die Berge der Westküste, und bald gingen wir in der großen Bucht von Oehleh vor Anker.

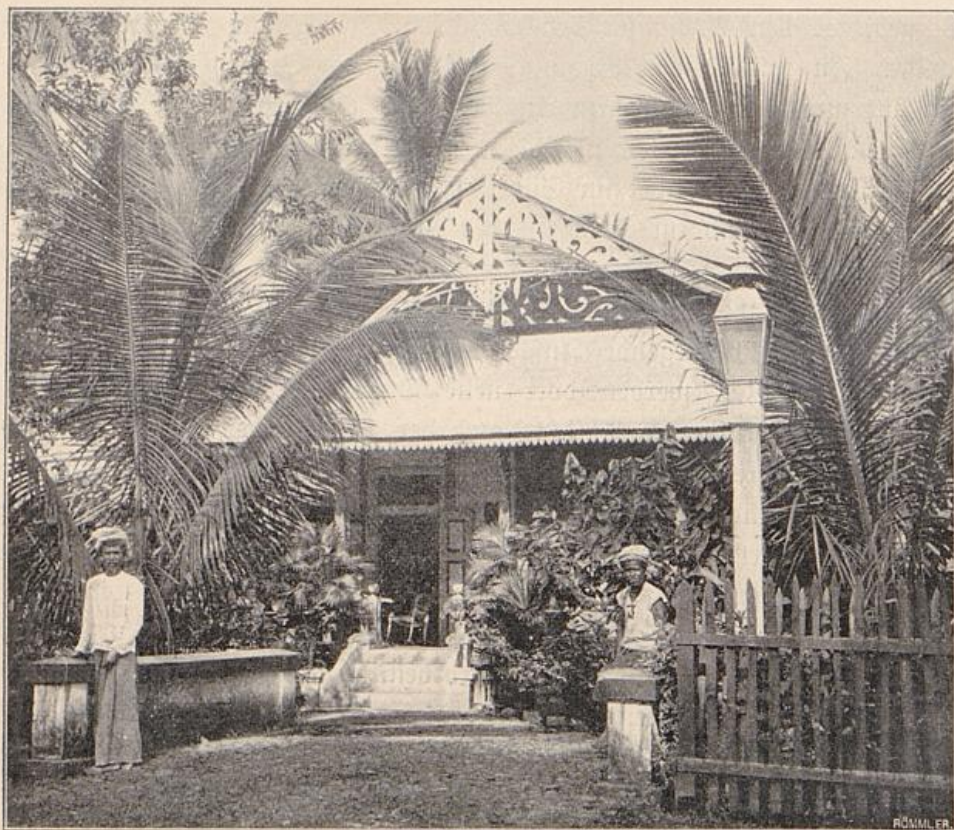
Oehleh, der Hafenplatz für Kota-Radja, der holländischen Niederlassung im Hinterlande, besteht aus wenigen weißen Häusern dicht am Strande. Die Bucht wird im Westen durch ein weit vorgeschobenes Vorgebirge, den Ausläufer der westlichen Gebirgskette Sumatras, geschützt. In nordöstlicher Richtung zieht sich der Strand lang und flach hin bis zum Pedropunt, dem Ausläufer des Höhenzuges der Nordküste. Zwischen beiden Bergketten liegt die breite Alluvialebene des Atjeh-Flusses. Ihren Hintergrund bildet im Süden der dreigipfelige, lange Rücken des Batu mukurah und im Südosten der Vulkankegel des Selawa djanten. Der Hafen ist seicht, und als warnendes Zeichen liegt auf einer Sandbank ein gestrandetes Schiff.

Die gegenüberliegende Insel Poloweh besitzt einen weit besseren Hafen. Zur Zeit werden dort neue Docks gebaut, und es besteht bei den Holländern die Absicht, aus der Insel einen Konkurrenzplatz gegen Singapore und Penang zu machen. Der Deli-Tabak, bisher über Penang und Singapore verschifft, soll durch eine noch zu erbauende Küstenbahn dorthin transportiert und von den großen Dampfern abgenommen werden. Eine Kohlenstation besteht bereits und wird zum Verdruss der Engländer von fremden Kriegsschiffen benutzt. Kurz, man erhofft in der nächsten Zeit einen außerordentlichen Aufschwung Sumatras, eine durch die ungeheuren Reichtümer dieses herrlichen Landes zweifellos gerechtfertigte Erwartung. Es ist nur die Frage, ob England sich die Konkurrenz gefallen lassen oder nach berühmten Mustern Gewalt vor Recht gehen lassen wird.

Von Oehleh führt eine Schmalspurbahn in 15 Minuten nach Kota-Radja, dem größeren, trocken und verhältnismäßig gesund gelegenen Orte. Der Weg geht durch sumpfige Dschungel, mit einzelnen herrlichen Palmenbeständen, die einen Vorgeschmack von der unbeschreiblich üppigen Vegetation im Innern der Insel bieten. Ein alter Chinese schaffte mein weniges Gepäck nach dem kleinen Hotel, wo ich behagliche Unterkunft fand.

Überhaupt sind die Hotels der holländischen Kolonien fast durchweg sauber und gut; sie unterscheiden sich sehr zu ihrem Vorteil von den scheußlichen Unterküften in Britisch-Indien. Die Betten sind wahre Ungeheuer ihres Geschlechts. Die Badekammer, in Indien höhlen-

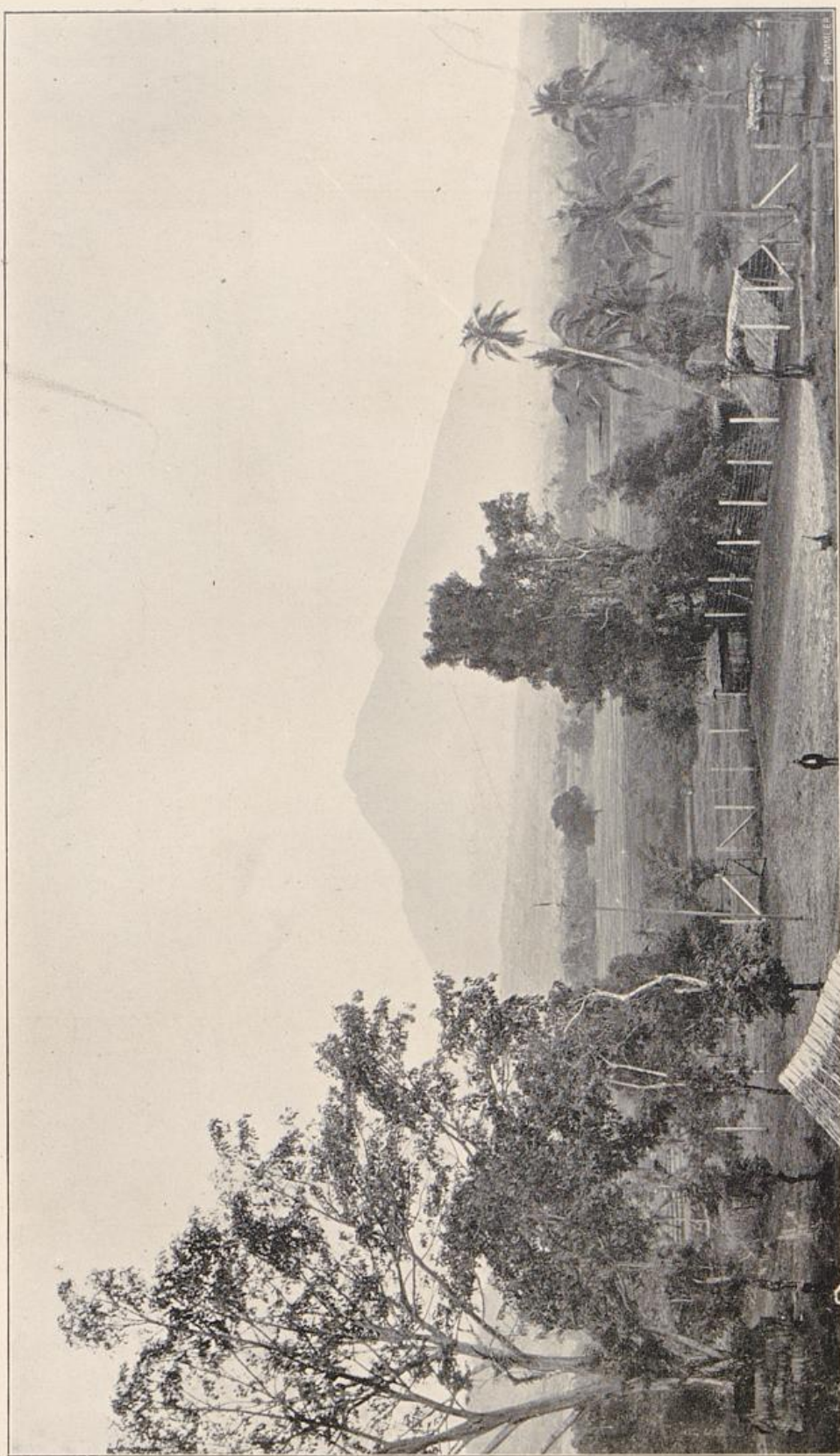
artig klein, mit einem Blechtopf, in dem man kaum einen Fegterrier abseifen kann, ist hier zwar einfach, aber groß und geräumig. Sie befindet sich gewöhnlich im Nebengebäude, zu dem man den Weg ungeniert im Schlafanzug nimmt. Man schöpft mit einem Kübel aus dem großen Wasserfaß und gießt sich den Inhalt über den Kopf. Vielfach ist auch eine Douche vorhanden, die ich in Indien nur in einem Hotel Kalkuttas, und zwar in miserabilem Zustande, gefunden habe. Ein Obergeschoß



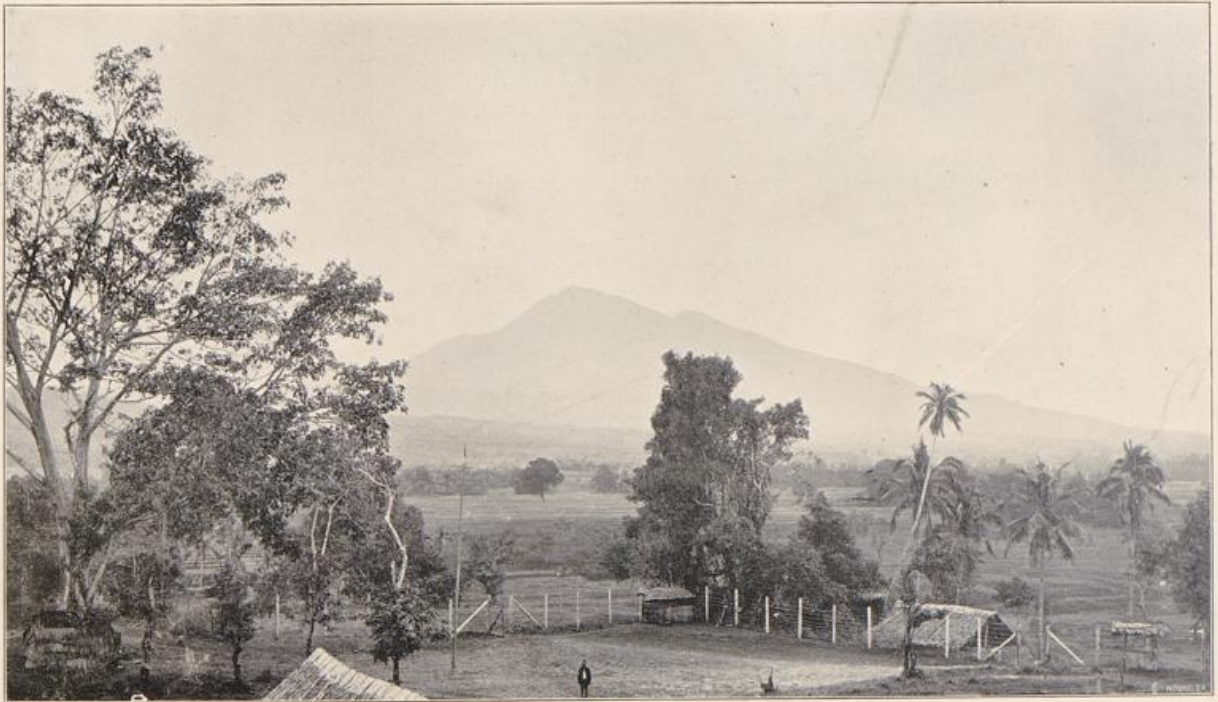
Hotel in Sumatra.

fehlt gewöhnlich, und das Hotel dehnt sich mit seinen barackenähnlichen Bauten weithin aus. Die Mahlzeiten sind durchweg im Preise (fünf bis sechs Gulden per Tag) einbegriffen. Sie bestehen in Kaffee Frühstück, mit kalten Platten und Eiern, der Reistafel und der Hauptmahlzeit am Abend. Als groben Unfug muß man es bezeichnen, daß diese sehr spät, manchmal erst um 9 oder $\frac{1}{2}$ 10 Uhr abends stattfindet, ein weiteres Beispiel für die unvernünftige Lebensweise des Kolonialholländers.

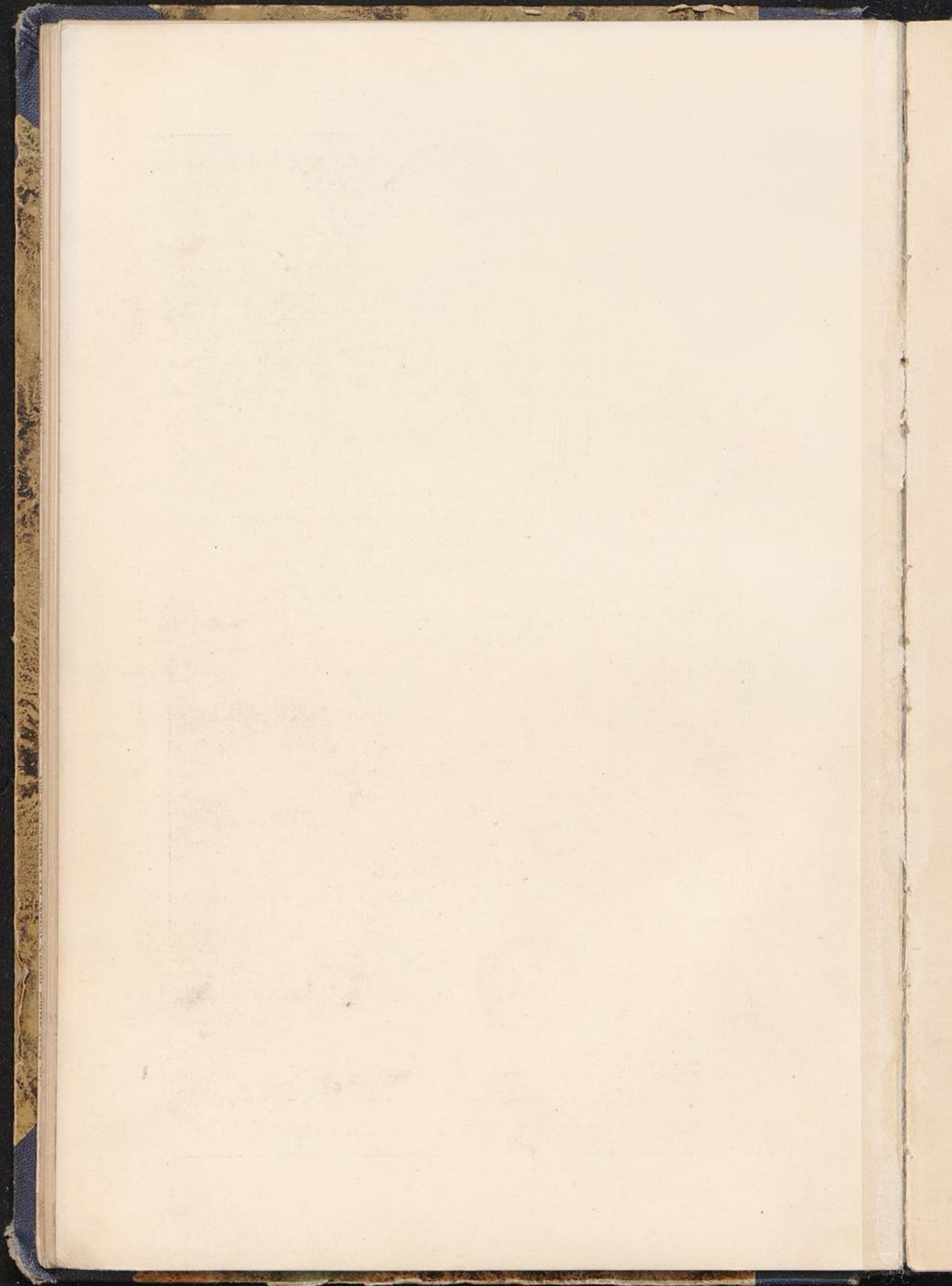
Natürlich darf man in den kleinen Nestern Sumatras, das vom



Sandschaft in Atjeh; im Hintergrunde der Vulkan Selawa djanten (Sumatra).



Sandshoft in Atjeh; im Hintergrunde der Vulkan Selawa djanten (Sumatra).



Fremdenstrom so gut wie gar nicht berührt wird, nicht denselben Komfort erwarten wie im vielbereiften Java. Mit Ausnahme von Padang und Deli findet man nur kleine Gasthöfe mit wenig Zimmern. Aber Bett und Verpflegung sind gut, und der Ton ist sehr gemütlich und familiär. Es sei bemerkt, daß in Sumatra fast alle Hotels im Interesse der reisenden Offiziere und Beamten staatlich unterstützt sind und darum unter einer gewissen Aufsicht stehen.

Unbedingt notwendig ist in den Hotels, wie überall im Archipel, die Kenntnis der malayischen Sprache, dieser lingua franca des Ostens. Die Bedienten, das Volk und vielfach auch die Unterbeamten verstehen kein Wort holländisch. Jeder ansässige Europäer spricht daher mit seinem Diener malayisch.

Die Regierung thut absichtlich nichts zur Verbesserung dieser Verhältnisse, weil sie eine ausgebreitete Kenntnis der holländischen Sprache unter den Eingeborenen für unzweckmäßig hält. Das mag politisch richtig sein, führt aber doch zu großen Übelständen. Die Schalterbeamten der Post und Eisenbahn sind vielfach nicht einmal mit den holländischen Zahlen vertraut genug, um dem Fremden auch nur die einfachste Auskunft auf holländisch geben zu können.

Am unangenehmsten empfindet man eine solche Wirtschaft in einzelnen Hotels Javas, wie in dem Hotel „Bellevue“ in Buitenzorg, die ununterbrochen eine Menge, nur für wenige Wochen in Java reisende Fremde beherbergen. Dort könnte man sich die Mühe geben, der Dienerschaft wenigstens die allergebräuchlichsten Wörter beizubringen, damit der Gast nicht nur auf Zeichensprache angewiesen ist. Zum mindesten sollte sich der Hotelbesitzer verpflichtet fühlen, beim Empfang der Gäste und bei der Tafel selbst zugegen zu sein oder einem holländischen Angestellten diese Sorge zu überlassen. Das ist aber durchaus nicht immer der Fall. Mit der Bequemlichkeit und Indolenz, die den Europäer der holländischen Kolonien auszeichnet, verbringt der „tuan“ den Tag in der behaglichen Ruhe seiner Gemächer, überläßt den unglücklichen Gast vollständig seiner nur malayisch sprechenden Dienerschaft und erscheint nur auf dringendes Verlangen zur persönlichen Audienz.

Also Kenntnis der malayischen Sprache! Erfreulicherweise ist diese Forderung nicht so gefährlich, wie sie klingt, denn es giebt kaum etwas Einfacheres. Die Sprache kennt keinen Artikel, kein Geschlecht, keine Deklination und Konjugation mittels Flexionen. Um sich im Bulgärdialekt, dem sogenannten Küstenmalayisch, verständlich zu machen, braucht

man nur ein paar hundert Vokabeln zu kennen, die man beim Sprechen nach einigen leicht zu erlernenden Regeln einfach aneinander reiht. Tuan ada kuda baik heißt: Du haben Pferd schön, d. h.: Sie haben ein schönes Pferd.

Wer im Archipel reisen will, versehe sich darum rechtzeitig mit der handlichen und praktischen Grammatik von A. Seidel, die man in den ersten Wochen immer bei sich trage. Man lerne die hauptsächlichsten Regeln (nicht etwa auch die arabische Schrift!), und einige Vokabeln. Der Wortschatz bereichert sich von selbst durch das tägliche Sprechen, und schon nach wenigen Tagen kann man sich ausreichend verständigen. Kaum zu erwähnen brauche ich, daß natürlich ein sehr viel genaueres Studium insbesondere der zahlreichen Dialekte nötig ist, wenn man Leben und Sitten des Volkes studieren will.

Kota-Kadja ist die Residenz der alten Sultane von Atjeh, und die Ebene des Atjeh-Flusses der Kern ihres Reiches. Wie wir schon wissen, haben die Holländer Besitz von ihr genommen, im weiten Umkreise um die Stadt Befestigungen angelegt, und eine Bahn zwei Stunden weit bis Selimeum geführt. Sie dient ihren militärischen Operationen als Basis und ist den Atjehern natürlich ein Dorn im Auge. Noch immer finden in der Ebene kleine Gefechte mit einzelnen feindlichen Banden statt, während die Hauptmacht durch die letzten energischen Schläge zerprengt wurde, und die Holländer immer weiter ins Gebirge vordringen, dessen Kamm die Grenze des eigentlichen Atjeh bildet.

In der Stadt erhebt sich, von einer grauen Mauer umgeben, der Palast des Sultans, Kraton genannt. Von seinen Gebäuden ist nichts mehr vorhanden, außer der Grabstätte der Sultane. Alles übrige hat Verwaltungsgebäuden und Kasernen Platz machen müssen. Bemerkenswert ist weiter eine hübsche neue Moschee, vor etwa 20 Jahren an Stelle der alten, bei einem Angriff untergegangenen, durch die Regierung erbaut. Sie soll den Atjehern den Beweis liefern, daß die Holländer keinen Glaubenskrieg führen. Anfangs ward sie aus Trotz unbenutzt gelassen, und erst seit einigen Jahren erfreut sie sich zahlreichen Besuchs.

In den Straßen spazieren vornehme Eingeborene, mit bunten Kattunhosen, gelben europäischen Schuhen, Tüchchen und Kopftuch angethan, den Sarong, der in seinen Falten den reichverzierten Kris birgt, scharpenähnlich um die Hüfte geschlungen.

Die Wohnungen der Europäer machen uns bekannt mit der sehr praktischen Bauart, wie wir sie im ganzen Archipel wiederfinden, wenn gleich sich natürlich die einfachen Holzhäuser hier nicht mit den prächtigen,

marmorglänzenden Villen Batavias messen können. Nur ein Stockwerk, große Veranden und säulengetragene Vorhallen, weite Zimmer, offene Fenster und Thüren, das Ganze auf Pfählen oder Steinpfosten ruhend, bieten sie ein Bild praktischer, dem Klima angepasster Behaglichkeit.

Da der Dampfer erst nach 36 Stunden die Reise fortsetzte, hatte ich in Kota-Radja einen ganzen Tag zur Verfügung. Ich konnte ihn benutzen, um mit der Bahn in etwa zwei Stunden nach Selimeum den Atjeh-Fluß hinaufzufahren. Der Ort liegt am Fuße des Vulkans Selawa djanten, in dessen Urwäldern zahlreiche Elefanten leben. Doch entschied ich mich für den kürzeren Ausflug nach der Militärstation Loknja, 10 km von Kota-Radja an der Westküste gelegen.

Am nächsten Morgen, in aller Frühe, erwartete mich eine kleine, zweirädrige Kutsche, bespannt mit einem vortrefflichen Batakerpony. Die kleinen Pferdchen, wie man sie im malayischen Archipel trifft, sind durchweg kräftig und von guter Figur. Als die besten gelten die Ponies von der Sandelholzinsel.

Die Fahrt ging auf guter, schmaler Straße durch Reisfelder, durch die sumpfigen Niederungen des Atjeh-Flusses mit dichten Mangrovebüschen, jenem niedrigen, lorbeerblättrigen Baum, der mit seinem Wurzelgewirr die Ufer tropischer Gewässer einsäumt und ungangbar macht. Der Fluß wurde auf primitiver Holzbrücke überschritten, und in dem flachen, hie und da mit Palmenhainen und wenigen verstreuten Hütten bestandenen Gelände näherten wir uns dem Gebirge. Die Hügel, ein paar hundert Meter hoch, sind mit Wald bedeckt, in dem große, grüne Lichtungen hervortreten. Das Gestein ist dunkler Kalk mit zahlreichen, blendend weißen Kalkspatadern. Nun führte der Weg in ein flaches, breites, den Bergzug gegen das Meer hin durchschneidendes Querthal, und nach kurzer Fahrt, während derer ich zahlreiche fremdartige, bunte Vögel bewunderte, war die Küste erreicht. Hier bildeten unter schlanken Kokospalmen langgestreckte, von dem üblichen Stacheldrahtzaun umgebene Baracken ein längliches Viereck, die Militärstation Loknja.

Vom Kommandanten, einem jungen Offizier, freundlich empfangen und begleitet, trat ich bald einen orientierenden Spaziergang an. Wir durchschritten das Lager, wo in halboffenen Baracken franke Soldaten, und die kleine Garnison des Platzes, viele mit Frauen und Kindern, hausten. Die große Mehrzahl waren Eingeborene; von ihnen getrennt, in besonderen Häusern, die Europäer. In langen Schuppen sah man auf Holzpritschen und Matratzen die Männer herumliegen und an der Seite des Lagers kochten die Weiber.

Wir schritten am Strande entlang, über Wiesen mit weidenden, halbwilden Wasserbüffeln. Die grauen Ungethime mußten zunächst durch unseren malayischen Träger verscheucht werden, da sie den Weißen, den sie nicht kennen, unter Umständen angreifen. Dann ging es steil bergan, auf einem alten Kriegspfade. Mein freundlicher Führer erzählte von Überfällen der Atjeher, wie sie von einem Verhau die emporklimmenden Soldaten aus alten Donnerbüchsen mit Glas und Steinen beschossen, um dann schnell ins Gebüsch und in die schützende Höhle zu entfliehen, die das Ziel unserer Wanderung bildete. Sie wurde im letzten Jahre bei der Verfolgung des fliehenden Feindes entdeckt.

Nun traten wir ein in den Schatten des herrlichen Waldes. Hohe, schlanke Stämme, undurchdringliches Unterholz, Dornengestrüpp und mächtige, zerfressene Kalkblöcke, gestürzte Stämme, alles umspinnen von Lianen, das echte Bild tropischer Vegetation. Ich begriff die Schwierigkeit, in einem solchen Lande Krieg zu führen, wo der Eingeborene, nach schnellem Angriff, mit wenigen Schritten im Schutze dichten Gebüsches sich unsichtbar macht.

Bald standen wir vor einem mächtigen, überhängenden Kalkfelsen, zerfressen, gezackt und ausgehöhlt, mit grauen Tropfsteinbildungen wie mit dichten Wülsten überzogen. Eine Felsenspalte führte in das Innere des Berges. Schnell hatte der Malaye aus vertrockneten Zweigen und Palmblättern eine Fackel gewunden, deren roter Schein unseren Pfad erhellte. Über Felsblöcke stolpernd, von Fledermäusen umschwirrt, gingen wir durch hohe Gewölbe mit rauchgeschwärzten Stalaktiten. Vereinzelt sah man Reste von Feuerstellen, die der Erforschung durch Archäologen der Zukunft harren. Mit unserer Fackel hatte leider auch die Wanderung ein Ende, und wir traten um Mittag bei glühender Hitze den Rückweg an. Mein Begleiter zeigte mir, wie man aus dem armdicken Seil einer Liane trinkbares Wasser gewinnt, indem man ein meterlanges Stück abschneidet und aussaugt. Dies und der Inhalt eines kleinen Tümpels am Wege schmeckte vortrefflich.

Im Lager erklärte mir mein lebenswürdiger Wirt die neuen, in den letzten Jahren angefertigten Karten der Küstengegend von Atjeh. Sie sind vortrefflich gezeichnet und enthalten alle kleinen Fußsteige und Kriegspfade, auch den kaum auffindbaren, den wir heute beschritten hatten. Mit dem Bau von vernünftigen Wegen ist gleichfalls begonnen worden. Zu ihrer Herstellung werden die Bewohner der umliegenden Dörfer herangezogen, und man hofft, daß in wenigen Jahren ein gutes Wegnetz Groß-Atjeh durchziehen wird.

Nach kurzer Rast verabschiedete ich mich, um nach Kota-Radja und von dort nach Olehleh zurückzufahren.

Eine Menge kranker Offiziere und Soldaten kamen am nächsten Tage an Bord, und das bisher einsame Schiff bot nun ein Bild bunten Lebens. Auf dem Vorderdeck stolperte man über Matrazen, und hinten etablierten sich Spieltische. Bald ertönte der Kanonenschuß, wir fuhren dicht am Festland vorbei; zur Linken, schroff ins Meer einfallend, üppig bewaldete Berge, zur Rechten kleine hübsche Inseln, die die Schichtung des Kalkes, deutlich erkennen ließen. Nach Umschiffung der Nordwestecke Sumatras, des Kap Radja, ward der Kurs südlich genommen, und wir blieben während des ganzen Tages nahe den niedrigen Hügeln der Küste. Der folgende Morgen fand uns in etwa 80 Meilen Entfernung vom Lande; seine zarten, blauen Umrisse erschienen am fernen Horizont. Eine lange, aus Südwesten anrollende Dünung versetzte das Schiff in regelmäßige Schwankungen; die Temperatur stieg auf 32^o Celsius, der Wind schloß ein, und bleierner Druck lastete auf den Gemütern, bis ein kolossaler Regenguß am Abend Kühlung brachte.

In der Nacht passierten wir die Batu-Inseln und steuerten, den Kurs östlich nehmend, zwischen diesen und der großen Insel Berut auf Padang zu. Am frühen Morgen erblickte man in nordöstlicher Richtung, scheinbar aus dem Meere aufragend, den eleganten Kegels des Vulkans Ophir (3000 m) und geradeaus einen langen, hohen Gebirgsrücken, von dem sich die Vulkane Singgalang und Merapi (2890 m) nebeneinander abhoben.

Langsam nähert sich das Schiff dem Lande, immer deutlicher offenbart sich dem entzückten Auge die ganze Pracht tropischer Landschaft. Eine weite, grüne Alluvialebene breitet sich aus, hinter der in Terrassen das dichtbewaldete, langgestreckte Gebirge emporragt. Mächtige, im blauen Duft verschwimmende Vulkankegel überragen die gezackte Linie des Kammes. Und im Vordergrund das tiefblaue Meer, aus dem sich kleine, weißgesäumte Koralleninseln mit nickenden Kokospalmen wie zierliche Blumenaufsätze erheben.

Nun befinden wir uns am Eingange der prächtigen Königinbucht. Üppig bewaldete Hügel, deren wundervolle Vegetation hier und da vom Rotgelb schroffer Felsabstürze unterbrochen wird, spiegeln sich in dem satten, vollen Grün des Wassers. Unschwer erkennt man in der halb-kreisförmigen Bucht die Reste eines alten Kraters. Im Hintergrunde erblickt man die niedrigen Gebäude der Landestelle Emmahafen, daneben eine große, eiserne Brücke, von der die Kohlen, die die Eisenbahn aus

dem Innern heranbringt, über eine Gleitbahn in das Schiff geschüttet werden. Bald liegen wir am Pier, gehen wenige Schritte zur Haltestelle der Schmalspurbahn und fahren mit dieser durch einen Einschnitt in der Hügelkette und dann über reichbebaute Ebene in 15 Minuten nach Padang. Vom Bahnhof führt uns ein Wagen zum Oranjehotel.

Padang, der Hauptplatz der Westküste, hat eine wechselreiche Geschichte. Die holländische Herrschaft, im 17. Jahrhundert hier befestigt, sank im Laufe des achtzehnten und umfaßte zu Ende desselben nur mehr wenige Küstenplätze. Insbesondere hatten die Hochlande östlich von Padang sich wieder unabhängig gemacht.



Padang, Europäer-Wohnhaus.

Da brach zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein Glaubenskrieg los, der den Holländern die Möglichkeit gab, sich wieder dauernd einzunisten. Eine kleine, orthodoxe Muhammedanerpartei, Padris genannt, angefeuert durch fanatische Mekkapilger, eiferte gegen altmalayische Volksgebräuche, gegen das später zu besprechende Matriarchat, gegen Hahnenkämpfe und Wetten, gegen Betel- und Opiumgenuß, die den reinen Lehren des Islam widersprächen. Sie gelangten bald zu unbeschränkter Macht; die gesamten Hochlande nahmen die reine Lehre an, Andersdenkende, die malayische Partei, wurden mit Schwert und Vernichtung bedroht. Nun riefen verschiedene Fürsten die Holländer, gegen den Preis der Abtretung einzelner Landstriche, zu Hilfe. Nach jahrzehntelangem Ringen

waren die Padris 1831 definitiv besiegt und die Padang'schen Hochlande holländischer Besitz. Ein Aufstand, hervorgerufen durch grobe Fehler der Regierung, konnte schnell unterdrückt werden; in der Folge nahm man dann mehr Bedacht auf Schonung alter Gebräuche, und nach der zwangsweisen Einführung der Kaffeekultur ist die friedliche Entwicklung des Landes nicht mehr gestört worden.

Die Stadt Padang, Sitz des Gouverneurs, ist eine der schönsten Tropenstädte, die ich kenne. Große, freie Plätze, mit grünen Rasenflächen, dienen als Schnittpunkt breiter, wohlgepflegter Straßen, zu deren Seiten die Häuser der Europäer inmitten herrlicher Gärten liegen. Die Bauart ist ebenso praktisch wie hübsch. Das weißgetünchte, aus Holz errichtete Haus ruht auf meterhohen Pfählen. Es ist überragt von einem mächtigen, spitzem, mit trockenen Palmblättern gedeckten Dach, das an allen Seiten weit übersteht und Raum für lustige Veranden bietet. Eine schöne Promenade, mit Aussicht auf ein anmutiges, bewaldetes Vorgebirge, zieht sich am Strande entlang.

Das Geschäftsviertel liegt am Padangflüßchen. Hier dienen solide Steinbauten als Kontore und Lagerhäuser, und der Fluß wimmelt von Frauen, aus denen die Landesprodukte, Rotang, Kopra, Früchte und dergl. verladen werden. Wir wandern weiter durch das Chinesenviertel, im malayischen Archipel in jeder Stadt vorhanden. Im Laden und auf Tischen vor den Fenstern liegen hier europäische und andere Produkte aller Art zum Verkauf. Die sprichwörtliche Bedürfnislosigkeit des Chinesen erlaubt ihm, mit geringem Verdienst auszukommen, und so kauft man im allgemeinen bei ihm billiger und in vielen Fällen auch ebenso gut wie beim Europäer. In der That ist in den holländischen Kolonien fast das gesamte Kleingeschäft in ihren Händen, und nur in den größeren Städten vermögen reich ausgestattete Bazare neben ihnen zu bestehen.

Höchst interessant ist in jeder Stadt des Archipels ein Besuch des Marktes (passer). In leichten Holzbuden, oder auf Tischen im Schatten geräumiger Hallen, breiten malayische und chinesische Händler ihre Herrlichkeiten aus. Alle Arten von Gewaren, Früchte, übelduftende Fische, einheimische und europäische Stahlwaren, Stoffe und Tücher, Schmuckgegenstände, kurz eine ganze Musterkarte der Bedürfnisse der Malayen



Geldwechsler auf dem Marke.

bekommt man zu sehen. Auf den Gängen drängt sich die buntgekleidete Menge im Glanze des Feiertagsstaates, an den Ecken stehen schwerfällige Karren, pflegen die Zugtiere, riesige graue Wasserbüffel, der Ruhe, und über dem Ganzen schwebt ein greulicher Duft, dem Europäer das Bleiben zur Qual machend.

In den Straßen der Stadt bemerkt man hier und da ein kleines Wachthäuschen, in dem eine große Trommel oder ein ausgehöhlter Baumstamm hängt, der, mit einem Klöppel geschlagen, einen glockenähnlichen Ton giebt. Durch ihn wird Feuersgefahr oder ein Amokläufer angezeigt.

Das Amoklaufen ist eine im ganzen Archipel verbreitete Sitte, eine



Karren und Wasserbüffel auf dem Markte.

ehrenvolle, freilich für die lieben Mitmenschen sehr wenig angenehme Form des Selbstmordes. Wenn der Malaye aus irgend einem Grunde seiner Haut überdrüssig wird, so versetzt er sich durch künstliche Erregung in einen Zustand toller Raserei, stürzt auf die Straße und sticht und schlägt alles tot, was ihm in den Weg kommt, bis er selbst wie ein wildes Tier niedergeschlagen wird. Chacun à son gout!

Das erste, was der wandernde Fremdling in einer holländischen Kolonie von Rechts wegen unternehmen soll, ist der Gang zum Regierungsgebäude, um gegen Zahlung von 1½ Gulden die Erlaubniskarte zum Aufenthalt im Lande zu erhalten. Auch ich hatte die löbliche Absicht, aber, wie so oft im Leben, mein Pflichtgefühl erlahmte vor einem rauhen Hindernis. Das Bureau war schon um ein Uhr geschlossen. Wollte ich bis zum nächsten Tage warten, so verlor ich einen ganzen halben Reisetag und die schöne Morgenfahrt nach Padang-Pandjang. So entschloß ich mich,

kühn der Gefahr, die dem Pflichtvergessenen in Gestalt von Geldstrafen droht, zu trotzen, und die Lösung der Karte bis Batavia zu verschieben. Mein klopfendes Gewissen aber beruhigte ich mit der einleuchtenden Überlegung, daß eine Behörde, die schon um ein Uhr Feierabend macht, ganz gewiß menschlicher Regungen fähig sei und eventuell Gnade für Recht ergehen lassen werde.

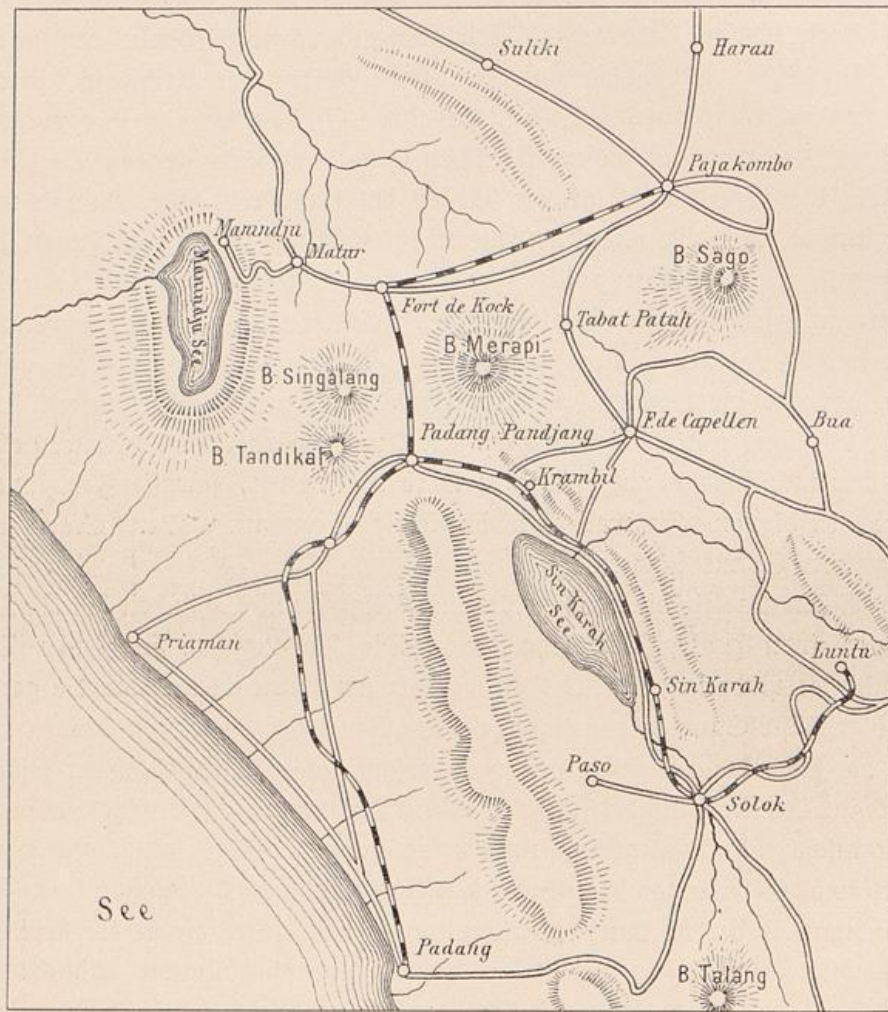
Mein Reiseziel waren die Padangischen Hochlande, denen einstimmig der Preis der Schönheit vor allen Landschaften des Archipels, ja der Tropen zuerkannt wird. Und in der That — das darf ich hier vorausnehmen —, was auf diesem Fleckchen Erde dem schwelgenden Auge sich bietet, die Majestät der großen Linien der Landschaft, ihre Anmut und ihr intimer Reiz im einzelnen, die unbeschreibliche Fülle und Pracht der Vegetation, die satten vollen Farben von Erde und Himmel, wie die bunte und zierliche Mannigfaltigkeit des Volkslebens, — alles das vermag nur der Pinsel des Malers zu schildern. Und ich hoffe, der Leser wird nachsichtig meine trockene Erzählung mit dem warmen Blut seiner Phantasie erfüllen, wird mit dem geistigen Auge hochragende Vulkane, grüne Wälder und schäumende Flüsse, fruchtbare Ebenen, schroffe Felszinnen, wird tiefblauen Himmel und blinkende Seen im vollen Glanz der tropischen Sonne schauen.

Bedingt wird diese reiche Mannigfaltigkeit und Schönheit des Landes durch seinen geologischen Charakter. Die Padangischen Hochlande sind der hinter Padang gelegene Teil der großen Gebirgskette, die die ganze Südwestküste Sumatras entlang zieht. Gewaltige Ausbrüche bauten auf ihr die Reihe von Feuerbergen auf, die wir schon kennen gelernt haben, und im Verein mit der aushöhlenden Thätigkeit des Wassers bildeten vulkanische Aufschüttungen und Zerreibungen jene landschaftlich so wirksame Gestaltung des Bodens. Hinzu kommt die außerordentliche Fruchtbarkeit der vulkanischen Verwitterungsprodukte, denen die herrliche Vegetation ihr Dasein verdankt; der Reichtum des Landes endlich entwickelte den Menschenschlag, dessen Form- und Farbenfreude sich im festlichen Schmuck der Gewänder wie in der gefälligen Bauart der Häuser bethätigt.

Bedeutung haben die Padangischen Hochlande erhalten durch die im Jahre 1868 erfolgte Entdeckung der Kohlenfelder von Umbilien durch den Ingenieur de Greve. Sie führte zur Erbauung eines Systems von Zahnradbahnen, das dem Transport der Kohlen dient und den Zugang seit 1892 erheblich erleichtert hat.

Früh morgens führt uns das Dampfroß nach Padang-Pandjang, im

Gebirge nördlich von Padang gelegen. Die Bahn geht von dort in einem nördlichen Zweige nach Fort de Kock und Pajakombo, in einem südlichen nach Solok und zu den Kohlenminen von Sawah-Luntu. Die Wagen sind sehr einfach eingerichtet, und der Staub der stark rufenden, während der Fahrt in dicken Wolken hereinschneidenden Kohle trägt



Karte der Padangschen Hochlande

1 : 90 000 .

— Weg

— Eisenbahn

nicht dazu bei, die Annehmlichkeiten der Reise zu vermehren, — ebenso wenig wie das fortwährende, gellende Pfeifen der Maschine. In dieser Art musikalischer Bethätigung haben es die Lokomotivführer hier wie in Java zu ungewöhnlicher Virtuosität gebracht. Damit er ja nicht übersehen werde, fährt der Zug mit minutenlangem Gepfeife in die Bahn-

hofshalle ein, mit einem langandauernden Jubelschrei verläßt er sie wieder. Und nun erst die Fahrt! Nicht eine Minute hat das gequälte Ohr Ruhe. Bald klingt es in tiefen, vibrierenden Tönen, bald wie der mitternächtlige Gesang eines Riesensäuglings, bald werden uns die höchsten Flötentöne beigebracht, deren menschliche Niedertracht fähig ist.

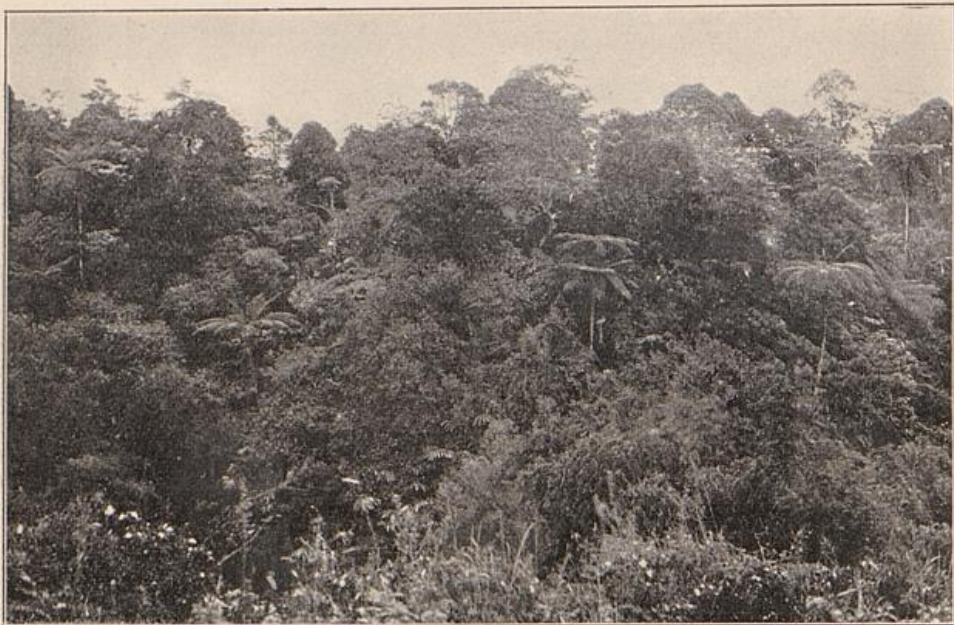
Die Fahrt ging zuerst zwei Stunden lang durch die fruchtbare, dem Fuß des Gebirges vorgelagerte Alluvialebene von Padang. Zahlreiche Dörfer liegen zwischen Palmen- und Bananenpflanzungen im Grün der Reisfelder. Voraus erkannte man die Vulkankegel des Singgalang, Tandikat und des rauchenden Merapi. Am Fuße des Singgalang, der bis zum Gipfel mit dichtem Urwald bedeckt ist, wandte sich die Bahn mit scharfer Biegung ins Gebirge hinein und begann die Zahnrad-



Eisenbahn bei Padang, im Hintergrunde der Vulkan Singgalang.

strecke; sie führt durch die Schlucht des Aneh-Flusses nach Padang-Bandjang empor. Die Vegetation ändert am Fuße der Berge ihren Charakter. Reisfelder und Kokospalmen, die fast alleinigen Herrscher im Küstengebiete, verschwinden. An ihre Stelle tritt dichte Dschungel. Niedrige Laubbäume und die zierlichen, bis 20 Fuß hohen Baumfarne erheben sich in Menge aus dem dicken Gebüsch und Farnkraut des Bodens. Lianen und Schlingpflanzen umranken die Stämme in dichtem Gewirr. Schillernde Riesenschmetterlinge in prachtvollen Farben flattern zu den wenigen Blüten, die sich tiefrot und gelb von dem alles beherrschenden, saftigen Grün abheben. Kein Fleckchen Erde ist sichtbar. Nur dann und wann unterbrechen kleine Dörfer mit ihren Pflanzungen die Wildnis. Auch die schlanken, dünnen, hochstämmigen Arekapalmen und die prächtigen Sagopalmen, mit kolossalen Wedeln, stellen sich in größerer Anzahl ein.

Bald treten die Berge näher zusammen, und wir beginnen den Anstieg durch die Schlucht. Keine Feder vermag die Pracht der Vegetation zu beschreiben, die die steilen Abhänge vom Flußbett bis zum Gipfel hinauf bedeckt. Man muß sich das Bild dieser Pflanzenwelt nicht etwa hundertmal denken, zu welcher Ansicht die Zahl der tropischen, blumentragenden Gewächse, die wir aus allen Weltgegenden zusammenholen und züchten, veranlassen könnte. Die farbige Pracht unserer Heiden und blumigen Wiesen vermißt man durchaus. Dafür entzückt uns die unbeschreibliche Mannigfaltigkeit der Formen, in allen Schattierungen eines vollen, saftigen Grün. Zarte, gelbgrüne Farnwedel neben großen, fleischigen



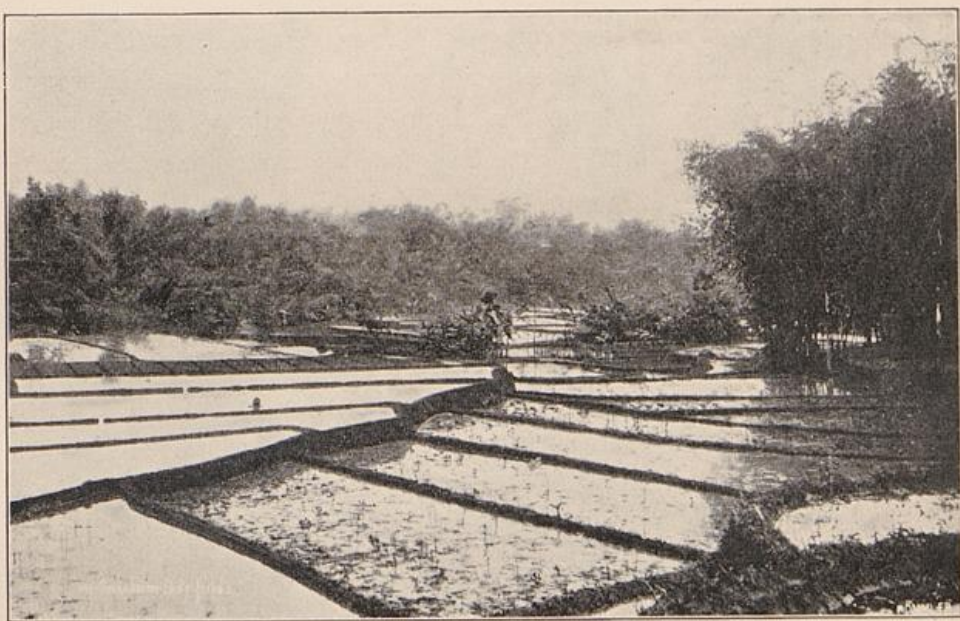
Vegetation am Abhang.

Blättern; Laub in gezackten, zugespitzten, ovalen Umrissen; schlanke weiße Stämme, mit zierlicher Laubkrone einzeln aus dem Gebüsch emporragend; graugrüne Bambusen in großen, dicken Riesenbouquets, dazwischen vereinzelt eine mächtige, hohe Sagopalme; überall die zierlichen Kronen der Farnbäume, und um das Ganze ein Netzwerk von Schlingpflanzen; die Stämme verborgen unter dem grünen Mantel von Schmarozhern, und nur hier und da leuchten einige strahlend rote oder gelbe Blütenfelche hervor.

So etwa sieht eine Bergwand, von außen betrachtet, aus. Und nun versuche man, in den Wald einzudringen — es ist unmöglich. Jeder Zoll muß mit dem Hackmesser erobert werden, Dornen zerreißen die Kleider, dicke Vianentaue, ein Netz von Zweigen und Ranken, hemmt

und verstrickt die Glieder. Der Fuß gleitet aus, versinkt in ein feuchtes Loch, kippt auf einer Baumkante, und der Wanderer denkt mit Schmerzen an den weichen Boden heimatlicher Fichtenwälder.

Durch ein solches Thal hat die Hand des Menschen den Schienenstrang geleitet. Auf zahlreichen eisernen Brücken wird der wild in der Tiefe tosende Strom überschritten, jede Windung bietet neue, entzückend schöne Ausblicke, die man gemächlich von der Plattform des vordersten Wagens, unbehelligt durch die den Zug schiebende Maschine, genießt. Nach 1½ Stunden hat die Herrlichkeit ein Ende. Wir haben den breiten, großen Sattel erreicht, der sich zwischen dem Merapi rechts, dem Sing-



Abgeerntete Reisfelder.

galang und Tandikat links ausdehnt. Er bietet den Anblick eines großen, welligen Thales, mit zahlreichen Dörfern und grünen Feldern, die sich in Terrassen den Fuß der mächtigen, breitgelagerten Vulkane hinaufziehen.

Eine Berglandschaft mit Reisfeldern bietet hier, wie in Java, ein Bild menschlichen Fleißes, wie man es selbst in Japan vergebens sucht. Kein Fleckchen Erde bleibt unbenutzt und sei es wenige Quadratfuß groß. Tausende von kleinen Terrassen erheben sich übereinander, berieselt durch ein Bewässerungsnetz, in dessen Anlage der Malaye Meister ist. Jede Terrasse ist von einem kleinen, etwa fußdicken Erddamm umgeben, innerhalb dessen die Pflanzen sich aus dem Sumpf erheben. Das Wasser rinnt in kleinen Fällen von Stufe zu Stufe. Freilich verlangt der Reis,

nachdem er aus dem Saatbeet verpflanzt ist, keinerlei Wartung, und der biedere Bewohner kann sich ungestört der hochgeschätzten Thätigkeit des Nichtsthuns und Betelkauenens widmen.

Padang-Pandjang ist ein kleiner, freundlicher Ort mit weißen Häusern. Auch hier trifft man natürlich die Herren Chinesen. Ihre Kleidung besteht, wie überall außerhalb Chinas, aus weißen, leinenen oder seidenen Hosen, nebst dito verschmürter Jacke, europäischen Stiefeln, und meist einem steifen, schwarzen, europäischen Hut, unter dem der dünne, schwarze Zopf herunterhängt. Durchweg sehen sie sauber und wohlgenährt aus, ob sie nun, wie in Singapore und Rangun, in eleganten



Chineser und Malayer.

Equipagen mit hantelbetreuer Dienerschaft spazieren fahren oder in ihren Kramläden alle möglichen und unmöglichen Dinge feilbieten. Als ich auf dem Wege zum Hotel den Ort durchschritt, begegnete ich einer chinesischen Prozession, die mit bunten Laternen, Kuffen und Figuren aus Papier und Flitterwerk einherzog, um — einen Toten zu begraben. Der Verstorbene mußte ein reicher Mann gewesen sein, nach der Größe und der papiernen Pracht des Zuges und den langen, mit tausend Speisen bedeckten, in der Straße aufgebauten Eßtischen zu schließen.

In dem kleinen, freundlichen Hotel Merapi suchte ich Schutz gegen den plötzlich ausbrechenden Regen. Hier, in der Region der Windstillen unter dem Äquator, giebt es keine Monsune mit regelmäßiger Regen- und Trockenzeit, und das Wetter ist insbesondere im Padangschen Hochlande so unbeständig oder beständig wie in unserer Heimat.

Ein Spaziergang lehrte mich die unmittelbare Umgebung des Städtchens kennen, wo sich von einer Bodenwelle prächtige Aussicht auf Berg und Thal, allerdings in leichtem Nebelschleier, eröffnete, die einen Vorgeschmack gab von all der Herrlichkeit, die meiner wartete. Um fünf Uhr ging's dann weiter nach Fort de Koek.

Die Bahn führte über den Sattel zwischen Merapi und Singgalang, und bot reizende Blicke in das reich bebaut Land. Hier sah man nun in zahlreichen Dörfern das typische Wohnhaus der Padangschen Hochlande, ein großer, geräumiger, auf Pfählen ruhender Holzbau, von einem zierlichen Strohdach bedeckt, das je nach der Größe des Hauses in zwei

bis zwölf geschweifte, senkrecht Hörner ausläuft. Die Wände sind mit Schnitzereien und kleinen Spiegelstückchen verziert und rot, weiß und gelb bemalt. Vielfach ist eine Art Veranda und eine steinerne Haustreppe vorhanden.

Das zierlichste und hübscheste aber sind die kleinen, jedes Haus umgebenden Reisscheuern, von derselben Bauart, aber gewöhnlich noch reicher verziert und bemalt. Und nun denke man sich ein Duzend solcher Wohn-



Moschee bei Fort de Rod.

stätten, unter einem Walde prachtvoller Bäume, schlanker Palmen, und man möge die malerische Wirkung ermessen, der sich wohl kaum etwas Ähnliches zur Seite stellen läßt.

Sehr glücklich fügt sich die Moschee (Missigitt) dem Dorfbilde ein, mit ihren pagodenartig übereinander gelagerten Dächern. Indessen ist diese Form nicht charakteristisch für die Hochlande, sondern kehrt in einem großen Teile des Archipels, bis in die Molukken hinein, wieder.

Im Innern des Hauses bemerken wir den Hauptraum mit seinem qualmenden Herde, als Aufenthaltort und Schlafraum der Unverheirateten dienend, und dahinter eine Anzahl kleiner, geschlossener Kammern, in denen die verheirateten Frauen mit ihren Kindern hausen.

Diese Einteilung hängt zusammen mit der merkwürdigen, bei den Malayen der Padangischen Lande bestehenden Einrichtung des Matriarchats. Die Familie erbt sich im Mutterstamm fort. Sobald eine Tochter sich verheiratet, erhält sie ein besonderes Gemach in dem elterlichen oder besser mütterlichen Hause, das zu diesem Zweck, wenn nötig, erweitert wird. Ihr Mann behält gleichfalls seine alte Wohnung bei und schläft nur nachts im Hause der Frau, zu der er in einem weniger engen Familienverhältnis steht, wie zu seinen Brüdern und Schwestern. So kommt es, daß in dem Hause eine ganze Familiengemeinde, bis zu 75 Seelen, wohnt. Ihr Haupt ist gewöhnlich der älteste Bruder der Stammutter, und die

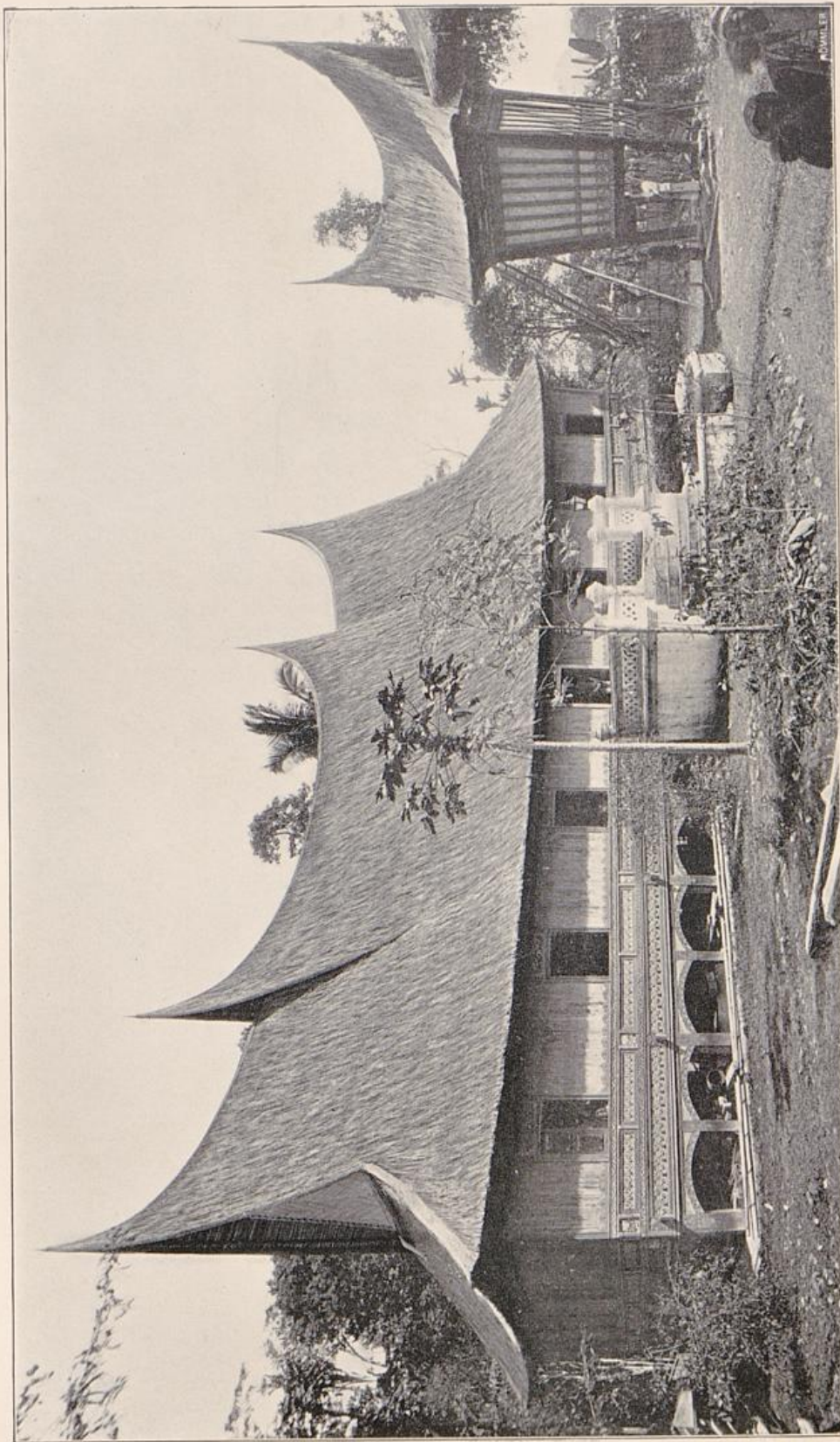


Hausbau im Padangischen Hochland.

ganze Gesellschaft besteht nur aus Müttern, Kindern, Tanten, Onkels, Großonkels, Großtanten u. Väter existieren nicht, oder nur par distance, und die Erziehung ist buchstäblich eine Onkel- und Tantenerziehung. Gütergemeinschaft zwischen Mann und Frau ist unbekannt. Ein Mann wird von seinen Geschwistern, die Frau von den Kindern beerbt. Den Onkel verbinden nähere Pflichten mit seinen Neffen und

Nichten als mit seinen eigenen Sprößlingen. Ob umgekehrt die Rolle unseres guten Goldonkels von dem Vater übernommen wird, kann ich nicht verraten.

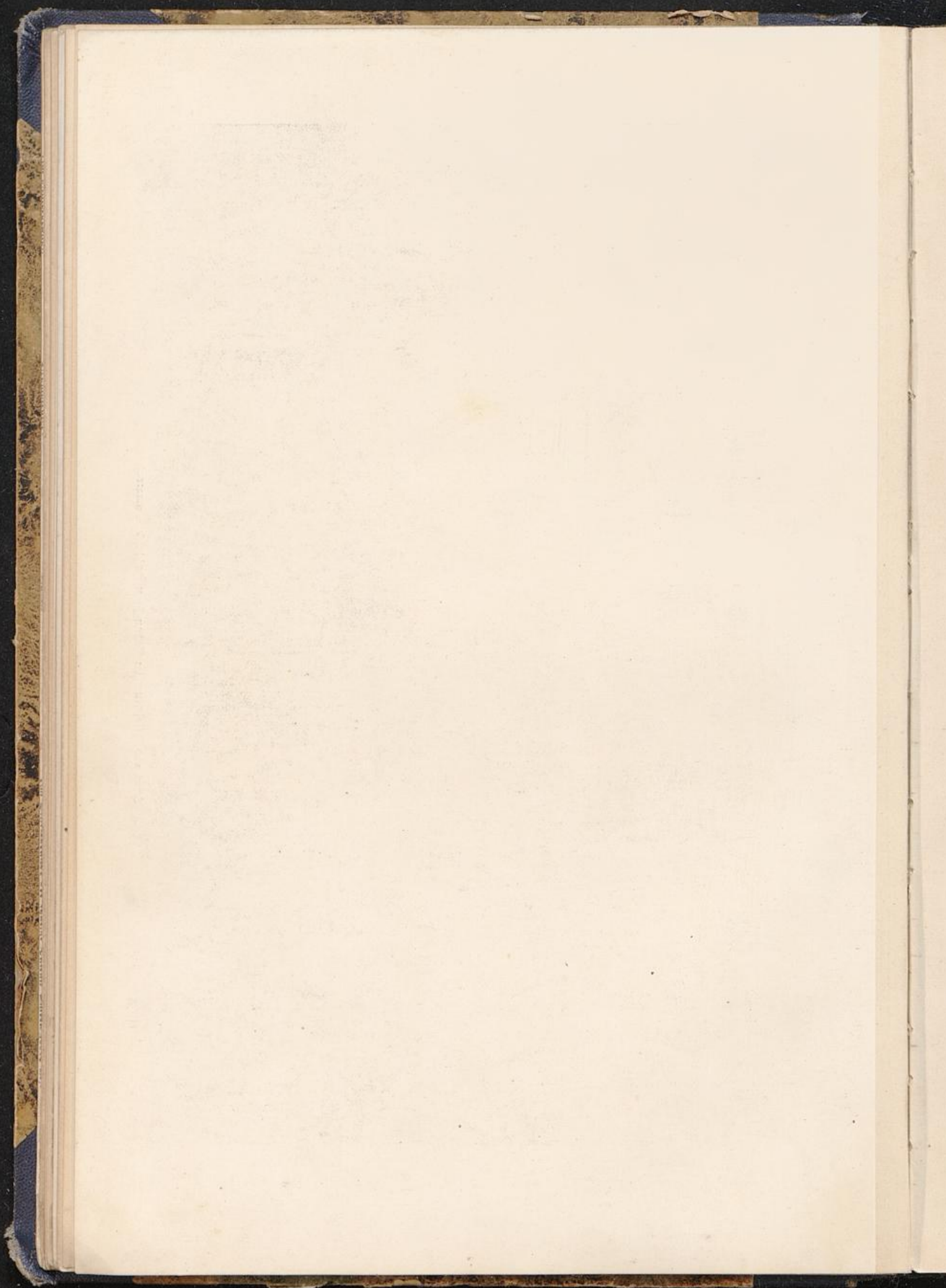
Vom höchsten Punkte der Bahn hat man einen hübschen Blick rechts auf den südöstlich von Padang-Bandjang in einem breiten Thal liegenden Singkarah-See. Wir steigen nun hinab zum Agamthal und erreichen nach 1 $\frac{1}{2}$ stündiger Fahrt Fort de Roef, die Gesundheitsstation der Armee und ein beliebter Aufenthalt für alle, die der Hitze und dem Fieber der Küste entfliehen wollen. Das Klima ist hier, wie in Padang-Bandjang, angenehm kühl, und es kann unter Umständen nachts so frisch



Haus und Reisscheuer im Padangischen Hochland (Sumatra).



Haus und Reisscheuer im Tabang'schen Hochland (Sumatra).



werden, daß man sich gern einer wollenen Decke erfreut, — ein wirklicher Genuß, nachdem man in Kota-Radja oder Padang die Nächte schwitzend verbracht hat.

Am nächsten Morgen in aller Frühe regnete es in Strömen. Erst um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr wurde es klar, und ich bestieg eine kleine zweirädrige, mit zwei struppigen Ponies bespannte Karre zur Fahrt nach dem Manindju-See. Es darf nicht verschwiegen werden, daß das Prachtfuhrwerk für den Tag nicht weniger als 16 Gulden kostete. Überhaupt sind die Wagen im Archipel, trotz der billigen guten Pferde und des billigen Grasfutters, sehr teuer, wengleich die Preise nicht zu vergleichen sind mit denen, die man in Ceylon zahlen muß. Dort wurde von der königlich britischen Postunternehmung für eine zweitägige Fahrt in einem miserablen Wagen die Kleinigkeit von zweihundertundfünfzig Rupien (320 Mark) verlangt, was nur mit dem Worte Unverschämtheit bezeichnet werden kann.

Unser Weg führt am Nordabhang des Singgalang, der südlichen Begrenzung des breiten Agamthales, zunächst nach Matur (19,5 km). Der Charakter der ganzen Gegend wird bestimmt durch ungeheure Massen vulkanischer Aschen und Sande, die das Agamthal und die Bergabhänge bedecken. In das weiche Material haben Flüßchen und Bäche tiefe Thäler und Schluchten eingerissen, deren nackte Wände bis zu 100 Meter fast lotrecht emporsteigen und nur dort, wo Neigungswinkel und Klüftung es erlauben, mit Vegetation bedeckt sind. Vielfach sind die Spalten so schmal, daß man sie von oben herab nicht bemerkt, und das Agamthal den Eindruck einer zusammenhängenden, grünen, hügeligen Fläche macht.

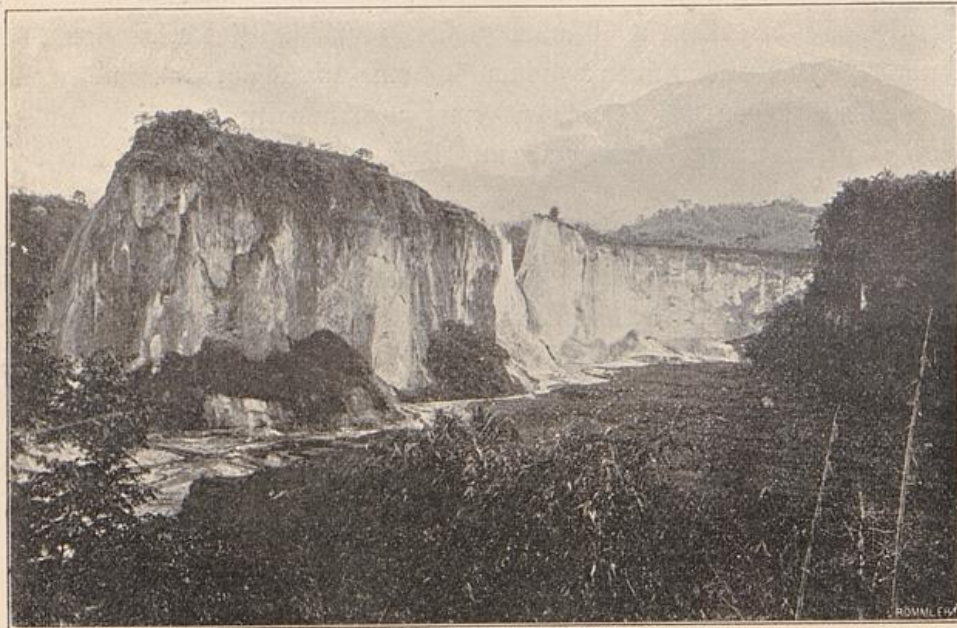
Gleich hinter Fort de Kock ging es durch eine schmale, dunkle Schlucht in den breiten Einschnitt des Masang-Flusses hinab. Der Boden des Thales war mit Reisfeldern bedeckt, die Wände stiegen graugelb und 80 m hoch senkrecht empor. Das knietiefe Flüßchen und der aus einer ähnlichen Seitenschlucht strömende Nebenfluß Sianoq wurden durchwatet. Hier wird der Blick gefesselt durch eine hohe, in der Mitte des Thales wie eine riesige Bastion sich erhebende Tuffwand.

Nun eine steile Nebenschlucht hinauf und etwa eine Stunde in vielen Windungen die Flanke des Vulkans entlang, mit prächtiger Aussicht auf das fruchtbare, gegenüber von einer bewaldeten Bergkette begrenzte Agamthal. Geradeaus erblicken wir den mächtigen Kegels des Ophir, im Rücken Merapi und Singgalang. Wieder geht es steil hinab in ein Thal, das im Jahre 1833 der Schauplatz erbitterter Kämpfe zwischen Holländern und aufständischen Padries war. Dann aufwärts durch enge

Schluchten, bis wir nach 2 $\frac{1}{2}$ Stunden vor dem Passangrahan des kleinen Dorfes Matur halten.

Passangrahan nennt man ein von der Regierung errichtetes Kastenhaus, in erster Linie den reisenden Beamten dienend, aber gegen Bezahlung auch Privaten zugänglich. Es steht unter der Verwaltung eines Malayen und gewährt einfache, aber durchweg saubere Unterkunft für die Nacht und in den meisten Fällen eine den Umständen angemessene Küche.

Gleich nach Ankunft machte ich mich zu Fuß auf den Weg, um die



Im Agamthal. Im Hintergrunde der Singgalang.

Pferdchen zu schonen. Sie hatten wirklich mehr geleistet, als ihr Äußeres versprach. Es marschierte sich herrlich in der frischen, für die dünne Tropenkleidung nicht zu kühlen Luft. Die Fahrstraße führt in $\frac{3}{4}$ Stunden zu einer Bergwiese, und hier stand ich plötzlich am Rande eines großen, tiefen Kessels, dessen Boden die blaue, spiegelglatte Fläche des Manindju-Sees bedeckte. Man nimmt an, daß die gewaltige Höhlung sich durch den Einsturz eines kalten Riesenvulkans gebildet habe; in einer Länge von 16,6 km und einer Breite von 8 km wird sie von dem See bedeckt. Bewaldete Hügel senken sich steil hinab, tief unten gewahrt man den Flecken Manindju, und durch eine Lücke in der Bergwand gegenüber, wo sich der Abfluß des Sees, das Flüsschen Antokkan, Bahn bricht, schimmert der leuchtende Spiegel des Meeres. Nach einiger Rast

wanderte ich gemächlich zum Passangrahan zurück, erfreute meine Seele an lecker bereiteter Mahle und vertiefte mich in die Lektüre von verhältnismäßig neuen deutschen illustrierten Zeitungen, die in einem Lesekasten ihren Weg zu diesem abgeschiedenen Winkel gefunden hatten.



Padangsches Hochland, Eingeborene in Feiertagskostüm.

Nieuwenhuis phot.

Dann ging es zurück nach Fort de Kock, wo ich bei Sonnenuntergang eintraf.

Interessant war das Volksleben auf der vielbegangenen Straße. Die Kleidung des Mannes besteht aus Hosen und verschürter Jacke von großgemustertem Kattun. Dazu tragen die besser Situierten den Sarong wie eine Schärpe über der Schulter. Um den Kopf wird ein Tuch geschlungen, das den Mittelkopf frei läßt. Die Weiber tragen den

Sarong als Unterrock, darüber eine Art Nachthemd und eine ähnliche Schärpe. Ihr Kopftuch fällt in einer breiten Schleife auf den Nacken herunter. An Feiertagen wird dieselbe Tracht, aber in schreienden, bunten Farben getragen. Dann baumeln riesige Ringe oder Platten von Gold mit unechten Perlen in den Ohren; Finger und Arme sind mit Ringen geziert, das Kopftuch ist goldgefranzt und so geschlungen, daß zwei Zipfel wie Hörner in die Höhe stehen.

Vielfach sieht man lustwandelnde Männer ein plattes, rundes Körbchen, mit einem vierzipfligen Tuche bedeckt, spazieren tragen. Drinnen befindet sich eine kleine, zierliche Taube; sie soll, so sagt ein weit verbreiteter Aberglaube, goldene Eier legen, wenn sie 100 Jahre alt wird. Das Tierchen wird darum gehegt und gepflegt und vom Vater auf den



Reisernte.

Sohn vererbt, — ob mit Erfolg, ließ sich nicht ermitteln. Häufig baumeln die Körbchen vor dem Hause auf der Spitze eines Baumes, von wo sie durch ein Seil herabgelassen werden können.

Der nächste Morgen wurde mit Spaziergängen in die Umgebung ausgefüllt. Ein Teich mit heiligen Fischen, in einem Dorf mit hübschen, großen Häusern gelegen, eine kleine, ebenfalls im Geruch besonderer Heiligkeit stehende weiße Moschee, bilden die „Hauptsehenswürdigkeiten“. Interessanter dünkte mich die Wanderung durch Dörfer und Felder, wo fleißige Hände bei der Reisernte sich regten. Dann ging's am frühen Nachmittag mit der Bahn nach Paja-Kombo weiter.

Das Agamthal lag in hellem Sonnenglanz, links schloß das zackige Ramang-Gebirge mit dem Ophir, rechts der Merapi den Horizont ab. Ein weites Feld mit zahlreichen Lavablöcken wurde durchquert, der südliche Ausläufer des Ramang-Gebirges mit seinen steilen Felsenzinnen durchschnitten, und nun senkte sich die Bahn in welligem, schluchtenreichem Terrain in das Thal des Sinamar-Flusses hinab. Zur Rechten erhebt sich der Vulkan Sago (2240 m), unten liegt unter einem Wald von Kokospalmen der Flecken Pajakombo, und in blauer Ferne dehnt sich die Bergkette, die das Padangsche Hochland gegen Osten abschließt.

Das Agamthal lag in hellem Sonnenglanz, links schloß das zackige Ramang-Gebirge mit dem Ophir, rechts der Merapi den Horizont ab. Ein weites Feld mit zahlreichen Lavablöcken wurde durchquert, der südliche Ausläufer des Ramang-Gebirges mit seinen steilen Felsenzinnen durchschnitten, und nun senkte sich die Bahn in welligem, schluchtenreichem Terrain in das Thal des Sinamar-Flusses hinab. Zur Rechten erhebt sich der Vulkan Sago (2240 m), unten liegt unter einem Wald von Kokospalmen der Flecken Pajakombo, und in blauer Ferne dehnt sich die Bergkette, die das Padangsche Hochland gegen Osten abschließt.

Pajakombo (580 m), der Endpunkt der Bahn, Sitz eines Assistentenresidenten, und der letzte Ort gegen Osten, wo man noch einige Europäer antrifft, besteht aus einer breiten, schattigen Straße. An ihr liegen die Häuser der sieben Europäer, der große Marktplatz, wo man am Sonntag lebhaftes Volkstreiben und bunte Trachten sehen kann, und das Hospital. Letzteres dient zur Aufnahme von Darm- und Leberkranken, denen das erheblich wärmere Klima hier besser zusagt als die kühle Luft in Fort de Koek.

Das kleine, sehr primitive Hotel, von einem Malayen verwaltet,



Marktleben im Padang'schen Hochland.

nahm mich auf, und nach kurzer Zeit machte ich dem dirigierenden Arzt des Hospitals meine Aufwartung. Seiner freundlichen Einladung zum Abendessen folgte ich gern. Bei gemütlichem Plaudern floß die Zeit angenehm dahin; weniger angenehm war die Nacht im Hotel, durch das Geschrei des achten Europäers am Ort, in Gestalt eines Neugeborenen im Zimmer nebenan, verschönt.

Von Pajakombo kann man hübsche Ausflüge nach Sailiki, wo schwarzer Marmor gefunden wird, nach einer großen Moschee und nach der Schlucht von Harau unternehmen. Ich hatte mich entschlossen, am nächsten Morgen nach Fort van der Capellen, südöstlich vom Merapi gelegen, weiterzufahren. Der schönste Weg führt durch das Thal des

Sinamar-Flusses in sechs Stunden zunächst nach Bua, von dort in weiteren vier Stunden ans Ziel. Da es indessen als unsicher bezeichnet wurde, ob in Bua frische Pferde zu haben seien und in dem kleinen Nest ein Passangrahan zum Übernachten nicht existiert, so wählte ich einen zweiten, kürzeren Weg über den Sattel zwischen dem Merapi und dem Sago, als Weg über Tandjong-Ulam bezeichnet.

Eine Stunde von Pajakombo entfernt, zweigt ein schmaler Fahrweg von der breiten Straße nach Fort de Kock ab, steil bergauf führend über flache, grasbewachsene Höhen, aus denen vereinzelt schroffe Felsbastionen sich erheben. Herrlich entfaltete sich die Aussicht auf das Thal, den gewaltigen Ke gel des Sago, die zackigen Hügel zu beiden Seiten, alles in prächtigem, frischem Grün leuchtend.

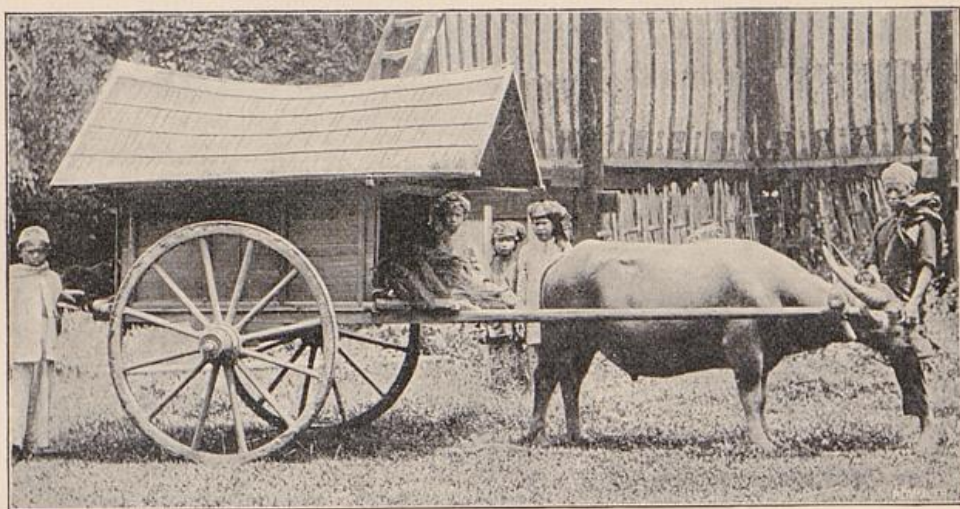
Die Straße war sehr belebt. Das Land um Pajakombo ist berühmt für seine schönen Frauen, und in der That sah man viele prächtige Erscheinungen. Auffallend ist die helle Hautfarbe der Eingeborenen, insbesondere bei Weibern und Kindern kaum von der eines Südeuropäers unterschieden. Die Männer sind dunkler und durchweg kräftig und gut, wenn auch untersezt, gebaut. Zahlreich kauerten sie, mit Ausbesserung der Straße beschäftigt, auf der Erde und begrüßten den Europäer durch Aufstehen und Erheben beider Hände zur Stirn.

In einem abgeernteten Reisfeld sonnte sich im Sumpf eine Herde großer, grauer Wasserbüffel, die im Osten neben den leichteren Höckerochsen und Zebus die Berufspflichten unseres heimischen Rindviehs erfüllen. Auf ihren breiten Rücken spazierten zierliche weiße Reiher, eine eifrige, den braven Wiederkäuern sichtlich angenehme Jagdthätigkeit entwickelnd. In den Lüften schwärmten Unmengen von zierlichen Libellen wie eine riesige Mückenwolke, bunte, große Schmetterlinge flatterten über den Büschen, und im Grase verübten Grillen und Heuschrecken, die zweifellos über ganz besonders große Instrumente verfügten, beinahe ruhestörenden Lärm.

Lastkarren begegnen uns in Mengen; sie sehen aus wie kleine Häuser, mit breitem, spitzem Dach, gezogen von einem Wasserbüffel oder zwei Ochsen, denen das schwere, dicke Joch vor dem Fethhöcker liegt. Der Lenker führt sie buchstäblich an der Nase herum; der Bügel besteht nämlich in einem Seil, das dem gutmütigen Vieh einfach durch das Riechorgan gezogen wird, eine zweifellos praktische Methode und wohl weniger grausam als die unserer Aufsatzzügel. Dann und wann tragt ein Reiter daher; wie wir in den Steigbügel „hineintreten“, so umklammert er die eine Stange dieses Apparats mit seiner großen Zehe.

Nach dreistündiger Fahrt erreichten wir die Höhe und den Passangrahan des Dorfes Tabat-Patah. Hier ward Mittagspause gehalten und ein leckeres Mahl, bestehend aus Cafes und gerösteten Bananen, nebst einem Abjud von Kaffeeblättern, verzehrt. Außerdem gab es harte Reisfladen. Mit dem Verwalter, einem biederen, alten Malayen, und einigen Dorfhonoratioren pflog ich dann bei einer guten Cigarre ernste und tiefsinnige Zwiesprach über den Krieg in Transvaal, über das Wetter und andere wichtige Themata, — so meine noch recht mangelhaften Kenntnisse des Malayischen vermehrend.

In flottem Trabe sausten wir um 2 Uhr bergab, durch Felder, Dörfer, Bananenhaine und große, im Schatten schlanker, hochstämmiger



Sarren mit Wasserbüffel.

Bäume angelegte Kaffeepflanzungen. Voraus erblickte man flache, kahle Hügelrücken, das Steinkohlenrevier von Sawah-Luntu und in Wolken verschleiert den Vulkan Talang (2540 m). Zur Linken streckte der Sago einen langen, zackigen Bergkamm vor, hinter dem das Lintauthal liegt, und unten dehnte sich das kleine, grüne Hochplateau von Tanah-Datar, in dem ein Palmenwald das Städtchen Batu-Sangkar verdeckte und auf einem Hügel das Fort van der Capellen sich erhob.

Nach zweistündiger Fahrt landete ich in dem kleinen, sehr sauberen und netten Hotel Marapalam von Batu-Sangkar. Der Ort, Sitz eines Assistentenresidenten, bietet wenig Interesse. Er besteht aus den Häusern der wenigen Orang-blanda, wie der Malaye den Europäer benennt, einer Anzahl wellblechgedeckter Hütten, dem Marktplatz mit seinen bedachten Verkaufsständen, in denen nur Sonntags reges Leben herrscht,

und den Militärgebäuden. Am Eingänge des Ortes erhebt sich ein prachtvoller Waringenbaum, den Begräbnisplatz der alten Fürsten beschattend. In der Umgebung sollen einige behauene Steine aus der Hinduzeit existieren, die zu besichtigen ich mir aber schenkte.

Der Wirt erwies sich als vielgereifter, kenntnisreicher Mann, von dem ich am nächsten Morgen, schwer mit guten Ratschlägen beladen, Abschied nahm. Ein Wagen brachte mich zunächst über den sanft geneigten Südabhang des Merapi nach der Bahnhaltestelle Krambil. Kaffeepflanzungen, Reisfelder, dann eine prächtige Hügelandschaft mit Wald und Wasser, zogen in mannigfaltiger Abwechslung vorbei. Die Ferne war verschleiert, der Merapi dicht mit Wolken bedeckt. Nach Überschreitung der Höhe ging's durch eine tiefeingeriffene Ravine hinab in das breite, vom Fuß der Vulkane Tandikat, Singgalang und Merapi nach Südosten sich erstreckende Thal, und nach 2¹/₂stündiger Fahrt erreichte ich Krambil gerade rechtzeitig vor einem gehörigen Regenguß. Der geneigte Leser wird wissen, daß es in den Tropen nicht Bindfaden, sondern gute, starke Schiffstaue regnet. Ein breitrandiger Tropenhut und ein langer, dicker Gummimantel bieten im allgemeinen Schutz, freilich nur für den Oberkörper. Von unten wird man rücksichtslos vollgeplantscht. Da ein Mantel indessen heiß und lästig zu transportieren ist, zieht man vor, sich ruhig in sein Schicksal zu ergeben und der lieben Sonne oder der Körperwärme hinterher das Weitere zu überlassen.

Nur 2¹/₂ Gulden befriedigten den vergnügt grimfenden Koffebändiger; dann bestieg ich den Mittagszug nach Solok. Langsam ging es hinab zum Singkarah-See, der den Thalboden einnimmt. Er ist 21 km lang, bis 8 km breit und 268 m tief. Blaugrün, mit spiegelglatter Fläche, liegt er zwischen dichtbewaldeten Bergen. Unser Weg überschreitet den schäumenden Abfluß des Sees, den Umbilienfluß, und windet sich am Fuße der Berge die sanftgeschwungenen Buchten entlang. Zahlreiche zierliche Hütten, unter rauschenden Palmen, spiegeln sich im Wasser, und Scharen von braunen Nizen erheben ihre leider nicht immer ambrosischen Leiber aus der Flut. Wir verlassen den See bei dem Flecken Singkarah und fahren weiter durch das mächtig erbreiterte, flache Thal. Wieder endlose Reisfelder in frischem Grün und dazwischen wie Inseln Gruppen von Kokospalmen. Hier und da schießt der Himmel aus schwarzen Wolken dunkle Streifen herab, umhüllt einzelne Berge mit grauen Gewändern, während andere im leuchtenden Sonnenglanz liegen.

Das Hotelchen in Solok war recht primitiv, aber Bett und Essen vortrefflich. Ich entfloß für den Nachmittag gen Westen in die Berge,

an deren Fuß mich in 25 Minuten ein einspänniges Wägelchen brachte. Durch Kaffeepflanzungen und dichten Wald, mit rauschenden Bächen, wo im Schatten des Blätterdachs prächtige Orchideen blühen, ging es 1½ Stunden steil bergan. Von einem kleinen Hochplateau oben belohnte ein hübscher Blick auf das Singkarah-Meer die Mühe. Der Rückweg brachte den üblichen Guß, mich diesmal gründlich durchweichend und bis unter das Dach des Wagens verfolgend. Der Sitz verwandelte sich bald in einen stattlichen See, von rechts und links, von vorne und hinten goß es wie mit Eimern herein, und ich war froh, im buchstäblichen Sinne des Wortes im Hotel zu landen.

Noch dunkel war es, als ich am anderen Morgen das Lager verließ; aber kaum war die Toilette beendet, als auch schon die strahlende Helle des Tages erschien. Nacht und Tag folgen sich unter dem Äquator ohne trauliche Dämmerung — eine Folge der größeren Geschwindigkeit, mit der in diesen Regionen die Sonne auf ihrer steilen Bahn dem Horizont zueilt.

Das Dampfroß führte mich in 1½ Stunden nach Sawah-Luntu, dem Orte der Kohlenminen. Wieder ein völlig anderes Bild: Thäler mit kahlen, grasbewachsenen Hügeln und schäumenden Bächen; in den Ravinen hie und da üppige Vegetation und kleine Dörfer mit Kokospalmen. Zu Ende der Fahrt passierten wir einen 800 m langen, feucht-heißen Tunnel und befanden uns am Ausgange in dem engen, glühenden Thalkessel, auf dessen Boden die kleinen Häuser der Ansiedelung liegen. Gegenüber erhebt sich der Durianberg, grasbewachsen, mit einer Tafel geschichteter Sandsteine auf dem Gipfel, in seinem Innern die schwarzen Diamanten bergend.

Die Kohlenflöze wurden im Jahre 1868 entdeckt durch den Ingenieur de Greve, der kurz darauf bei seinen weiteren Forschungsreisen im Umbilienflusse ertrank. Zu ihrer Ausbeutung erbaute die Regierung die Zahnradbahn nach Emmahafen. Der Betrieb ist seit zehn Jahren erheblich vergrößert worden, und die tägliche Förderung beträgt zur Zeit 900 Tonnen. Die Kohle ist vortrefflich, rußt aber stark, was man auf den Eisenbahnen in Sumatra und Java unangenehm empfindet, und liefert viel Rückstand.

Die Schichten sind stark durch Verwerfungen gestört, die Lager daher teilweise linsenförmig und nicht leicht aufzufinden. Die Mächtigkeit der Flöze schwankt zwischen 3 und 12 m. Die rationelle Ausbeutung wurde durch schlesische Bergleute, insbesondere den Obersteiger Dietrich, eingeführt, und die Werke beschäftigen zur Zeit über 2000 Arbeiter, Straf-

gefangene, freie Malayen und chinesische Kulis. Letztere erhalten Kost, Kleidung und durchschnittlich $\frac{1}{2}$ Gulden Tageslohn.

Ich ließ mein Gepäck in dem kleinen, einfachen Gasthaus nahe der Bahn, machte dem Bergwerksdirektor meine Aufwartung und wurde von einem der Herren Ingenieure herumgeführt. Die alten, am Fuße des Berges liegenden Lager sind erschöpft, und man muß beträchtlich bergan steigen, um zu den jetzigen Arbeitsstätten zu gelangen. Auf eine Beschreibung verzichte ich, da die Einrichtung der Grube ganz europäisch ist.

Erzählen will ich aber ein interessantes Beispiel für die adat der Arbeiter, das ich von meinem Begleiter erfuhr. Adat heißt Sitte und Brauch; ihre Vorschriften, durch Alter geheiligt, sind dem Malayen unverbrüchliches Gesetz. Sein ruhiges, gemessenes, reserviertes Benehmen wird außer durch seine unübertroffene Faulheit und Indolenz durch die strengen Schranken bestimmt, die ihm die adat setzt. So darf der tuan, der weiße Herr, niemals den Arbeitern einen direkten Befehl geben. Er sagt ihn dem Aufseher, der ihn auf dem Umwege über den Unteraufseher an seine Adresse gelangen läßt.

Mit dem letzten Zuge, gegen Mittag, kehrte ich nach Padang-Bandjang zurück. Der Himmel war grau verschleiert, aber die Luft klar und kühl; die Fahrt längs des Singkarah-Sees bot bei dieser Beleuchtung einen eigenartigen Reiz. Die Umrisse der Berge hoben sich scharf vom grauen Hintergrunde ab, leichte dünne Wolkenstreifen schwebten um ihre Gipfel. Entzückend schön war der Blick auf das reichbebaute, sanft ansteigende Thal zwischen dem See und Padang-Bandjang. Ein hellgrüner Teppich von Reisfeldern zieht sich, mit Palmen- und Baumgruppen durchwirkt, den Fuß der Hügel in Terrassen hinan; weiter oben das dunklere Grün der Wälder, die Spitzen der Berge bedeckend, im Hintergrunde die drei mächtigen Vulkane, blaugrüne, riesige Massen — ist es nur der Reiz der Neuheit, des Eigenartigen, der eine solche Tropenlandschaft, mit ihren einfachen Elementen, so anziehend macht? Ich glaube nicht. Das wundervolle Grün ist es in erster Linie, in dem das Auge schwelgt, nur hie und da unterbrochen von roten Fleckchen und Streifen an den Abhängen der Berge, wo die nackte Erde zu Tage tritt. Der Fels verwittert in diesen Regionen nicht zu dem braunen, schmutzigen Lehm des Nordens; der Laterit — so nennt man den Tropenlehm — leuchtet in allen Abstufungen zwischen orange und rot. Zu den vollen, saftigen Farben gesellt sich der Reiz der Form, den die Wälder schlanker Kokospalmen, mit der zierlichen Filigranarbeit ihrer Kronen bieten, — sei

es, daß ihre Silhouette sich dunkel vom Himmel oder graugrün vom Gelbgrün der Felder abhebt. Die Berge mit weichen Umrissen, auslaufend in die edle, sanft geschwungene und doch imponierend wirkende Linie des himmelanstrebenden Vulkans, der mächtig und breit gelagert ruht, als Beschützer, nicht als Zerstörer erscheinend — so ist das Bild der Landschaft, das auf dieser gesegneten Insel, wie in Java, das Auge entzückt.

Meine Absicht, als Schluß der Reise in den Padangschen Hochlanden den Merapi zu ersteigen, ließ sich leider nicht ausführen. Bei den seit einer Woche täglich sich wiederholenden Regengüssen war der Gipfel, wo sich nur getretene Pfade befinden, ungangbar. Auch wäre die Mühe kaum belohnt worden, da der Berg fast immer tief in Wolken steckte.

Die Besteigung erfordert zwei Tage. Man fährt am Morgen mit der Bahn bis Kota-Bahru und von dort mit Wagen nach Sungei-Buar. Das Haupt des Dorfes hat auf Vorausbestellung für Kulis zc. gesorgt, und man steigt am demselben Nachmittag bis zu einem Häuschen in 1550 m Höhe, am nächsten Morgen in aller Frühe zum Gipfel hinan. Oben befinden sich mehrere Krater, von denen nur einer thätig ist. Um Mittag kehrt man zurück.

Von Solok aus hätte ich Reisen nach Süden zu einigen kleineren Kraterseen unternehmen, ebenso vom Fort de Kock nach Norden bis Bondjol vordringen können. Indessen erfordern diese Ausflüge große Vorbereitungen und mehr Zeit, als mir zur Verfügung stand. Auf die Fahrt von Solok über Lubu-Selassu nach Padang, mit Vorspann in zwei Tagen auszuführen, verzichtete ich gleichfalls. Sie bietet nicht viel Neues, jedenfalls nicht so viel, um den Preis von 50 Gulden zu rechtfertigen, der für das Jammerfuhrwerk verlangt wurde.

So verbrachte ich denn ein paar sehr angenehme Tage in Padang-Bandjang. Hübsche Spaziergänge in die benachbarten Berge, in die Anehschlucht füllten die Zeit aus, bis ich mit der Bahn nach Padang zurückkehrte.

Der Übergang aus der herrlichen, kühlen Temperatur des Hochlandes in die Hitze der Küste war nicht angenehm, aber bald überwunden. Überhaupt war ich erstaunt über die Schnelligkeit, mit der sich der Körper den veränderten Bedingungen in den Tropen anpaßt. Trotzdem Wärme und Luftfeuchtigkeit ganz erheblich gesteigert sind, empfindet man dies nicht unangenehm, und man muß nicht etwa aus den unerfreulichen Gefühlen, wie man sie beim Betreten eines Gewächshauses empfindet, auf Ähnliches unter den Tropen schließen. Natürlich gilt dies nur, wenn

man sich verständig kleidet. In leichtem weißen oder Khakey-Anzug und dünnem, baumwollenen Unterzeug habe ich mich immer sehr wohl befunden; scheußlich aber waren die Augenblicke, die man gezwungenermaßen im schwarzen Rock verbringen mußte. Man schwitzt natürlich auch im leichtesten Kostüm ganz gehörig, aber man fühlt sich nach einer körperlichen Anstrengung doch nicht so erschlaft, wie daheim an einem ordentlichen Hundstage. Freilich, nach mehrjährigem Aufenthalt in den Tropen stellen sich vielfach nachteilige Folgen ein, die bei den meisten Europäern eine klimatische Abwechslung nötig machen. Aber in den ersten Monaten spürt man davon so gut wie nichts.

Auf dem „Maetsuyker“, einem Schwesterschiff des „Reael“, schiffte ich mich nach Batavia ein. Wir verließen Emmahafen gegen Abend, als ein prachtvoller Sonnenuntergang die grünen, schroffen Hügel der Bucht mit ihren rotgelben Felsen zauberhaft beleuchtete, und lagen am Mittag des folgenden Tages auf offener See vor Benkulen, dem Sitz der gleichnamigen Residentschaft, vor Anker. Die See war nur mäßig bewegt, und so ging die Ausschiffung zahlreicher chinesischer Mitpassagiere und einer Anzahl Ochsen ohne besondere Beschwerde von statten. Bei starkem Winde und hohen Wellen ist dies manchmal unmöglich.

Der Platz liegt malerisch unter Palmen, mit seinen roten Ziegeldächern und dem kleinen, aus englischer Zeit stammenden Fort auf einem niedrigen, grünen Hügel. Die Berge des Hintergrundes, der Lumu, Kaba und der 3170 m hohe Dempo steckten tief in Wolken und ließen nur zeitweilig ihre Gestalt in leichten Umrissen erkennen. Bald setzte heftiger Regen ein, alles in dichten, grauen Schleier hüllend. Am Abend lichteten wir Anker, noch immer unter strömenden Güssen, die die ganze Nacht anhielten und erst endeten, als wir uns am Morgen in der Bucht von Bintuhan, einem kleinen Küstenort, befanden. Niedrige, bewaldete Höhenzüge traten dicht an das Wasser heran, eine grüne Landzunge mit weißem Strande streckte sich in die See hinaus, umschäumt vom Gischt mächtiger Brecher, die auf der ganzen Strecke von Benkulen bis zur Sundastraße als langgestreckte Düning ungehemmt aus dem Indischen Ocean anrollen und die Fahrt recht ungemütlich machen können. Die Berge, unter denen der 2720 m hohe Ringgit hervorragt, sahen im dichten, grauen Morgengewand etwas trübselig und verschlafen aus. Vom Ufer lösten sich Rähne ab und brachten mächtige Bündel Rotangrohr an Bord, jenes prächtige, zähe Material, das man im Archipel zu Stühlen, Schiffstauen etc. verarbeitet und in großen Massen nach Europa für die Korbflechterei exportiert.

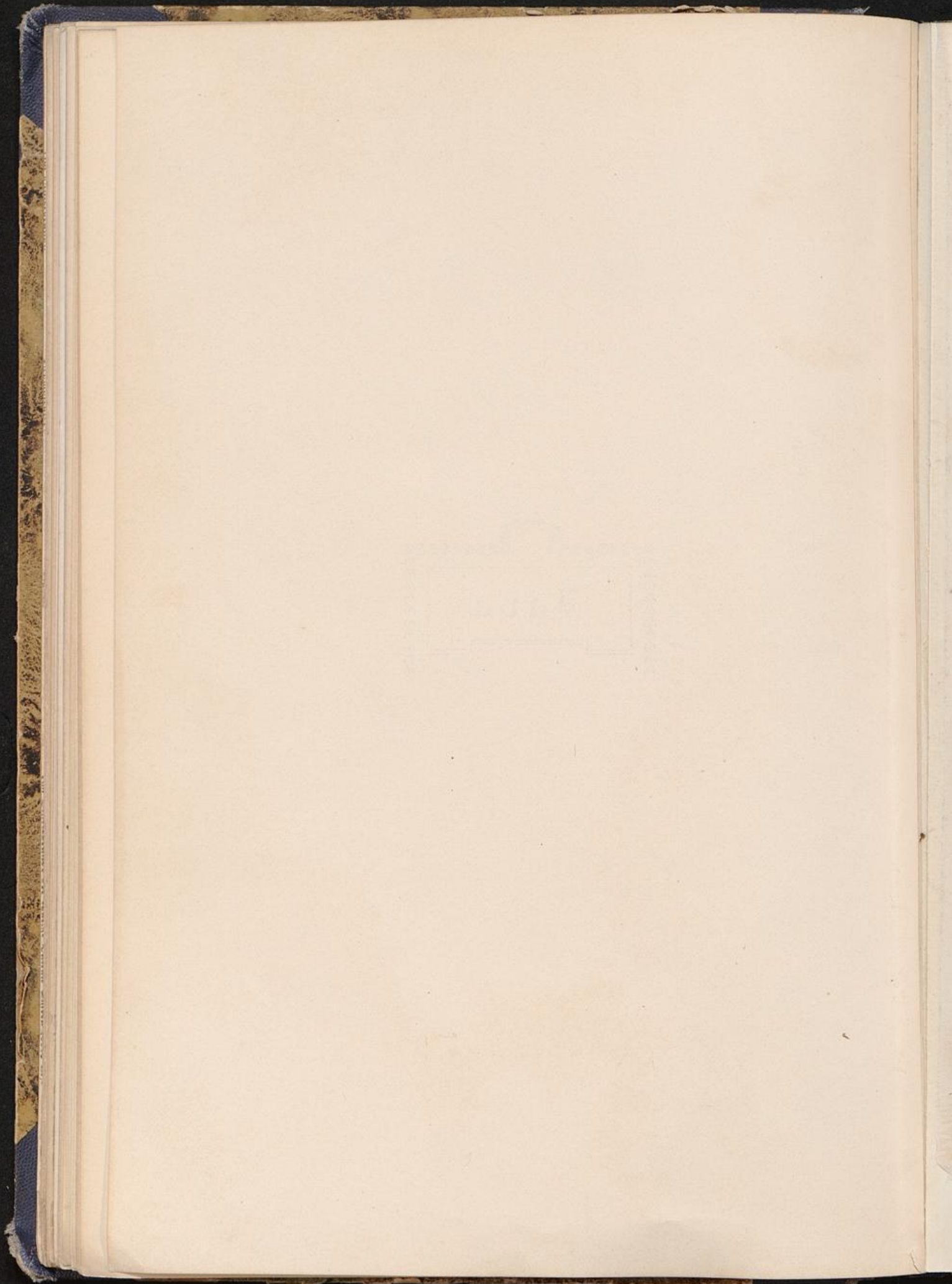
Gegen Mittag ging die Fahrt weiter, immer in einiger Entfernung die Küste entlang. In der Nacht umschifften wir die Südspitze Sumatras, und als der Tag anbrach, erkannte man in der Ferne die Insel Krakatau, berühmt durch das vulkanische Ereignis von 1883. Wir fuhren in die schmale Sundastraße ein, zur Linken Sumatra mit dem Vulkan Radja basa, zur Rechten Java, mit grünem Vorgebirge der See entsteigend. „Dwaras in den Weg“ heißt die kleine Insel, die sich höchst impertinent mitten in der engen Meeresstraße aufgepflanzt hat. Wir ließen sie zwar nicht links, so doch wenigstens rechts liegen, umschifften den Nikolaspunt, und nun breitete sich die flache Küste Javas aus, mit blauen Bergen weit im Hintergrunde. Zahlreiche Fischerfahrzeuge belebten die grüne Flut, eine Anzahl kleiner, flacher Inseln ward passiert, und um Mittag lagen wir in Tandjong-Priok, dem Hafen Batavias, am Pier.

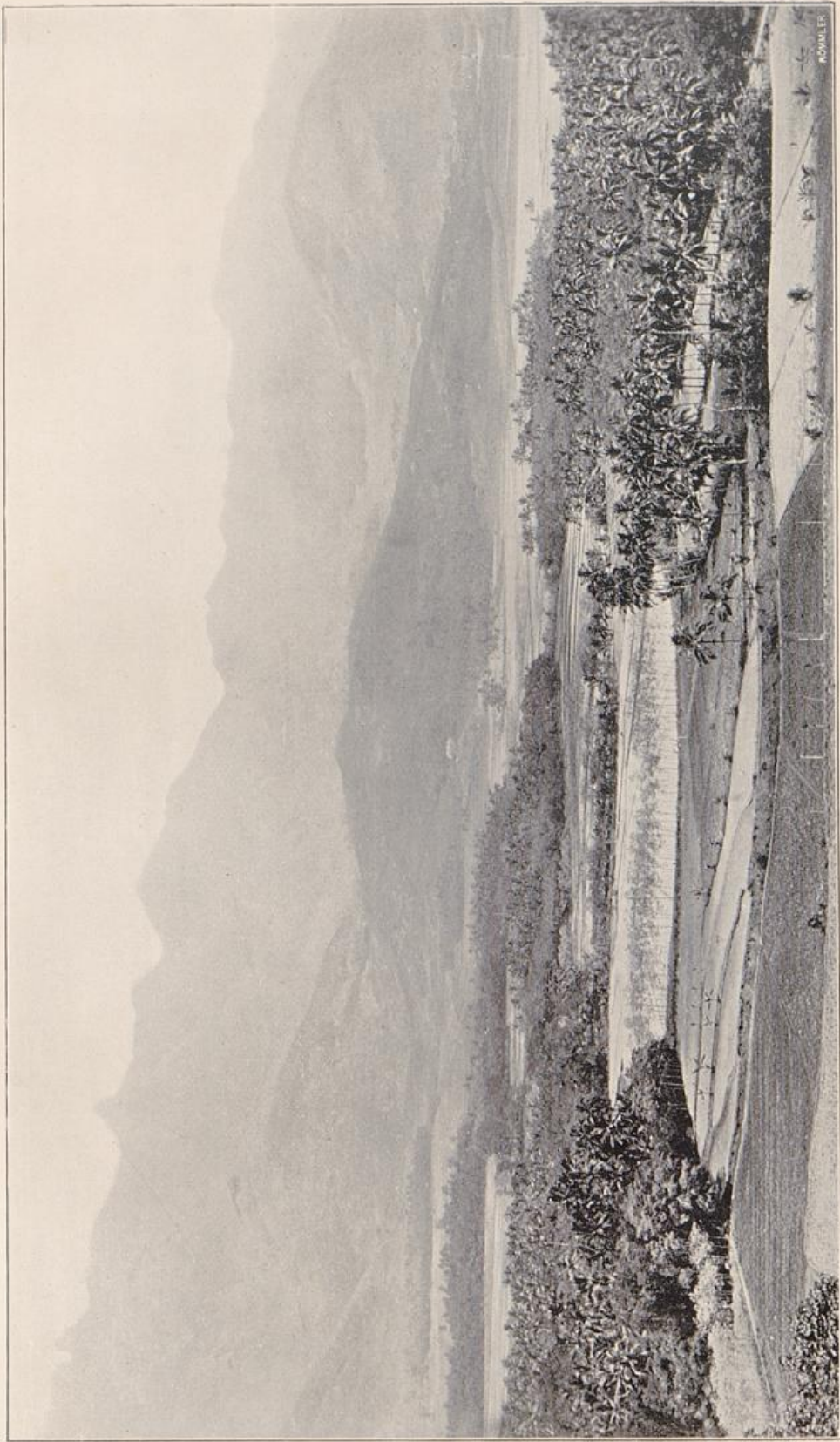


Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

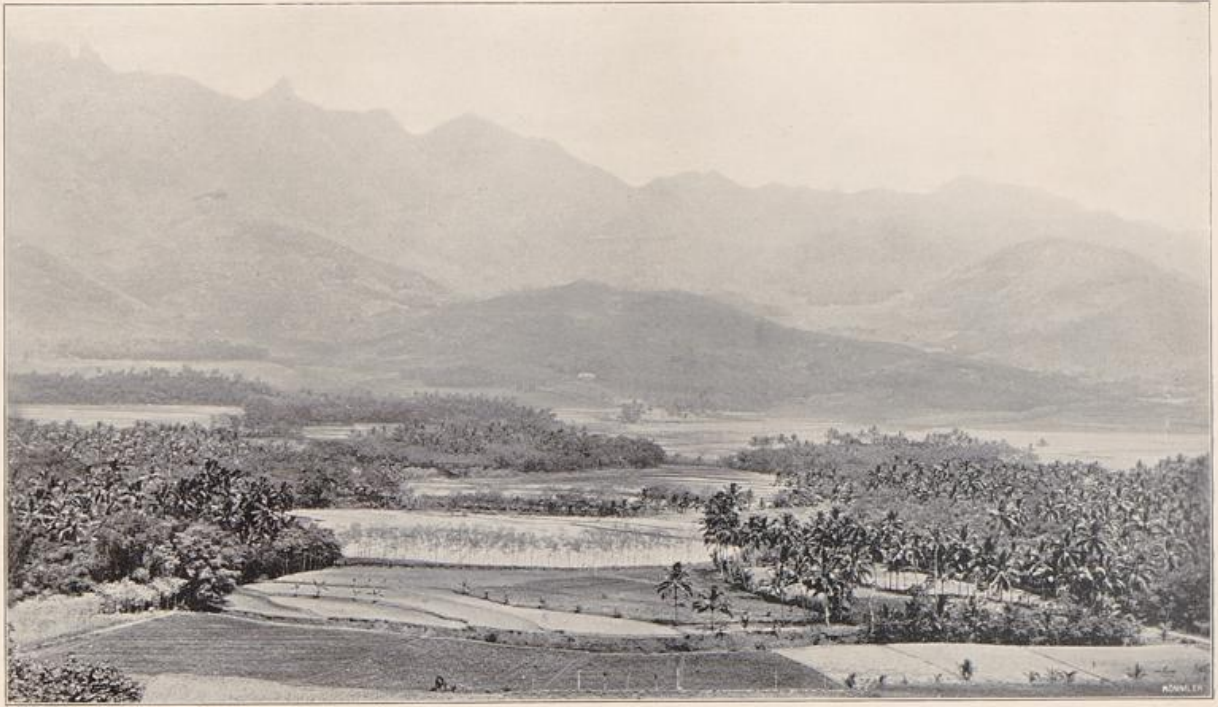


Java





Landschaft bei Djoefarta auf Saba. Spitze für die Kabangischen Hooglande und für Saba.



Landschaft bei Djokjakarta auf Java. Topfisch für die Tobangischen Hochlande und für Java.

Der vielbereisten, vielbeschriebenen, wichtigsten, wenngleich nicht größten Insel des Archipels widme ich aus den in der Einleitung erwähnten Gründen nur ein kurzes Kapitel — einige allgemeine Angaben und eine Beschreibung des praktischsten und schönsten Reiseweges.

Java (75 bis 195 km breit, 1000 km lang, 132 000 qkm Flächeninhalt) erstreckt sich als schmale, lange Insel von Westen nach Osten. Hinter der breiten, fruchtbaren Alluvialebene, die ihren Nordrand bildet, erheben sich Gebirgsketten mit gewaltigen Vulkanen, Glieder jener, den ganzen Archipel durchziehenden Reihe. Kleine Flüsse ergießen sich ins Meer, zur Regenzeit, vom November bis April, erheblich anschwellend. Das Klima in den höheren Regionen ist tropisch, aber angenehm. Übermäßige Hitze und Fieber herrschen im allgemeinen nur in den Niederungen der Küste.

Die Pflanzenwelt, in der Einleitung zur Genüge charakterisiert, ist von üppiger Fülle, ebenso wie die Tierwelt. Die Bevölkerung beträgt 25 Millionen Seelen, davon 50 000 Europäer und 250 000 Chinesen; sie ist also außerordentlich dicht. Die Eingeborenen zerfallen in die beiden Stämme der Sundanesen im Westen und der kulturell am höchsten stehenden Javaner im Osten der Insel. Die letzteren sind von sanftem, friedlichem, aber wenig energischem Charakter, ergeben und lenksam. Sie sind daher unschwer zu regieren, zumal das holländische System die Volkssitten schon und, um jedem religiösen Unfrieden zu wehren, die in Asien höchst selten ersprießliche Thätigkeit der Missionare verhindert. Ihre Religion ist der Islam.

Im Jahre 1522 zuerst von den Portugiesen besucht, wurde Java im Laufe der nächsten Jahrhunderte von den Holländern, die 1619 den Hauptplatz Batavia gründeten, nach und nach erobert. Zur Zeit existieren nur noch zwei nominell selbständige Fürstentümer, Solo und Djokjakarta. Seit dem Jahre 1830, wo der Aufstand eines Prinzen von Djokjakarta stattfand, ist die ruhige Entwicklung der Kolonie nicht

mehr gestört worden. Das Zwangskulturssystem gab der Regierung erhebliche Überschüsse; sie haben leider in den letzten Jahren einem Deficit Platz gemacht. Die Hauptprodukte sind Kaffee, Chinin, Reis, Tabak, Indigo 2c.

Ein Schienenweg, mit kleinen Abzweigungen nach beiden Seiten, durchzieht die ganze Länge der Insel und giebt das Rückgrat für die Vereisung ab, die wir nunmehr in Kürze skizzieren wollen.

Wir fahren von Tandjong Priok mit der Bahn durch Sumpfland mit Nipapalmen in 20 Minuten nach der Altstadt Batavia. Vom Bahnhof führt uns ein Wagen oder die Dampfstrambahn über die Hauptstraße Molenvliet nach Weltevreden, der höher gelegenen und verhältnismäßig gesunden Neustadt. Das „Hotel des Indes“ oder „Hotel der Nederlande“ nimmt uns gastlich auf, und wir benutzen einige Tage, um das schöne, wohlgepflegte Weltevreden mit seinen Marmorvillen, schattigen Alleen, großen Plätzen, die Altstadt mit ihren Kanälen, Warenhäusern, dem Chinesenviertel 2c. kennen zu lernen.

Die schauerhafte Hitze treibt uns bald zum Antritt der Reise. In 1½ Stunden Bahnfahrt, durch reich behaute Ebene, dann das Gebirge hinan, erreichen wir Buitenzorg, 265 m hoch, wo wir vom „Hotel Bellevue“ den berühmten Blick auf den Palmenwald der Ebene, den Fluß und den Vulkan Salak im Hintergrunde genießen, den herrlichen botanischen Garten, den schönsten der Welt, durchwandern und den alltäglichen, gewaltigen Regenguß am Nachmittag über uns ergehen lassen.

Am frühen Morgen nimmt uns ein Wägelchen, mit drei Ponies bespannt, auf und bringt uns in vierstündiger Fahrt steil bergauf zur Paßhöhe des Puntjak und dann hinab zu dem schön gelegenen Kurort Sindanglaja (1084 m). Ich will den Leser im folgenden nicht mit Erzählungen ermüden über die wunderbare Schönheit der Landschaften, die Üppigkeit der Vegetation. Es genüge die Bemerkung, daß die nächsten Reisetage uns durch die Residentschaft Preanger bringen, in vieler Beziehung den Padangschen Hochlanden ebenbürtig.

Von Sindanglaja aus können wir in zwei Tagen den thätigen Vulkan Gedeh (2962 m) besteigen. Unser Weg führt uns dann früh morgens weiter in 1½stündiger Wagenfahrt nach Tjandjur und von dort mit der Bahn in zwei Stunden nach Bandung, einem kleinen, freundlichen Städtchen, dem Ausgangspunkt für die sehr bequeme Besteigung des Vulkans Tangkuban Prahu (2000 m). Drei Stunden Bahnfahrt bringen uns nach Garut, wo wir am Nachmittag eine Spazierfahrt zum Lotus-
teich unternehmen, am nächsten Morgen in aller Frühe die Besteigung

des Vulkans Papandajang (2634 m) ausführen, die uns zum erstenmal auf Java dichten, herrlichen Urwald, unterhalb des Kraters, kennen lehrt.

Damit endet unsere Reise in der Preanger Residentschaft, und wir rüsten uns zur Fahrt nach dem westlichen Java. Fünf Stunden Bahnfahrt zuerst bergab durch Gebirgsland, dann durch dichte, sumpfige Dschungel; ein Nachtquartier in Maos, wo für die Reisenden ein Hotel¹⁾ erbaut worden ist; Weiterfahrt von dort mit dem Frühzuge, und wir sind um zehn Uhr in Djokjakarta, der Hauptstadt des gleichnamigen Fürstentums. Dort wird mit Hilfe einer Empfehlung des Herrn Residenten der Sultanspalast (Kraton) besichtigt, ein Tagesausflug mit Wagen oder Bahn nach dem berühmten Hindutempel Borobudur, ein anderer nach den Tempeln von Brambanan unternommen, das interessante Volksleben auf den Straßen, der Aufzug hoher, malayischer Würdenträger beobachtet.

Einen Tag widmen wir Solo, der Hauptstadt des zweiten der Fürstentümer, zwei Stunden mit der Bahn von Djokjakarta entfernt; dann geht's von dort in langer, heißer Fahrt durch den trockenen Osten Javas nach Surabaya, der großen, blühenden Handelsstadt mit ihren 150 000 Einwohnern. Sie ist heiß und ohne besonderes Interesse; wir verlassen sie am nächsten Morgen, um die Glanztour Javas, den Besuch des Tenggergebirges mit dem Vulkan Bromo anzutreten. Dreistündige Bahnfahrt nach Pasuruan (wo wir auch übernachten und zur hübschen Quelle Banju Biru mit ihrer Offensolonie fahren können), drei Stunden mit Wagen über Paserpan nach Puspo und von dort in 3¹/₂ Stunden zu Pferde auf guter Straße bergauf, durch interessante Vegetation, durch Kaffeeplantagen und Kohlfelder, und wir sind in dem Dorf Tosari (1777 m), wo uns das große Hotel, eine beliebte, kühle Sommerfrische, aufnimmt.

Am nächsten Morgen erklimmen wir in zwei Stunden zu Pferde den Rand des Kraters, wo ein Blick, wie ihn nirgends die Erde wieder bietet, die Mühe belohnt. Wie eine Mondlandschaft, kahl und öde, liegt die gewaltige Höhlung, die „Sandsee“, wie der Boden des Kraters treffend genannt wird, vor unseren Augen. In ihrer Mitte erheben sich Vulkane, klein im Vergleich mit den Dimensionen des Mutterkraters, wie Inseln aus grauem Meer aufsteigend. Feierliche, majestätische

¹⁾ Hier muß man — ein echtes Beispiel landesüblicher Schwerfälligkeit — um 1¹/₂ Uhr ankommend, bis 1¹/₂9 Uhr auf die „Dinerstunde“ warten, trotzdem außer den hungrigen, müden Reisenden kein Mensch vorhanden ist.

Stille umfängt uns, wie wir nun hinabklettern und über den weichen Boden der Sandsee zum Fuß des einen der kleinen Vulkane, des thätigen Bromo, reiten. Wir ersteigen ihn, werfen einen Blick in den kochenden Kessel, durchwandern die phantastischen Schluchtenbildungen an seinem Fuß und sind, denselben Weg zurückkehrend, wieder im Hotel, ehe uns der nachmittägliche Regenguß erreicht.

Am nächsten Morgen reiten wir in acht bis neun Stunden¹⁾ bergab, durch prachtvollen Wald, Schluchten und Plantagen über Ngadipura und Purwodadi nach Lawang, wo wir gerade noch den letzten Zug nach Surabaya erreichen.

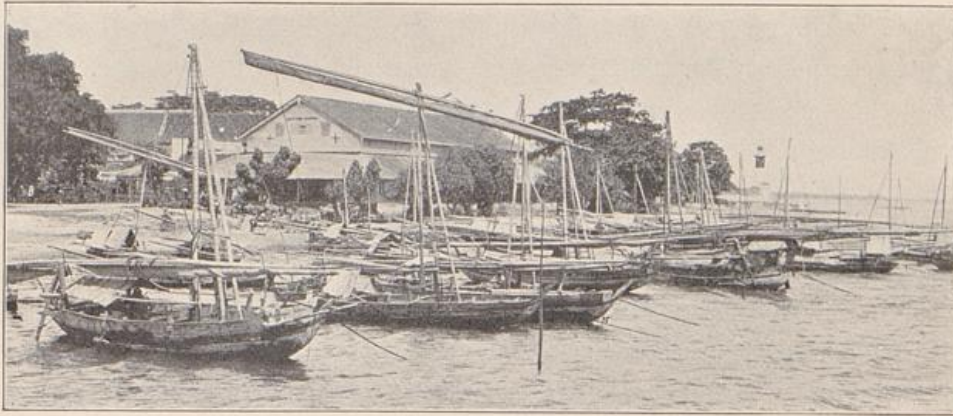
Die Reise konnten wir bequem in drei Wochen ausführen. Wir haben uns so eingerichtet, daß wir in Surabaya das Dampfschiff nach Makassar antreffen. Dort, auf Celebes, wollen wir uns im nächsten Kapitel wieder sprechen.

¹⁾ Richtige Angabe! Man traue anderen Behauptungen nicht!





Celebes



Frauen auf der Seebe von Makassar.

Der Lloyd-Dampfer „Stettin“ läuft auf seiner zwölfwöchentlichen Fahrt von Singapur über Deutsch-Neuguinea und zurück auch einige Häfen von Holländisch-Indien an; er brachte mich in drei Tagen von Batavia nach Makassar. Die vortrefflichen Einrichtungen des Lloyd bewähren sich selbstverständlich auch auf diesem Dampfer. Er übertrifft die holländischen sowohl an Größe wie an Ausstattung und bietet den nicht zu unterschätzenden Vorteil erheblich billigerer Preise. Die Verpflegung ist Lloyd-Verpflegung, womit alles gesagt ist, und die Liebenswürdigkeit des Kapitäns Herrn Niedermeyer seinen Passagieren gegenüber über alles Lob erhaben.

Es war die Zeit des Monsunwechsels im Frühjahr, durch Windstillen und plötzlich aufspringende Böen ausgezeichnet. Die See lag glatt und lasurblau, wie ein Entenpfuhl. Dann und wann tauchte ein Trupp Delfine auf, die mit dem Schiff um die Wette schwammen und sprangen, und große Scharen von fliegenden Fischen flogen wie Schwalben über die Fläche. Unerträgliche Hitze herrschte, selten durch eine leichte Brise gemildert, und vom Vorderdeck, wo der chinesische Koch für die Scharen der nach Deutsch-Neuguinea bestimmten Kulis seine Künste ausübte, drangen wahrhaft greuliche Geruchssymphonien auf das Promenaden-deck herauf.

Am Abend des dritten Tages kündete die in mattes Grün verwandelte Farbe des Wassers an, daß wir in der Nacht unser Ziel erreichen würden. Werfen wir also schnell noch einen Blick auf die Verhältnisse des Landes, das wir besuchen!

Die absonderliche Spinnengestalt der Insel Celebes lehrt uns die Karte kennen. Die Westseite hat keinen Einschnitt von Bedeutung, während nach Osten und Süden drei große Buchten, von Tomini, Tolo und Boni tief in das Land eindringen. Der orographische Charakter des Landes ist gänzlich von Sumatra und Java verschieden. Während hier mächtige, dem Gebirge aufgelagerte Vulkane, mit fruchtbaren Hochplateaus an ihrem Fuße, und breite, sumpfige Alluvialküsten der Landschaft das Gepräge verleihen, steigen in Celebes lange Hügelreihen aus der See auf und erheben sich terrassenförmig zu mächtigen Centralketten. Soweit unsere sehr mangelhafte Kenntnis reicht, ist das ganze Innere der Insel Urwald, aber, den trockeneren klimatischen Verhältnissen entsprechend, nicht so dicht wie auf Sumatra. Viele Seen, unter ihnen das große Meer von Bosso, verleihen der Landschaft Reiz. Die Flüsse sind klein und ohne Bedeutung, und das Land ist nur an wenigen Stellen mit Kulturgewächsen bepflanzt.

Die Fauna von Celebes nimmt eine höchst merkwürdige Sonderstellung im Archipel ein. Ihre Armut an Arten kontrastiert lebhaft gegen den Reichthum der übrigen großen Inseln. Andererseits stimmen die vorhandenen nicht mit denen der nächsten Nachbarinseln überein, und endlich bringt Celebes einige Tiere, die nur hier vorkommen, eine Verwandtschaft der Insel mit Afrika und Asien, viel älter als die mit den übrigen Gliedern des Archipels andeutend. Es sind dies das merkwürdige Hirschschwein, auf malayisch Baborussa genannt, ausgezeichnet durch ein paar gekrümmte, aus dem Kiefer nach oben ragende Zähne, ferner eine kleine Rinderart, *anoa depressicornis*, und endlich ein dem afrikanischen Pavian ähnlicher schwarzer Affe, *cynopithecus niger*. Nach Ansicht maßgebender Forscher müssen wir darum annehmen, daß Celebes in weit entlegener Zeit ein Teil oder eine Vorinsel eines großen, in Berührung mit Afrika und Asien stehenden Kontinentes war, von dem vielleicht Madagaskar ein anderes Überbleibsel ist. Seine Armut an Arten scheint anzudeuten, daß es früher aus einer Gruppe von Inseln bestand, die allmählich zusammenwuchsen.

Die übrigen Inseln des Archipels, Sumatra, Java und Borneo, müssen, wenn diese Ansicht richtig ist, sehr viel jüngeren Datums sein. Sie haben sich erst nach dem Verschwinden jenes Kontinentes gebildet und standen, wie der Charakter ihrer Faunen beweist, gleichfalls in Verbindung mit Asien, wenngleich zu anderer Zeit als Celebes. Daß in der That Celebes weniger mit Australien als mit dem westlichen Festland sich berührte, wird anscheinend durch den in neuerer Zeit geführten

Nachweis des asiatischen Charakters seiner Fauna bestätigt. Wie in der Einleitung besprochen, hat Wallace nach dem damaligen Stande der Kenntnisse die Verwandtschaft mit Australien für größer gehalten. Es hat aber wahrscheinlich nur eine starke Beimischung australischen Blutes stattgefunden, vermittelt durch die im Osten und Süden von Celebes auslaufenden Inselbrücken.

Im Verein mit der Existenz jener uns bekannten vulkanischen Spalte machen diese neueren Forschungen es wahrscheinlich, daß die Scheidengrenze zwischen Asien und Australien östlich von Celebes und nicht, wie Wallace annahm, in der Makassarstraße zu suchen ist.

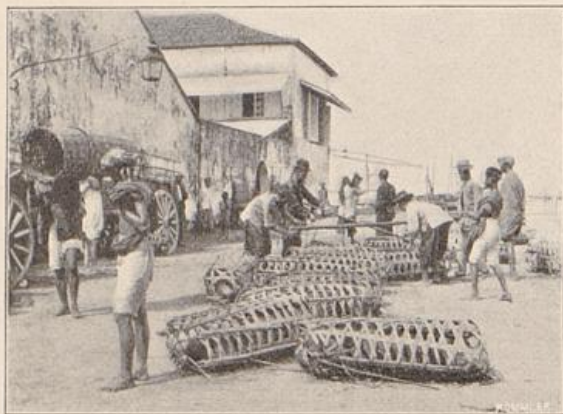
Unsere Kenntnis des Innern ist, wie gesagt, sehr beschränkt, und so darf es kein Wunder nehmen, daß die holländische Regierung nur in wenigen Punkten der Insel wirkliche Macht ausübt. Es sind dies im Süden die Stadt Makassar mit den sogenannten Nord-, Süd- und Ost-distrikten, alles zusammen nur ein kleiner Teil der südlichen Halbinsel, ferner Minahassa, die äußerste Nordostspitze der Insel, und westlich davon der kleine Bezirk Gorontalo. Alles Übrige steht unter einheimischen Fürsten, mit denen die Regierung Suzeränitäts- und Bundesverträge geschlossen hat. Dementsprechend bestehen in Celebes zwei Regierungen, das Gouvernement Celebes in Makassar und die Residentie Menado in Minahassa.

Die Handelsbeziehungen der Compagnie zu Makassar datieren aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Sie führten nach kurzer Zeit zur Vernichtung des damals mächtigen makassarischen Reiches und zur Obermacht der Holländer über die kleinen Fürstentümer im Süden. Das 19. Jahrhundert sah dann heftige Kämpfe der Regierung mit dem inzwischen erstarkten Reich von Boni, das erst in den sechziger Jahren unterworfen wurde. Die Erregung zittert indessen in kleinen Aufständen bis in die neueste Zeit nach.

Minahassa erkannte um 1679 die Oberherrschaft der Compagnie an. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts bewirkte dann die Einführung der Zwangskultur und die eifrige Thätigkeit der Missionare jene vollständige Umwandlung des rohen, alfurischen Kopfsjägervolkes in die heutige gefittete, christliche Bevölkerung.

Auf dem südlichen Teil der Insel sind die Bewohner vom Stamm der Buginesen und Makassaren, Leute, die seit uralter Zeit in ihren plumpen Prauen die Gewässer des Archipels durchkreuzt haben, und deren Energie und Handelsgeist sich in diesem Gewerbe gestärkt hat. Sie gelten als tapfer und liefern der Armee vortreffliche Soldaten.

Buginesische Händler findet man in den Niederlassungen sowohl an der Küste von Celebes, wie im ganzen Archipel verstreut. Ihre Schifferkünste zeugen mehr von Mut als Geschicklichkeit. Ihre Frauen sind von recht primitiver Bauart und durch die Bekanntschaft mit europäischen Fahrzeugen weniger zu ihren Gunsten modifiziert, als man eigentlich erwarten sollte. So erzählt z. B. Kapitän Jacobsen, daß den Leuten, mit denen er monatelang in der Bandasee herumfuhr, der Gebrauch des Segelreffens unbekannt war. Bei starkem Winde mußte mit vieler Mühe das große Segel eingeholt und ein kleineres gesetzt werden. Weite Fahrten, wie z. B. nach den Uru-Inseln, werden im Herbst mit dem einsetzenden günstigen Monsun unternommen; die Rückfahrt findet dann im Frühjahr nach dem Monsunwechsel statt.



Am Kai in Makassar. Lebende Schweine in Körben.

Die herrschende Religion ist der Islam, hier, wie überall im Archipel, stark mit Erinnerungen an frühere Gebräuche durchsetzt. Dem Charakter der Eingeborenen, der sich auch in der freieren Körperhaltung und der trotzigen Gesichtsbildung kundgiebt, entspricht es, daß sie im

Rufe stehen, gute Reiter zu sein, und dem edlen Sport des Amoklaufens mehr zu huldigen, als andere Malayen.

An einem Aprilmorgen lagen wir auf der Reede von Makassar vor Anker. Es regnete die üblichen Bindfäden, und da das Schiff nicht am Pier angelegt hatte, ging die Ausschiffung nicht ohne Unannehmlichkeiten von statten. Endlich aber war auch das überstanden, und das kleine Marinehotel, das einzige am Plage, öffnete mir seine ungastlichen Pforten.

Allerdings, ungastlich, denn ein solches Musterstück von loddriger Wirtschaft, schlechtem Essen; dumpfen, feuchten Kammern und einem schmutzigen, übelduftenden Hof hatte ich nach den bisherigen guten Erfahrungen nicht erwartet. Welch ein Segen ist doch die Konkurrenz! Wie schnell würde sich das unfreundliche, unhöfliche Wesen der Wirtin in sanfte Geschmeidigkeit umwandeln, wenn ihr ein Nebenbuhler entstände! Und in dieser schauerhaften, licht- und luftlosen Höhle sollte

ich, noch dazu krank, volle acht Tage aushalten, umwimmelt von Moskitos, die in dieser Spelunke in ungezählten Scharen ausgebrütet wurden.

Mein holländischer Dampfer nach Menado hatte nämlich fünf Tage Verspätung. Hier in Osten wird's mit den Fahrplänen nicht so genau genommen, und der Reisende, der sich unvorsichtigerweise auf einen knappen Anschluß verläßt, kann bittere Enttäuschungen erleben. Darum erkundige er sich rechtzeitig und richte seine Reisepläne elastisch ein.

Matassar bietet, vom Meere gesehen, einen recht hübschen, freundlichen Anblick. Der Hafen ist vortrefflich und durch eine Unmenge vor-



Hauptstraße in Matassar.

gelagerter kleiner, grüner Inselchen und Korallenriffe, Teile des Spermunde-Archipels, hinreichend geschützt. Auf der Reede ankern fast immer einige Kriegsfahrzeuge und Handelsdampfer und ein ganzes Heer von Frauen. Ein schmaler, schmutziger, von Menschen wimmelnder, mit Waren vollgestopfter Kai zieht sich in stattlicher Länge von Norden nach Süden. Dahinter liegen die weißgetünchten, einstöckigen Warenhäuser und Kontore, und hinter diesen dehnt sich die schmale, sehr lange Hauptstraße aus, etwa 20 Minuten weit rechts und links mit großen und kleinen Läden besetzt.

Hier kauft man zu recht billigen Preisen, denn Matassar ist Freihafen. Daß die betriebsamen Chinesen das Hauptkontingent der handel-

treibenden Bevölkerung stellen, ist selbstverständlich. Zuerst fallen uns auf große, stattliche Läden, in denen vom Phonographen bis zur Zahnbürste alles zu haben ist, was der Europäer zu seiner irdischen Glückseligkeit braucht. Aber dieser Hallen der Civilisation sind nur wenige, etwa ein oder zwei Duzend. Nach Hunderten dagegen zählen die kleineren Geschäfte, in denen der Handel mit allen den Kleinartikeln betrieben wird, deren der rege Verkehr Makassars mit der hinter Celebes liegenden Inselwelt, den Molukken, den kleinen Sunda-Inseln, Key, Aru, Neuguinea bedarf. Da sieht man die Masse der Tauschartikel: Messer, Rattune, primitive Schmucksachen, Glasperlen, Streichhölzer, Blechkasten, Schiffsbedarf, Nägel, — ich überlasse es der Phantasie des Lesers, sich



Heede von Makassar, rechts ein Bambushäuschen für Angler.

den bunten Wirrwarr auszumalen. Auf der engen Straße drängen sich beladene Karren, lasttragende Kulis, kleine zweirädrige Wagen. An den Ecken hat sich der chinesische Anfänger in der Kaufmannskunst niedergelassen, unglaublich billigen javanischen Tabak in kleinen Portionen oder in großen Palmblattpaketen anbietend. Ganz am nördlichen Ende der Straße, wo die Häuser immer schlechter und verfallener werden, beginnt das Eingeborenenviertel, und hier sehen wir die einzigen malayischen Läden, mit Blechartikeln, Tauen u. dgl., insbesondere aber kleine Werkstätten, in denen der Makassare mit den primitivsten Werkzeugen die hübschen Scheiden und Griffe seiner Krisse verfertigt. Die Häuser sind hier auf mannhohen Pfählen errichtet, verfallen, mit Palmstroh oder Wellblech gedeckt. Ihre Giebelseite ist von der Straße abgekehrt, und

hinter ihnen befindet sich ein entsetzlich schmutziger Hof, mit Unrat bedeckt, mit wackligen Latten oder Korallenblöcken gegen die See umfriedigt. Manchmal führt ein kleiner Steg zu einem kleinen, auf Pfählen im Wasser ruhenden Häuschen, dessen Zweck unschwer zu erraten ist. Auch kleine Hüttchen bemerkt man, auf hohem Bambusgerüst weit ins Meer hinein vorgeschoben. Oben sitzen Männer, anscheinend in tiefe Betrachtung versunken, — sie angeln Seezungen nach irgend einer eigenartigen Methode. Auf dem Wasser schaukeln die schwerfälligen Frauen, mit ihrem Mast aus drei schief gegeneinander gestellten Bambusstangen, und in kleinen, gebrechlichen Kanus paddeln halbwüchsige Jungen herum.

Die Tracht der Eingeborenen besteht in einer niedrigen, kegelförmigen Kappe, kurzen, das Knie freilassenden Höschen, einem Fäcchen und dem Sarong, in den der Kris eingewickelt ist, über der Schulter. Die ärmeren Leute gehen halb, die Kinder vollständig nackt. Bei letzteren vertritt ein metallenes Herz, an einer Kette um die Hüfte befestigt, die Stelle des Feigenblattes unserer moralisch angehauchten Museen. Heiliger Roeren! Welch reiches Feld der Thätigkeit für unsere brave Reichstagsmehrheit! Diese naiven Leuten sehen eben noch das Natürliche ohne Erstaunen. Um frei mit Goethe zu sprechen, sie dichten noch nicht, wie unsere schwarzrückigen Freunde, der einfachen Natur die eigenen, häßlichen Gedanken an.

Senkrecht zur Hauptstraße führen eine Menge Querstraßen ins Land hinein. Dort liegen die Häuser der Eingeborenen im Gebüsch unter Kokospalmen versteckt. Sie sehen, so lange sie neu sind, durchweg besser aus als die armseligen Fischerhütten am Strande. Ihre Wände sind aus Bambuslatten gefertigt und zu einem einfachen Tafelwerk zusammengefügt. Fast alle haben eine kleine Veranda, und manche sind mit regelrechten Fenstern geziert. Natürlich ruhen sie auf Pfählen, die mit zunehmendem Alter morsch und wackelig werden, sich verbiegen und das Haus wie eine alte, zerbrochene Pappschachtel auseinanderzerren. Einen merkwürdigen Anblick bot der große chinesische Friedhof. Über den huf-



Knaben in Makassar.

eisenförmigen, weißgetünchten Grabmonumenten hingen lange Leinen, an denen die Wäsche der pietätlosen Nachkommen lustig im Winde flatterte.

Verfolgt man die Hauptstraße nach Süden, so werden die Kaufläden immer größer und stattlicher, und die offenen Thüren der Warenhäuser der europäischen Firmen laden zum Eintritt ein. Da sehen wir nun die Fülle der Produkte des Archipels, die von hier aus die Reise nach Europa antreten. Große Massen von Dammarharz, das von Kulis gereinigt und in Kisten verpackt wird. Tripang, die getrocknete Holothurie, einer der größten Leckerbissen der chinesischen Küche; sie sieht aus wie eine berußte, schmutzige Wurst. Alle möglichen Perlmuttermuscheln,



Matassar, Häuser der Eingeborenen.

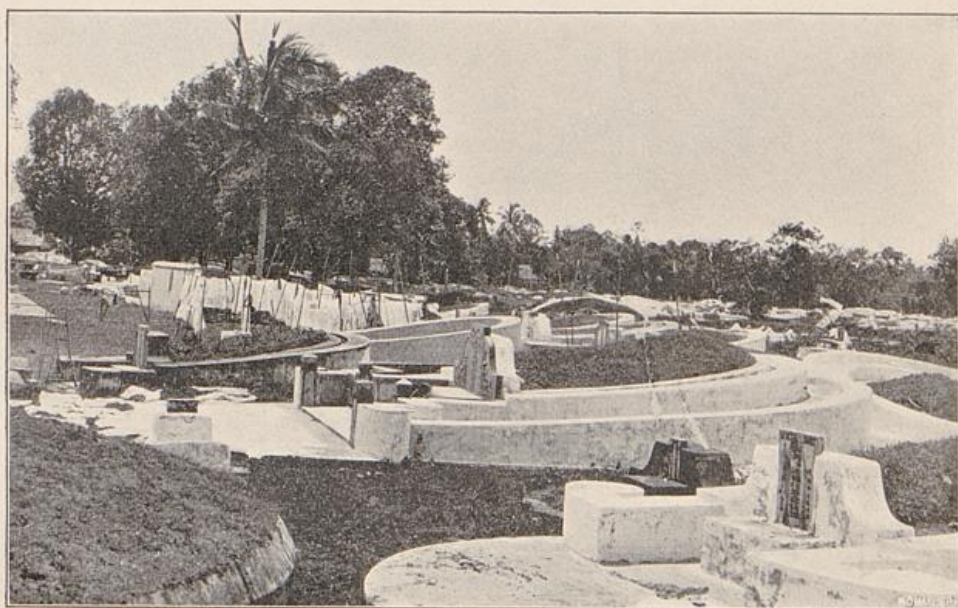
Schildpatt, Rotang, getrocknete Fische, Kopra (das getrocknete Fleisch der Kokosnuß, aus dem das Kokosöl bereitet wird) u. s. w. Die feineren Produkte, Paradiesvögel und Gewürze, liegen sorgfältig vor profanen Augen verborgen. Endlich erreichen wir das Ende der Straße. Hier öffnet sich rechts der Blick auf das Meer, geradeaus liegt an einem großen, grasbewachsenen Platz das altersgraue Fort, dahinter das europäische Viertel, und links erstreckt sich eine prächtige Tamarindenallee, an der die offiziellen Gebäude, Post und Telegraph, das Klubhaus, das Hotel, ein malayisches Theater und der Friedhof mit unbeschreiblich plumpen Monumenten liegen.

Damit sind aber auch die Sehenswürdigkeiten Matassars erschöpft; die Umgebung bilden Reisfelder, und am Horizont erhebt sich eine blaue

Bergfette, aus der im Südosten das Wahrzeichen der Schiffer, der Pit von Bonthain, sein Haupt erhebt. Ich konnte also mit gutem Gewissen die nächsten Tage im Hotel der nötigen Ruhe pflegen.

Die Firmen am Ort sind durchweg deutsche. Ihre liebenswürdigen Vertreter lernte ich fast alle kennen, und mit besonderem Vergnügen folgte ich der freundlichen Einladung unseres Konsuls, mit ihm dem „König“ von Goa einen Besuch abzustatten.

Das Reich dieses Fürsten, einstmals einen großen Teil von Süd-Celebes umfassend, jetzt aber bedenklich zusammengeschrumpft, liegt im Süden von Makassar. Nachdem der Fürst auf Anfrage hatte antworten lassen,



Makassar, chinesischer Friedhof.

daß er uns am nächsten Morgen um $1/2$ 10 Uhr empfangen wollte, machten wir uns in einem Landauer rechtzeitig auf den Weg. Die Straße führt durch monotone Reisfelder; an ihre Entstehung knüpft sich ein amüßantes Geschichtchen. Der frühere Radscha hatte für alle Vorstellungen der Regierung, in seinem Lande einen vernünftigen Weg nach Makassar anzulegen, taube Ohren. Da ließ ihn eines Tages der Gouverneur wissen, daß eine prächtige Karosse, ein Geschenk der Regierung, für ihn angekommen sei. Er brauche sie nur in Makassar abholen zu lassen. Das einfache Mittel verfiel, und im Nu war eine Straße gebaut, auf der der Fürst stolz in seinem neuen Behikel spazieren fuhr.

Bald langten wir in der Residenz an. Unser staunendes Auge er-

blickte ein paar Hütten, eine weißgetünchte Moschee aus Ziegelsteinen und eine große, windschiefe, offene, auf Pfählen ruhende Halle aus Bambusgeflecht, das „Parlamentsgebäude“ von Goa. Ein Haufe brauner Kerle stand schwabend zusammen. Auf unsere Frage ward uns die Antwort, daß der Radscha noch nicht aufgestanden sei. Wir sahen uns die Wohnungen und dann die Moschee an; sie bietet nichts Bemerkenswertes. Marmorfußboden, weißgetünchte Ziegelwände, europäische Fenster und ein dreifaches Dach von derselben Form, wie in den Padangschen Hochlanden. Mit großem Stolz zeigte man uns eine Reismühle, die



Makassar, Hauptstraße mit europäischen Warenhäusern.

von einem kleinen Dampfmotor getrieben wurde oder vielmehr getrieben werden sollte. Die Maschine war natürlich nicht in Ordnung, niemand wußte sie zu handhaben, und so war der Raum mit Weibern gefüllt, um das Stampfen des Reises nach alter Väter Sitte eigenhändig zu besorgen. Da Majestät, uneingedenk des Sprüchwortes, daß Pünktlichkeit die Höflichkeit der Fürsten ist, noch immer nicht geruht hatten, das Iever abzuhalten, fuhren wir in einer halben Stunde zu den Gräbern seiner Ahnen: verfallene, von Unkraut überwucherte niedrige Steinmonumente auf einem flachen Hügel. Als wir zurückkamen, war alles zum Empfang bereit. Unter den Pfählen des Reichstagsgebäudes krochen wir gebückten Hauptes — denn sie waren für die Größe der



Großer Platz mit Baringenbäumen in Saevu auf Java.



Großer Platz mit Beringendäumen in Sarat auf Java.

Malayen berechnet — hindurch zu einem Hof, wo sich das steinerne Haus des Fürsten, mit Wellblech gedeckt, aber ganz im Stil der Eingeborenen errichtet, erhob, und wurden im Erdgeschoß in eine große, nüchterne, weißgetünchte Halle geführt, deren Boden dienstbare Geister noch schnell mit Besen und Händen säuberten. An den Wänden hingen die Öldruckbilder der erhabenen Bettern Seiner Majestät, eine Reihe europäischer und asiatischer Souveräne. Bald trat der Radscha, eine kräftige Gestalt im landesüblichen Kostüm, die Füße mit Pantoffeln bekleidet, ein, begrüßte uns mit Händeschütteln und stellte uns seine Reichsgroßen vor. Als Zeichen seiner Würde war die Mütze, die sein Haupt bedeckte, mit einem breiten Goldstreifen geziert. Freundlichst wurden wir eingeladen, auf einfachen Schaukelstühlen um einen großen, runden Tisch Platz zu nehmen, während das zahlreiche Gefolge,



Makassar, malayisches Theater.

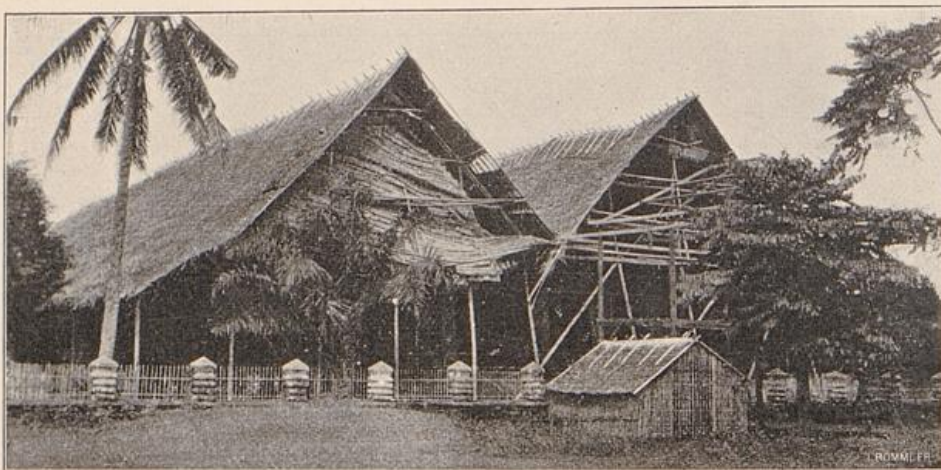
inklusive der Minister, auf den Boden niederhockte — denn also will es die Etikette. Neben dem Radscha kauerte ein Knabe mit Spuckurne und Betelbüchse, der Seine Majestät eifrig zusprach. Kaffee und Zuckerwerk wurde gereicht, und bald bewegte sich das Gespräch über die üblichen Themata, wie groß Deutschland sei, was für einen Fürsten es habe, ob es gut Freund sei mit Holland u. s. w. Auch ein Prinz machte seine Aufwartung, ein schüchternes Kerlchen mit goldverzierter Mütze, der sich scheu im Hintergrunde auf einen Stuhl niederließ. Ein König aus dem Norden von Celebes, zum Besuche hier weilend, trat ein, und schließlich ließ der Radscha eine Probe Kaffee kommen, die er gern unserem Konsul verkauft hätte. Nachdem wir etwa eine Stunde verweilt hatten, baten wir um die Erlaubnis, uns empfehlen zu dürfen, und traten bei glühender Mittagshize den Rückweg an.

Einen zweiten Ausflug in die Umgebung von Makassar, nach einem Wasserfall hinter Maros, mußte ich bei meinem Gesundheitszustande

Pflüger, Smaragdinseeln der Südsee.

aufgeben, glaube aber nicht, daß ich viel veräuimt habe. Man kann die Reise unter günstigen Umständen in einem Tage hin und zurück machen. Mit Karre und Pferdewechsel fährt man etwa 26 km bis Maros, nördlich von Makassar. Von dort geht es 14 km weiter ins Land hinein und das Gebirge hinan, das sich durch groteske und interessante Kalkfelsen, Schluchten und Höhlen auszeichnet. Will man weitere Reisen machen, wie ich mir bei meinem langen Aufenthalte eigentlich vorgenommen hatte, etwa nach dem Süden der Halbinsel auf den Pik von Bonthain, oder östlich von Makassar ins Gebirge hinein, so bedarf man bei dem Mangel an Rasthäusern guter Empfehlungen und umfassender Vorbereitungen.

Einen Teil meiner Zeit widmete ich der anmutigen Beschäftigung



„Parlamentsgebäude“ in Goa.

des „shopping“, wie der Globetrotter sagen würde. Nur bildeten nicht elfenbeinerne Kostbarkeiten und imitierte Altertümer, sondern mehr oder minder solide Tauschartikel, die ich in den Molukken zu brauchen gedachte, den Gegenstand meiner Bemühungen. Unser liebenswürdiger Konsul gab mir einen chinesischen Kontoristen mit, dessen Hilfe mir sehr zu statten kam, sonst wäre ich gewiß gewaltig übers Ohr gehauen worden. Denn die landesüblichen Preise waren zum Teil verblüffend billig. Schwere Buschmesser, Borneofabrikat, kosteten das Hundert 13 Gulden. Als ich einige Tage später allein und unerkant denselben Laden betrat, wurden 80 Gulden gefordert. Ein Viertel oder Drittel der geforderten Summe, womit die Handelsgeschäfte von Reisenden meines Kalibers abschließen, wäre also immer noch zu viel gewesen. Ferner versorgte ich

mich mit billigen Messern, Glasperlen, Sarongs, Kopftüchern, Tabak und einer Menge von blinkenden und blitzenden Kleinigkeiten.

Endlich schlug die ersehnte Abschiedsstunde. Der Dampfer von Surabaya war angekommen, und ich konnte, mit einem tüchtigen Schnupfen, als Abschiedsgabe meines feuchten Loches im Hotel, behaftet, an Bord des „van Goens“ gehen. Am Ostersonntag führte unser Weg zunächst in südöstlicher Richtung durch die zahllosen kleinen Inseln und Korallenriffe des Spermunde-Archipels. Seitdem die Holländer in dieser Gegend genaue Vermessungen angestellt haben, hat die Schifffahrt viel von ihren früheren Schrecken verloren. Immerhin heißt es



Eingeborene in Goa.

tüchtig aufpassen und die Stellen meiden, wo grüne Färbung ein Korallenriff anzeigt. Auch die zahlreichen von Fischern ausgelegten hölzernen Balken, die ich anfangs für primitive Seezeichen hielt, mußten umgangen werden, und endlich sind wir außer Sicht des Landes, auf hoher See. Die nicht, wie in der Javasee, mattgrünliche, sondern kobaltblaue, herrliche Farbe des Wassers zeigt an, daß wir hier eine beträchtliche Tiefe haben. In der That ist ja Celebes von Borneo durch jene tiefe Rinne geschieden, die Wallace veranlaßte, hier die Scheidelinie zwischen Asien und Australien zu ziehen.

Im Laufe des ganzen folgenden Tages führen wir dicht an der Küste entlang. Terrassenförmig stiegen hintereinander lange, gezackte Bergreihen empor, eine weite terra incognita. Wohin das Auge blickte

prachtvoller Urwald, vom Strande bis in die höchsten Höhen ein dichter, grüner Mantel. Die Nacht war schon hereingebrochen, als wir in die Balosbai einfuhren und kurze Zeit bei dem kleinen Flecken Dongala vor Anker lagen. In dunklen Umrissen erkannte man eine kleine, sanft geschwungene Bucht, umgeben von dicht bewaldeten Hügeln, und im Hintergrunde die wenigen Lichter der Häuser. Hier, wie in den meisten Küstenorten, bilden das Hauptkontingent der Bevölkerung Buginesen, einige Chinesen und Araber, die mit den Stämmen des Hinterlandes Handel treiben. Die Würde des Agenten der Gesellschaft und des Posthalters wird von Mischlingen versehen. Der letztere ist hier, wie an vielen anderen Plätzen des Archipels, der Vertreter der Regierung und als solcher nicht selten von erheblichem Einfluß.



Toli-Toli.

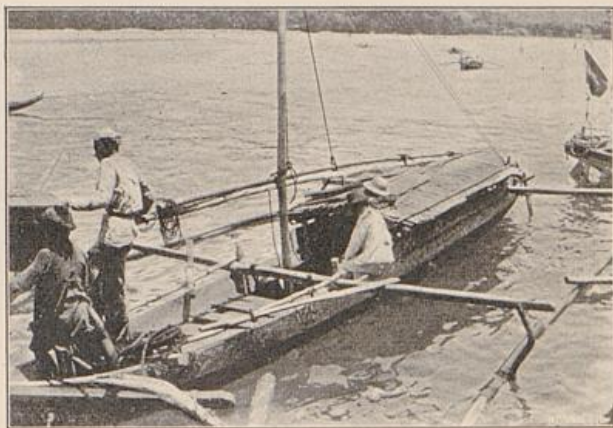
Nachdem einige Ladung gelöscht und eingenommen war, ging es im Dunkel der Nacht weiter. Der nächste Morgen zeigte wieder die bewaldete bergige Küste, gegen Mittag erblickte man das hohe Massiv des Tomini-Berges. Dann verließen wir, um das Kap Dondo herumfahrend, die Makassarstraße und traten in die Celebes-See ein. Zur Rechten erschienen die grünen Inseln Semalan und Rabitan, und um drei Uhr lagen wir vor Toli-Toli vor Anker.

Hier bot sich ein Bild, wie es sich an der West- und Nordküste von Celebes beständig wiederholt. Eine kleine, hübsche Bucht, blaugrünes Wasser, rings von üppig bewaldeten Hügeln umgeben, drinnen und am Eingang ein paar kleine, grüne Inselchen, im Hintergrunde am Ufer der Ort, mit wenigen, einfachen Pfahlhütten und ein oder zwei besseren Häuschen, den Wohnungen des Agenten oder eines gutsituierten Chinesen.

Wege ins Innere durch den Urwald bestehen im allgemeinen nicht. Nur auf schmalen Eingeborenenpfaden entwickelt sich der primitive Tauschverkehr mit den Dörfern des Binnenlandes.

Bei Toli-Toli denke man sich zu dem eben gezeichneten Bilde den mächtigen, breiten Rücken des Tomini-Gebirges im Hintergrunde hinzu. Wie wir in die Bucht einfahren, lösen sich Boote vom Ufer ab. Meist sind es große, schlanke Kanus, aus einem mächtigen Baumstamm gehöhlt, aber auch prauenartige, plumpe Gebilde sind darunter. Den Gebrauch unserer langen, in Dollen auf der Kante des Bootes aufliegenden Ruder scheinen die Leute nicht zu lieben, denn fast alle Fahrzeuge werden mit kleinen Paddellöffeln bewegt. Zur Abnahme und Anfuhr der Ladung dienen Bambusflöße, von zwei Kanus getragen. Eine beträchtliche Menge

Reis, Petroleum, Hausrat, Kisten und Kästen wurde gelöscht. Dammarharz, Rotang und Kopro, die hauptsächlichsten Ausfuhrprodukte, werden nur bei der Rückkehr nach Makassar eingenommen. Auch einige chinesische und arabische Passagiere kamen und gingen. Ich selbst fuhr in einem Kanu ans Land, wo in-



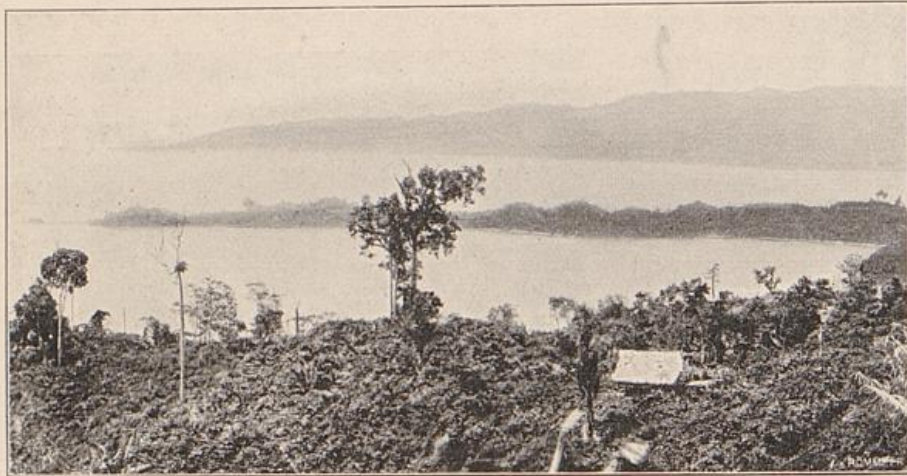
Ausschiffung.

dessen nichts Charakteristisches zu entdecken war. Die schlecht gehaltenen Bretterhäuser ruhten, mit einem struppigen Palmstrohdach bedeckt und von Kokospalmen überschattet, auf mannhohen, dicken Pfählen. Ein kleines Fließchen suchte seinen Weg durch die Niederung, hinter der unmittelbar die Berge emporstiegen. Reichlicher Schmutz bedeckte die Dorfstraße und wurde am Strande von der Ebbe freigelegt. Die Eingeborenen waren nur mit dem Sarong oder kurzem Schurz um die Lenden bekleidet. Die Kinder gingen nackt.

Da während des Ladens die Dunkelheit eingebrochen war, mußte unser Boot, der schwierigen Ausfahrt wegen bis zum nächsten Morgen vor Anker bleiben. Dann ging die Fahrt weiter. Ein paar Minuten wurde in der kleinen, hübschen Bucht von Busak Halt gemacht, wo man nur drei oder vier Häuschen aus dem Grün der Bäume hervorlugen

fah. Wenige Stunden brachten uns endlich nach Bwool, dem Hauptplatz des gleichnamigen Königreichs. Hier mündet ein großer Fluß, der eine breite, den Bergen vorgelagerte Alluvialebene durchfließt. Am Strande, zu beiden Seiten des Flusses, bemerkte man zahlreiche Hütten. Vor der Mündung lag eine breite Sandbarre, und die Brandung, bei dem regnerischen, böigen Wetter des Tages besonders stark, machte jede Landung unmöglich. Wir blieben also wieder eine Nacht wartend vor Anker.

Bwool war früher, ebenso wie Toli-Toli, ein berühmtes Seeräuberneß. Seitdem es einmal gründlich gezüchtigt worden ist, betreibt es dieses edle Handwerk nur noch im Verborgenen; sicher wird auch



Bucht von Palele.

heute noch manche Frau in unbewachten Augenblicken von hier aus gefapert und versenkt.

Am nächsten Morgen hatte der Wind sich gelegt, wir konnten ein Boot an Land schicken und, vermehrt um einen englischen Mineningenieur, weiterdampfen. Schon nach wenigen Stunden erschien das grüne Vorgebirge der Bucht von Palele, in die wir einfuhren. Die weißen Felsen von Korallenkalk, die uns bisher begleitet haben, machten der dunkleren Farbe vulkanischer Gesteine Platz, und rechts am Eingang der Bucht erkannte man die Drahtseilbahn und die Gebäude des Goldbergwerks.

Auch hier blieben wir wieder die ganze Nacht vor Anker. Ich machte einen Spaziergang an Land, durch das Dörfchen Palele, das außer dem Haus eines eingeborenen Großen, des Ministers des Radschas

von Bwool, nichts Bemerkenswertes bot. Weiter ins Land hinein prachtvolle Vegetation und am Wege zur Goldmine interessante Beispiele für die konzentrisch schaligen Absonderungsformen, wie man sie vielfach an Eruptivgesteinen beobachtet. Die Häuser der Minenbeamten lagen malerisch auf einer Höhe des Berges, mit wunderbar schöner Aussicht auf die blaue, weißgesäumte Bucht und die grünen Vorgebirge. Schlanke Palmen rahmten das Bild ein.

Unser nächster Aufenthalt war Sumelatta, wo wir am folgenden Morgen nach kurzer Fahrt Anker warfen. Ich wanderte einige Stunden im Lande herum, durch das kleine Dorf am Strande, durch Palmenhaine, über einen schäumenden Fluß, zur Goldmine und in den jungfräulichen Wald, zu dem längs der primitiven Wasserleitung ein Fußpfad führte. Selten habe ich eine solche Fülle großer, farbenprächtiger Schmetterlinge gesehen, und selbst die Vogelwelt ließ sich durch die Nachbarschaft der Mine nicht stören. Wie in den übrigen Küstenplätzen, so steht auch hier alles unter dem Zeichen des Goldes, und verwischt sich die Ursprünglichkeit des Landes. Nur wenige Eingeborene bemerkt



Atherton phot.

Der Minister des Radscha von Bwool.

man unter den Scharen fremder, besonders chinesischer Kulis. Der breite Weg mit seiner Schmalspurbahn führt vorüber an kleinen Läden in wackeligen Holzhäuschen und den einfachen Wohnungen der Beamten. Er ist besät mit frisch gebrochenen, im Glanze des eingesprengten Erzes leuchtenden Steinen. Nur hie und da sieht man die Hütte eines Eingeborenen; meist ist sie in einen Kramladen verwandelt.

Am Nachmittage ließen wir Kwandang an. Von hier führt ein Postweg quer über die Halbinsel in etwa 50 km nach Gorontalo, am Busen von Tomini gelegen. Unter dem dichten Grün des Ufers und auf den kleinen Inseln bemerkte man wenige Häuschen, darunter die Niederlage einer deutschen Firma. Bald ging es weiter, diesmal in

weiter Entfernung von der Küste nach Amurang, wo wir am nächsten Vormittag eintrafen.

Frappant war der Unterschied im Charakter der Gegend. Während gestern in Kwandang noch langgestreckte, dichtbewaldete Bergrücken sich aus der See erhoben, erblickte das Auge hier eine typische Vulkanlandschaft. Sanfte, wenig bewaldete, mit Reisfeldern bedeckte Höhen sind im Osten überragt von dem wolfigen Ke gel des Suputan (1827 m) und einigen Nebenkuppen.

Der Leser wird sich erinnern, daß die große, den Archipel durchziehende Vulkanfette, auf ihrem Wege zwischen Molukken und Philip-



Goldmine.

pinen gerade über die äußerste Nordostecke von Celebes hinstreicht. Wir befinden uns an der Schwelle des herrlichen **Minahassa**, jenes Kleinodes der holländischen Kolonien, bewohnt von einem höchst interessanten Menschengeschlag, ausgezeichnet durch die Schönheit seiner Landschaften und — den Hausfrauen bekannt durch seinen vortrefflichen Menadokaffee.

Auch die Bevölkerung ist, man möchte sagen das Gegenteil von gestern. In Kwandang sahen wir noch dunkelfarbige, halbnaekte Gesellen; hier aber sind wir, aus dem Kanu auf den schwarzen Strand vulkanischen Sandes springend, umringt von einer Schar hellfarbiger Menschen, in ihrer Gesichtsbildung halbwegs den Japanern ähnlich.

kräftige, gedrungene Gestalten in baumwollener Hose und Jacke, einen schwarzen Filzhut auf dem Kopf — die Alfuren Minahassas, in denen kein Mensch auf den ersten Blick einen Zweig der malayischen Rasse vermuten würde. Übrigens sei hier bemerkt, daß der Name Alfuren nur ein Beispiel ist für die Ratlosigkeit, mit der der Anthropologe den mannigfaltigen Volkstypen des Archipels gegenübersteht. Keinen größeren Unterschied kann es geben, als den zwischen diesen Japanern und den dunkelfarbigem, negerähnlichen Einwohnern von Halmahera, die auch Alfuren genannt werden.

Im Anfang des Jahrhunderts noch ein halbwildes Volk, mit phantastischem Geisterglauben, dem edlen Sport des Kopfabschneidens und Menschenfressens huldigend; jetzt, unter dem Einfluß einer väterlich-despotischen Regierung, der Zwangskaffeekultur und der Mission wohlgesittet, fleißig, am Sonntag im schwarzen Anzuge zur christlichen Kirche wandelnd, in der Schule nicht allein in der Kunst des Lesens und Schreibens und der Adam Rieseschen Theoreme unterrichtet, sondern, man höre und staune, Schiller und Goethe lesend!

Es scheint auch — dank der verständigen Bevormundung durch die Regierung —, daß sich die üblichen, sonst überall in der Welt mit der Annahme europäischer und christlicher Gebräuche verbundenen Mißstände, nicht oder noch nicht eingestellt haben. Gewöhnlich pflegt bei solchen Naturfindern die Bekanntschaft mit der Lehre von der Dreifaltigkeit und der Bruchrechnung und die Umhüllung des Körpers mit westlichen Gewändern die Meinung zu erwecken, daß sie nunmehr mit dem gesamten Apparat europäischer Civilisation ausgerüstet und dem weißen Mann geistig und gesellschaftlich gleich seien. Es ist ferner bekannt, daß in Britisch-Indien sowohl wie im Archipel die christlichen Eingeborenen am meisten stehlen, am wenigsten arbeiten und sich durch freches Benehmen auszeichnen. Der schlaue Reisende engagiert daher am liebsten einen mohammedanischen Boy. Von alledem bemerkt man hier nichts. Die Leute sind freundlich, höflich und dem Europäer gegenüber von der notwendigen und schuldigen, erfreulicherweise niemals kriechenden Ehrerbietung. Einzelne Kenner von Land und Leuten sind freilich ungünstigerer Meinung, aber ich selbst kann nur über meine eigenen, wenngleich flüchtigen Eindrücke berichten. Die holländische Regierung verdient wirklich für die hier geleistete Kulturarbeit unumschränktes Lob; es zeigen sich dabei alle Vorzüge ihrer zwar langsamen und schwerfälligen, aber sicheren Methode.

Amurang ist ein unbedeutender Küstenplatz, aber für uns inter-

essant, weil wir hier die erste Bekanntschaft mit den Behausungen der Eingeborenen machen. Die Wege im Dorfe stehen lotrecht zu einander und sind mit Bambuszäunen oder Gebüsch eingefasst. Rechts und links liegen inmitten freundlicher, wohlgepflegter Gärten die Häuser auf dicken Holzpfehlen oder Steinblöcken, aus Brettern gezimmert, weißgetüncht und mit einem Strohdach bedeckt. Nirgends fehlt die kleine gemütliche Veranda, mit einigen europäischen Möbeln und einer Hängelampe. Der ganze Ort macht einen wohlhabenden, behaglichen Eindruck.

Endlich, um 6 Uhr früh, war am andern Morgen nach dreistiündiger



Dorf in Minahassa.

Fahrt Menado, der Hauptplatz Minahassas, erreicht. Ein prächtiges Panorama breitete sich aus unter den Strahlen der Morgen Sonne. Die sanft geschwungene, von Bäumen und Häusern gesäumte Bai, im Hintergrunde in blauer Ferne der schöne, stolze Ke gel des höchsten Vulkans, des Klabat (2000 m), rechts hohe, grüne Berge mit den Gipfeln des Lokon und Tompaluan, links, einsam aus dem Meere aufragend, der Menado Tuwa, ein kleiner Inselvulkan (800 m).

Der Dampfer ankerte in einiger Entfernung von der Küste und dem im Umbau begriffenen, aber nur für kleine Schiffe bestimmten Pier. Mit Bedauern sagte ich dem Kapitän Schmitz, einem Sohne des Rheinlands, Lebewohl und dankte ihm für die freundliche Aufnahme, die er

mir und meinen durch Krankheit gesteigerten Ansprüchen gewährt hatte. Bald war ich, nach sehr entgegenkommender Abfertigung durch die Zollbehörde, im Marinehotel installiert, dessen freundlicher Wirt mich schon an Bord in Empfang genommen hatte.

Die Bevölkerung Menados ist stark gemischt mit fremden Bestandteilen. Man sieht eine Unmenge chinesischer und arabischer Läden, den großen Marktplatz, rechts nicht weit vom Pier ein uraltes, grau gestrichenes Fort mit Graben, Mauerzäunung und dräuenden Kanonen aus der Ururgroßväterzeit. Hier führt die Hauptstraße vorbei, an der die Wohnung des Residenten, Post, Hotel u. c. gelegen sind. In einem kleinen Binnenhafen an der Mündung des Flüsschens ankern zahlreiche Prauen, am Ufer sieht man Holzlager und einige auf Pfählen ins Wasser gebaute Hütten. Weiter ins Land hinein führen mehrere Straßen, mit den weißen Häusern der Europäer und Eingeborenen, inmitten hübscher Gärten. Sehr niedlich ist ein kleiner chinesischer Tempel mit seiner phantastischen Verzierung von vergoldeten Drachen und buntem Schnitzwerk, von Kokospalmen überschattet.

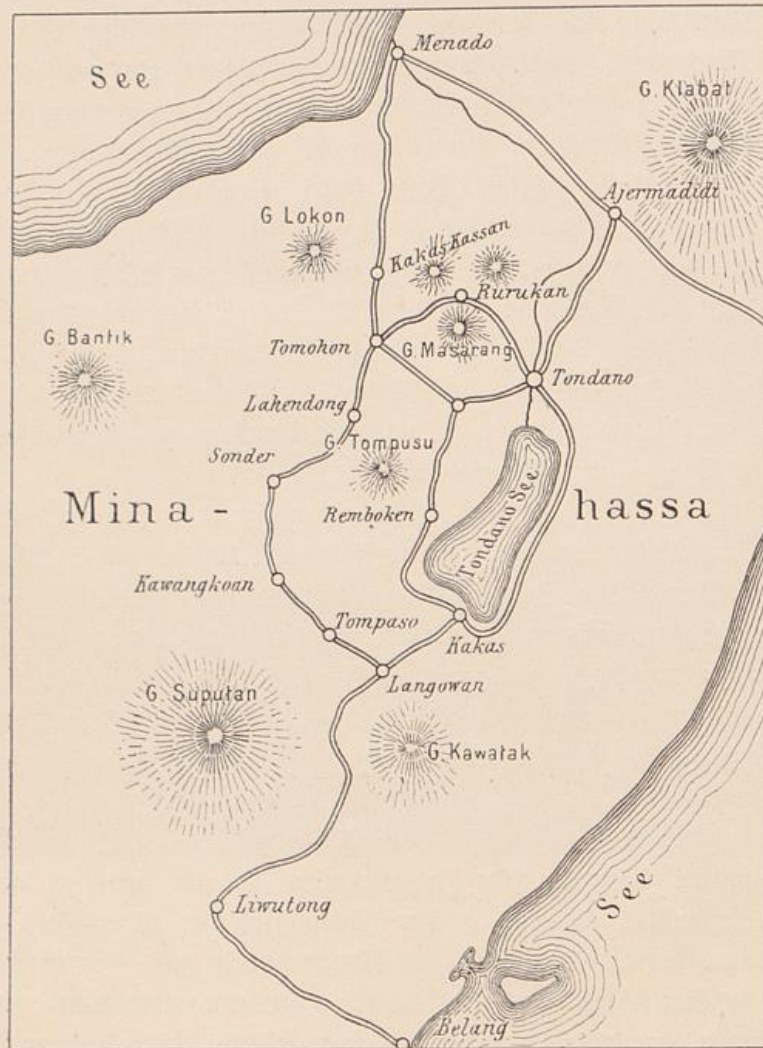
Vor allem machte ich dem Residenten meine Aufwartung; die Form erfordert bei allen, auch bei Privatbesuchen in Holländisch-Indien, daß man zunächst in einem Briefe anfragt, ob und wann der Besuch genehm sei. Gemäß der Antwort begab ich mich um 11 Uhr zu dem Herrn, der mich sehr freundlich empfing, mein Empfehlungsschreiben des Generalgouverneurs entgegennahm, bereitwillig die Erlaubnis zur Benutzung des Passangrahans erteilte und mir ein Empfehlungsschreiben an die Dorfhäupter mitgab.

Die nächste Frage, wie ich nämlich Pferde für die Reise ins Innere erhalten würde, löste sich sehr viel einfacher, als ich nach den Berichten früherer Reisender, die von großen Schwierigkeiten zu erzählen wissen, angenommen hatte. Der Wirt des Marinehotels gab mir nicht allein vortreffliche Ratschläge für den Reisetweg, sondern vermietete mir auch für die ganze Dauer des Aufenthalts einen leichten, einspännigen Buggy, zwei Pferde und einen Boy. Dafür bezahlte ich die im Verhältnis zu Java und Sumatra nicht allzuhohe Summe von 35 Gulden für die beiden ersten und 7,50 Gulden für jeden folgenden Tag, und war nun für die ganze Zeit sicher und geborgen.

Wer längere Zeit und mit umfangreichem Gepäck reist, ist genötigt, dies nachts in einem Ochsenkarren vorauszusenden. Ich selbst begnügte mich mit wenigem, an dem Buggy festzuschnellendem Handgepäck und einigen Konserven und Weinvorräten. Ein Boy ritt das zweite Pferd,

der andere nahm auf dem schmalen Sitz neben mir Platz, und so ging es am nächsten Morgen bei Tagesanbruch lustig ins Land hinein, die Landstraße nach Tomohon entlang.

Die Wege sind in ganz Minahassa vortrefflich, aber sehr steil an-



Karte des Minahassa

— Weg

1 : 550 000.

gelegt. Die Entfernungen sind in Paals (ein Paal = 1507 m) berechnet und durch große, weiße Pfosten markiert. In Batavia hatte ich mir von dem dortigen topographischen Bureau die große, in Farbendruck sehr gut und übersichtlich ausgeführte Karte (Maßstab 1 : 100 000) verschafft. Leider sind die Höhenzüge auf ihr nicht mit der wünschens-

werten Genauigkeit angegeben, so daß man sich über Wegsteigungen nicht genügend orientieren kann.

Der Weg führt durch Pflanzungen, im Schatten schöner Bäume und beginnt nach drei Paal den Anstieg ins Gebirge. Ausgedehnte Muskatnußplantagen machen bald der üppigen, wilden Vegetation der Ravinen Platz. Aus dem Gebüsch und über niedrigen, von Schlingpflanzen und Schmarozern überwucherten Bäumen ragen die prächtigen, dunklen Sagoweerpalmen und die hohen Nibongpalmen hervor. Am Wege stehen in kurzen Abständen kleine, gebrechliche Bambushütten, in denen aus Glasflaschen und Bambusröhren der saure Palmwein, das Produkt der Sagoweerpalme, verschenkt wird.

Kurz hinter Lotta, einem kleinen, niedlichen Dörfchen, wird der Weg von Paal sieben bis zehn außerordentlich steil und das Sitzbleiben im Buggy ist Tierschinderei. Für die Mühe des Kletterns wird man belohnt durch prächtige Ausichten auf das blaue Meer, das grüne Bergland unten und den wundervollen Regal des Klabat. Bei dem Flecken Kafas-Kassan ist die Paßhöhe zwischen dem Lokon rechts und dem Mahawu links erklimmen, und in schlankem Trabe erreichen wir nach sechsstündiger Fahrt den Passangrahan von Tomohon, einem langgestreckten, freundlichen Dorf. Die Temperatur, in Menado einfach schauerhaft, war hier, in 780 m Erhebung, sehr angenehm und vergleichbar mit der eines milden Sommertages in Deutschland.

Im Passangrahan fand ich ein nicht gerade hervorragendes, aber ganz passables Unterkommen. Nach der Längserstreckung zu urteilen, schien das Bett für malayische Körpermaße eingerichtet zu sein, und ich war froh, einige Büchsen mit holländischen Biscuits bei mir zu haben, denn Brot gab es nicht.

Am Nachmittag machte ich dem Bürgermeister des Ortes, hier Major genannt, meinen Besuch. Soviel hatte ich schon gelernt, um nicht erstaunt zu sein, als ich in der gemütlichen, mit bequemen, europäischen Möbeln eingerichteten Veranda von einem freundlichen, alten Manne im dunklen Rock begrüßt wurde, der affkurat wie ein biederer, deutscher Landbürgermeister ausah. Nur setzte er mir eine sehr viel bessere Cigarre und einen besseren Cognac vor, als ich ihn daheim unter ähnlichen Verhältnissen erwartet haben würde. Er sprach perfekt holländisch, etwas englisch, und sein Benehmen war so ungezwungen freundlich, daß ein Fremder niemals in dem guten, alten Kerl den Enkel eines Menschenfressers vermutet haben würde. Wir führten eine Unterhaltung über die Tagesereignisse, und ich empfahl mich,

nachdem er mir versprochen hatte, am nächsten Tage ein halbes Dutzend Kulis für die Besteigung des Lokon in Kafas-Kassan bereit zu halten.

In aller Frühe kutscherte ich nach Kafas-Kassan, wo der Bürgermeister dieses Ortes wirklich mit den Kulis auf mich wartete. Nach den Berichten früherer Reisender ist man in Minahassa noch nicht zur Erkenntnis gekommen, daß Zeit Geld ist, und ich hatte eigentlich erwartet, trotz des Versprechens nichts vorbereitet zu finden. Also wieder ein günstiger Eindruck mehr, den ich innerlich lobpries, um dann befriedigt mit meinen Leuten los zu marschieren.

In sanfter Steigung ging es auf schmalen Pfaden zuerst durch Reisfelder und Kaffeepflanzungen, dann durch dicken Busch von Mang-Manggras und niedrigem Gehölz. Der Weg war nur andeutungsweise vorhanden, und rechts und links fielen Pflanzenleichen unter den Hieben meiner Kulis. Nach knapp zwei Stunden standen wir am Rande eines großen Kraters, bei einer Eruption vor etwa 30 Jahren am Ostabhange des Lokon, 400 m unterhalb des Gipfels, gebildet. Die Waldvegetation, die das Feld der Verheerung binnen kurzem wieder bedeckte, ist durch giftige Dämpfe einer Solfatare vernichtet, und in weitem Umkreise recken tote, weiße Bäume ihre Äste empor. Unter ihnen aber keimt lustig neues Leben und umkleidet den Abhang und den Boden des Kraters mit frischem Grün. Prächtig ist der Blick auf den hoch sich auftürmenden Berg, die niedrigen Hügel und das Thal von Kafas-Kassan. Nun geht es steil hinan, zuerst durch Mang-Mang, über umgestürzte Bäume, durch dicken Busch. Schritt für Schritt erkämpfen wir uns mit dem Hackmesser Bahn. Endlich, in etwa 1300 m Höhe, treten wir ein in einen Wald des bizarren Pandanus, der den ganzen Gipfel des Vulkans umhüllt. Das Unterholz verschwindet, dafür bedecken dicke Lagen der scharfgezähnten Pandanusblätter den Boden, eine schlüpfrige Bahn, auf der wir uns, ausgleitend und stürzend, nach oben arbeiten. Rechts und links die merkwürdigen Wurzelgestelle, aus denen schenkeldicke Sprößlinge wie riesige Spargel herunterragen und der Hand einen willkommenen Halt bieten. Nach zwei Stunden ist die Höhe erreicht: ein Holzpfehl inmitten dicken Manggrases markiert die höchste Stelle, rund 1550 m.

Von der gehofften Aussicht zeigte sich allerdings keine Spur. Von der Krone eines hohen Pandanus genoß ich den Ausblick auf den halb in Wolken steckenden Masarang. Alles übrige war durch dicke Vegetation versperrt. Vielleicht bietet der zweite Gipfel eine bessere Gelegenheit.

Ich selbst hatte genug und kletterte in 2 $\frac{1}{2}$ Stunden wieder nach Kafas-Kassan hinunter. Meine Kulis waren, o Wunder! mit einem Gulden pro Mann höchlich zufrieden. Die Kerle hatten mir durch ihre ausgelassene Lustigkeit, ihr vergnügtes Jauchzen und ihre durchaus nicht kriechende Dienstbeflissenheit Spaß gemacht, und ich hätte ihnen gerne den nach javanischen Verhältnissen berechneten Teil der Summe zukommen lassen, den mir der Bürgermeister als zu viel zurückgab und den sie für ihre blutenden Füße und zerrissenen Hosen wohl verdient hatten. Wunderbares Land! Wie bald wird die Naivität deiner Sitten verschwinden, wenn sich erst der Schwarm der Globetrotter über deine gesegneten Fluren ergießt.

Nachdem die freundliche Bürgermeisterin eine Erfrischung freudenz hatte, fuhr ich nach Tomohon zurück. Wieder erfreute mich unterwegs das gesittete, nette Benehmen der Eingeborenen, die den Fremdling ausnahmslos mit einem tabek tuan (guten Tag, Herr)



Eingeborene in Minahassa.

begrüßten, die Erwachsenen unter Abnehmen des Hutes, die Kinder mit vergnügtem, frischem Lachen. Keine Spur von Kriecherei, die uns auf Java so unangenehm berührt, aber auch keine Frechheit und Anmaßung. Die Männer tragen das früher bezeichnete Kostüm, baumwollene Hose und Jacke, die Frauen umgürten sich mit Sarong und Nachtjacke. Niedlich sehen die kleinen Mädchen aus, mit weißen, kurzen Röckchen, bloßen Beinen und langem, schwarzem, schlichtem Haar. Die Knaben sind eine verkleinerte Ausgabe ihrer Väter. Wenn nur der greuliche, steife, schwarze, europäische Filzhut nicht wäre, der in allen Stadien des Verfalls die sieben- und siebenzigjährigen Häupter männlichen Geschlechts bedeckt!

Am Abend läutete die Glocke vom einfachen, hölzernen, strohgedeckten Kirchlein. Die Kinder in der Schule antworteten im Takt und

sangen allerlei schöne Lieder: „Heil dir, im Siegerkranz“, „Mit dem Pfeil, dem Bogen“ zc. Mir wurde ganz heimlich zu Mute. Beim Abendspaziergang besuchte ich noch das alte Steingrab eines alfurischen Häuptlings, im Vorgarten eines Hauses nicht weit vom Passangrahan: Ein merkwürdig geformter Stein mit ein paar rohen, menschlichen Figuren.

Am nächsten Morgen sandte ich, um die Pferde für die lange Reise des Tages zu entlasten, einen Boy und das Gepäck per Ochsenkarren nach Kafas. Der biedere Rindviehbesitzer verlangte dafür zuerst zehn Gulden, gab sich aber bald mit dreien zufrieden. Dann ging's im flotten Trabe auf guter Landstraße zunächst nach Sonder (8 Paal). Die Gegend war eintönig: niedrige Hügel, mit Reisfeldern und Mlang-Mlang bewachsen, dann und wann ein Stückchen wilde Vegetation. Kurz vor



Reisernte.

und nach dem Dörfchen Lahendong gab es in einem Bachbette ein paar Solfataren und eine Schwefelquelle in einem milchfarbenen Teich zu sehen.

In Lahendong führt links bei der Kirche ein steiler Feldweg, zur Not im Buggy befahrbar, auf eine Anhöhe, von der man einen

wunderlieblichen Blick auf den Kratersee Linow-Lahendong hat. Die Form des alten Vulkans ist deutlich zu erkennen, seine Wände sind mit üppiger Vegetation bedeckt.

Im Passangrahan zu Sonder rastete ich einige Stunden, um den Pferden Ruhe zugönnen. Da alle verfügbaren Gäule des Dorfes im Felde thätig waren, mußte ich mir den Ritt nach Tintjep (3 Paal) und seinem Wasserfall schenken. Um Mittag ging es weiter nach Kafas (14 Paal). Der Weg führt bis Kawangkuan durch kleine, hübsche Täler mit reicher Vegetation und hat einige sehr steile An- und Abstiege. Ein paar Bäche werden auf Holzbrücken überschritten, die durch große Atapdächer gegen den Regen geschützt sind.

In einem kleinen Felde nahe der Straße fand gerade die Reisernte statt, mit demselben überflüssigen Aufwand an Zeit und Arbeit

wie in Java. Auf dem kleinen, höchstens 50 qm großen Fleckchen standen etwa 20 Männer und Weiber in einer Reihe dicht nebeneinander. Unter eintönigem Gesang pflückte jeder der Arbeiter die Reisähren einzeln ab und legte sie mit der Sorgfalt, mit der wir ein Bouquet binden, in die linke Hand zu einem Büschel zusammen. Die Regierung hat versucht, den Leuten eine etwas schnellere Methode beizubringen, aber ohne Erfolg.

Von Kawangkuan führt die Straße nahezu eben, nur mit einer steilen Stelle, über Tompafo und Lengowan nach Kafas. Die Dörfer gleichen sich, wie ein Ei dem andern. Gute, saubere, rechtwinkelige Straßen, die Häuser, accurat wie in Amurang, weiß getüncht, mit Garten und Bambuszaun. Alles sieht reinlich, wohlhabend, behäbig aus. Auf einem freien Platz steht die hölzerne, weißgetünchte Kirche, mit großen Glasfenstern, einem mächtigen Strohdach und abseits einem kleinen Holzgerüst für die Glocke. In der Nähe finden wir die Schule, aus der das monotone Massenbuchstabieren herauströnt.



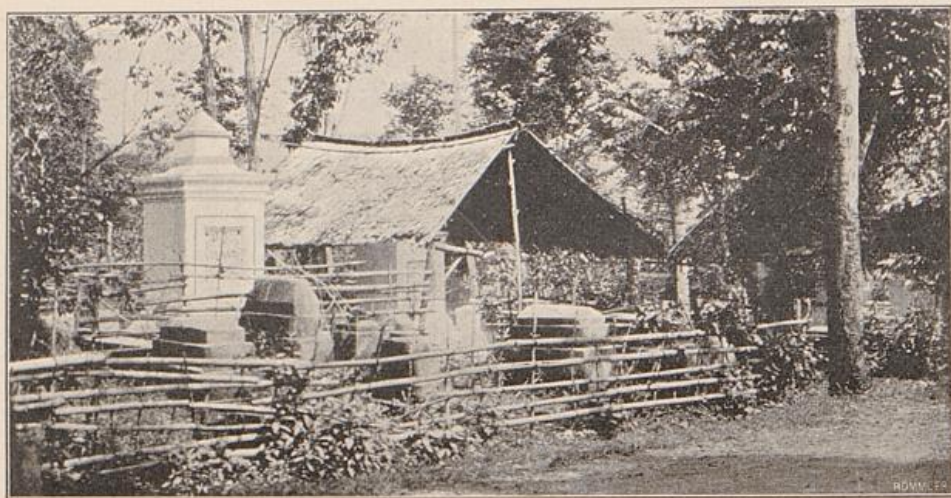
Reismühle.

Am Ausgange des Dorfes liegt der Friedhof, wo eine Menge schmuckloser, behauener Steine mit Inschrift die Stelle der Gräber bezeichnen. Da liest man den gut alfurischen Familiennamen und meist alttestamentliche und christliche Vornamen, das Datum der Geburt und des Todes und manchmal auch einen Bibelspruch in holländischer Sprache.

Die Landschaft ist hügelig, mit wenig Wald und kleinen Pflanzungen bedeckt, ein friedlicher Anblick. Kurz vor Kafas, wo sich die Straße durch breite Reisfelder zieht, sehen wir links einen etwa 100 m hohen, grasbewachsenen kleinen Krater. Geradeaus erscheint der Klabat und rechts und links liegen Hügelketten, den Tondano-See einschließend.

Im Passangrahan am Ufer des Sees fand ich ein sehr behag-
Pflüger, Smaragbinseln der Südsee.

liches, reinliches Unterkommen. Der Abend war wundervoll; die Sonne ging mit tropischer Pracht zur Küste, vom See her wehte ein leichter Wind, und das melodische Geläut der nahen Kirche mischte sich mit dem Gesang einer fröhlichen Schar. Der Sternenhimmel war von so wunderbarer Klarheit, wie ich ihn nur selten gesehen habe. Im Norden stand der große Bär, im Süden das Kreuz, umgeben von jenem Teppich dichtgedrängter, glänzender Sterne, der diese Region auszeichnet, und die Venus leuchtete mit solcher Helligkeit, daß ich sie anfangs für ein nahe, starkes Licht auf einem der Berge hielt. Später ertönte aus dem Dorfe Trommelschlag, und die Stimme eines Ausrufers ver-



Friedhof in Minahassa.

kündete in singendem Tone, welche Männer morgen zur Pflichtarbeit an einem neuen Wege erscheinen müßten.

Mit Tagesanbruch ging es am östlichen Ufer des Sees entlang nach Tondano (15 Paal). Die neue, auf der Karte nicht verzeichnete Straße führt zunächst um die kleine Ausbuchtung an der südöstlichen Ecke herum, und hier bot sich der erste umfassende Ausblick auf den Tondano-See. Breit und ruhig liegt er zwischen niedrigen Hügeln, die ihn im Osten in einer ununterbrochenen Kette, hie und da steil ins Wasser einfallend, begrenzen. Geradeaus im Norden ragt der Klabat trotz seiner, im Vergleich zu den Vulkanen Javas und Sumatras geringen Höhe, wie ein gewaltiger Riese zwischen dem kleinen Kroppzeug empor. Auf der Westseite sind die Hügel von wechselnder Höhe, mit einem tiefen Einschnitt. Hinter ihnen erhebt sich der Lokon und der Masarang.

Der See ist 11 km lang, 3 bis 5 km breit, und seine größte Tiefe beträgt 25 m. Er ist ganz zweifellos kein Kratersee, wie es in älteren Reisebeschreibungen heißt, sondern ein Abdämmungssee, wie schon Wichmann richtig erkannt hat. Weder seine Form, noch die geologischen Verhältnisse seiner Umgebung entsprechen denen eines Kraters. Gespeist wird er von einigen kleinen Fließchen; sein Ablauf verläßt das nördliche Ende des Beckens, durchströmt den Ort Tondano, eilt durch eine tiefe Schlucht in mehreren schönen Wasserfällen bergab und ergießt sich bei Menado ins Meer.

Die Straße hält sich zunächst dicht am Ufer. Zur Rechten steigen



Am Tondano-See.

die Hügel, mit wundervoller Vegetation bedeckt, steil empor. Wo das Erdreich freiliegt, erkennt man dicke Lagen vulkanischer Aschen und Sande, vermengt mit großen Blöcken eines harten, klingenden Andesits. Zur Linken hat man durch Bambus und Palmengebüsch prächtige Ausblicke auf das gegenüberliegende Ufer. Der See ist belebt von kleinen, äußerst primitiven Holzkanus, besser rohen, gehöhlten Baumstämmen, in denen der Fischer stehend sich herumrudert. Merkwürdig, daß diese plumpen, unsicheren Dinger sich bei der alles andere ergreifenden Umwälzung erhalten haben!

Eine ganze Reihe kleiner, niedlicher Ortschaften wird passiert. Dann und wann führt der Weg durch eine Stelle flachen Landes mit Reisfeldern, zweifellos früher der Boden des allmählich einschrumpfenden

Sees. Bei dem Dorfe Gris fahren wir vorbei an einem kleinen Vorgebirge, dessen rote Lavablöcke Steine zum Straßenbau liefern; kurz darauf begegnet ein ähnlicher Vorsprung, deutlich erkennbar als ein Strom schwarzer, poröser Lava. Nun haben wir das Nordende erreicht und gelangen durch eine weite, mit Feldern bestandene Ebene nach Tondano und seinem kleinen Hotel.

Der Ort, 700 m hoch gelegen, ist nach Menado der größte Minahassas und sieht accurat so aus wie alle übrigen. Nur findet man mehr Kirchen, Schulen und einzelne große Häuser der hier wohnenden wenigen Europäer und wohlhabenden Eingeborenen, ausgezeichnet durch riesenhafte, turmartig steile Strohdächer. Auch ein paar europäische und chinesische Tokos (Kaufläden) sind vorhanden. Der schmale Tondano-Fluß durchströmt die Stadt in Windungen, und von den Brücken hat

man reizende Aussicht auf das dichte Gebüsch der angrenzenden Gärten.



Boote am Tondano-See.

Am Nordende der Stadt führt die Straße nach Njer-madiddi (15 Paal) durch das Thal des Flusses, der bei dem Dörfchen Tonsea Lama, etwa eine Viertelstunde von Tondano entfernt, in einem

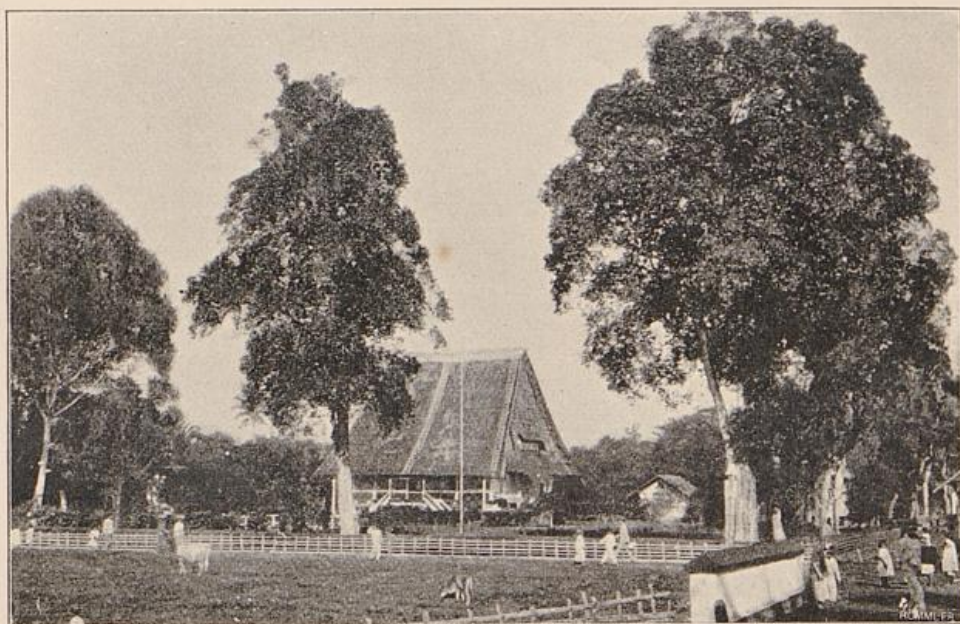
prächtigen Wasserfall in die tiefe, von steilen Wänden eingerahmte Schlucht stürzt. In Windungen zieht sich der Weg dann weiter bergab durch tiefe, steile Ravinen mit üppiger Vegetation, unter der hohe, schlanke Nibongpalmen mit dünnen, grünen, von weißen Ringen geteilten Stämmen auffallen.

Hübsch ist auch die Straße nach Tomohon über den Sattel zwischen dem Masarang und Tompusu. Man passiert zunächst, durch die große Ebene fahrend, ein paar kleine Dörfer, dann steigt der Weg mit sanfter Neigung die Höhe hinan, wo links in langer Erstreckung ein schwarzer, glänzender Obsidian ansteht, und senkt sich wieder nach Tomohon hinunter.

Der schönste Ausflug ist aber zweifellos der nach Kurukan, dem höchsten Dorfe Minahassas, am Nordabhang des Masarang, nicht weit vom Gipfel gelegen. Auf einem Feldwege reiten wir in etwa $\frac{5}{4}$ Stunden die Höhe hinan, mit schönen Ausblicken auf den Klabat, das buchtenreiche Meer bei Rema und den Tondano-See, die sich, vom Dorfe ge-

sehen, zu einem wundervollen Gesamtbilde vereinigen. Man verbindet am besten diesen und den Ausflug nach Tomohon, indem man über Kurufan nach Tomohon weiterreitet und auf der Landstraße zurückkehrt (14 Paal).

Nach Absolvierung dieses Pensums fuhr ich eines Morgens von Tondano die Westseite des Sees entlang zurück nach Kafas. Der Weg zweigt hinter dem Dorfe Tataaran von der Straße nach Tomohon südwärts ab und steigt steil den Abhang des Vulkans Compusu hinan. Bei Paal 21 geht es noch steiler bergab. Die prächtige Aussicht auf



Tondano. Haus des Kontrolleurs.

den Tondano-See ist leider verwachsen; das Wenige aber, das ich davon zu sehen bekam, rechtfertigt die Lobeserhebungen älterer Reisewerke.

Im Dorfe Remboken, am Ufer des Sees, läuteten gerade die Glocken und wandelten Männlein und Weiblein zur Kirche. Ist schon der Alltagsanzug der Minahasser nicht schön, so ist die Feiertagskleidung einfach scheußlich. Man denke sich die Männer in weiter, schlotternder Hose und Jacke von dünnem, verfärbtem, schwarzem Kaliko, die Weiber in dito Unterrock und Nachthemd, wie ein Maskeradedomino — schauerhaft, höchst schauerhaft! Zweifellos sind an dieser Geschmacksverirrung die sonst gewiß recht ehrenwerten Missionare Schuld, wenn sie ihren Schäflein außer den Lehren des Christentums auch alle jene Außerlichkeiten beibringen, die in der europäischen Heimat halbwegs

angebracht, hier aber in ihrer unvollkommenen Nachäffung einfach sinnlos sind.

Hinter Rembofen führt die Straße in einiger Höhe über dem Ufer entlang. Leider ist die Aussicht auch hier verwachsen; wer sie genießen will, erklimme kurz vor dem Dorfe Paso den mit meterhohem Grase bewachsenen Kalkhügel. Er wird die geringe Mühe reichlich belohnt finden.

Hinter Paso geht es wieder durch Reisfelder über ehemaligen See-



Landschaft bei Zondano, im Hintergrunde der Lofon.

boden, und um Mittag war ich glücklich im Passangrahan von Kafas installiert, dessen eisgrauer alter Mandur mich vergnügt empfing. Ich bezog meine alte Kammer und fand richtig in den Vorhängen des Bettes noch die Leichen der beiden Moskitos vor, die ich vor einigen Tagen nächtlicherweile höchst grausam ermordet hatte.

Damit will ich nicht sagen, daß ich über meine That irgendwelche Reue empfinde. Ich bin gewiß mildherzig gegen die Kreatur, aber es sei offen gestanden: keinen größeren Genuß kenne ich, wie das Morden von Moskitos. Den Moskito schonen, ist Verbrechen; er steht außerhalb aller irdischen und göttlichen Gesetze. Wenn es ein Geschöpf giebt, dem

alle Welt feind ist, so ist es der Moskito. Wenn es ein Geschöpf giebt, das einfach vernichtet, ausgerottet werden muß, so ist es der Moskito. Wo giebt es einen glänzenderen Beweis gegen den Zweckbegriff der alten Philosophie, als die Existenz des Moskitos? Wer ist blutdürstiger als alle Tiger der Welt zusammengenommen, wenn nicht der Moskito! Lerne es nur kennen, geneigter Leser:

„Das Tierlein leicht beschwingt,
Das um die Nase schwebend singt“.

Wenn du friedsam des Abends bei der Lampe sitzt, dein Tagebuch zu schreiben, wie ich jetzt, dann umschwärmt er dich, sticht dich in



Markt in Tondano.

Füße, Hände, ins Gesicht. Du wedelst mit dem Taschentuch, — es nützt nichts. Du schlägst zehn tot, — es nützt nichts, denn für jeden Toten erstehen zehn Rächer. Fluchend wirfst du das Schreibzeug weg und legst dich ins Bett, nachdem du sorgfältig deine Vorhänge abgeleuchtet und alles ermordet hast, was du finden kannst. Du schläfst ein, aber schon nach wenigen Stunden erwachst du wieder, Hände und Gesicht krazend, den leisen Gesang um die Ohren. Du machst Licht, und richtig, da sitzt er, ein einziger nur, den Hinterleib dick wie eine Weintraube von deinem Lebenssaft! Klatsch, er ist tot. Und nun suche das erbsen- große Loch, durch das er eingedrungen ist, schließe es, sonst geht die Geschichte wieder von vorne los.

Na, der Passangrahan von Kafas war gut, aber das Moskitoneß

schlecht, und diese Nacht gab es nicht eine, sondern mehrere Schlachten. Und wie das bei Schlachten häufig sein soll, der Himmel umzog sich, und am frühen Morgen regnete es in Strömen, als ich den Buggy bestieg, um nach Livutung zu fahren. Aber ich hatte Glück. Bald schlossen sich die Wolkenpforten und öffneten sich im Laufe des Tages nur, wenn ich gerade in der Nähe einer jener zahlreichen, mit Schuzdach versehenen Brücken war.

Livutung, am Südabhange des Suputan gelegen (19 Paal), sollte meine Nachtstation vor Totof sein. Zunächst fuhren wir die uns bekannte Straße bis Langowan entlang, dann durch dicken Busch und nun steil den Sattel zwischen dem Suputan und Kawatak hinan. Bei Paal 37 war der höchste Punkt erreicht, und hinunter ging es etwa eine Stunde lang durch eine herrliche Waldschlucht, — eine verkleinerte Ausgabe der Anekkloof in den Padangischen Hochlanden. Schade nur, daß der unten brausende Bach durch dickes Gebüsch dem Auge entzogen war. Das Dorf Pangu wurde passiert und immer bergab marschiert durch meist unkultiviertes, mit niedrigem Busch bestandenes Land bis Katakahan (13 Paal). Welche Fläche herrlichsten Bodens harret hier, wie in ganz Minahassa, noch des Pfluges! Reich bepflanztes Land habe ich während der ganzen Reise nur in den Niederungen des Tondano-Sees gesehen, wo ein grünes Meer von Reisfeldern im Winde wogt. Sonst wechselt dicker Busch ab mit kleinen, in der unmittelbaren Umgebung der Dörfer liegenden Pflanzungen.

Hinter Katakahan ging's bergauf, bergab, über Bäche und Brücken, mit hübscher Aussicht auf das Meer, bis ich bei dem Packhausmeister von Livutung Einkehr hielt.

Dem Reisenden fällt in fast allen Dörfern der holländischen Kolonien ein großes, hölzernes, schwarz gestrichenes, dicht verschlossenes Gebäude auf. Es ist das Regierungspackhaus, in dem der von der Bevölkerung gelieferte Kaffee aufgestapelt wird. Der Verwalter des Hauses, immer ein Eingeborener, ist keine unwichtige Persönlichkeit. Von seiner Gunst, wie so manches in der Welt, dem Golde gefällig, hängt zum Teil das Maß der Unannehmlichkeiten ab, die für die Eingeborenen mit der Lieferung und Abnahme ihres Produktes verbunden sind.

Ich stieg also bei dem Manne ab, der mir bereitwillig ein gutes Bett für die Nacht überließ. Das Haus unterschied sich nur durch seine Bauart von einem Bauernhause daheim; drinnen ein paar einfache Zimmer, mit gewöhnlichen europäischen Möbeln und Betten, an den Wänden Photographieen der Familienmitglieder u. s. w.

Nach dem Mittagessen pflog ich ernsthafte Zwiesprache über mein Weiterkommen nach Totof. Da hörte ich denn, daß der neue, nur zu Pferde oder zu Fuß passierbare Waldweg durch den Regen der letzten Tage in einen scheußlichen Sumpf verwandelt sei. Ich war darum gezwungen, noch acht Paal weiter nach dem Küstenplatz Belang zu kutschieren, dort die Nacht zuzubringen, um am nächsten Tage mit Kanu nach Totof zu fahren.

Der Weg führte bergab durch hübsche, kleine Täler und schließlich über ebenes Küstenland, wo ich zum erstenmal in diesem Lande eine große Kaffeepflanzung sah. Die Mehrzahl derselben ist im Norden an den Abhängen des Klabat gelegen. Bald war Belang erreicht und wie mit einem Schlage jede Erinnerung an Minahassa verschwunden. Buginesen mit braunen Gesichtern füllten die Dorfstraße, die Häuser sahen nur ein Atom reinlicher aus als ihre Kollegen an der Nordküste, und der Passangrahan, unter einem buginesischen Verwalter, war höchst loddrig und unsauber.

In der Nacht gab's zur Abwechslung ein starkes Erdbeben, mehrere Minuten dauernd und das Haus tüchtig durcheinander schüttelnd. Hier zu Lande macht man von solch einem Naturereignis ebensowenig Aufhebens, wie daheim von einem Gewitter. Die Vorstellung von der „festgegründeten Erde“ fehlt allen Bewohnern dieser vulkanischen Bezirke. Für sie gilt es als selbstverständlich, daß der Boden auch mal wackeln kann. Die Pferde wieherten auf, die Menschen im Hause horchten, ob die Sache schlimmer werden würde und legten sich beruhigt auf die andere Seite.

Drei Stunden Fahrt in einem langen, schmalen, durch Paddellöffel bewegten Kanu, brachten mich am nächsten Morgen nach Totof. Wieder dasselbe Bild wie an der Nordküste: blaue Buchten, grüne Inseln, steile, felsige, dicht bewaldete Ufer und zackige Berge mit dickem Urwaldmantel. Und unten im krystallklaren Wasser eine wunderbare Korallenwelt, in matten, grünen und rotbraunen Farben, belebt von Hunderten kleiner, glänzend grüner und ultramarinblauer Fischchen.

In Totof standen am Strande nur wenige Schuppen der Goldbergwerksgesellschaft, die den armeligen Hütten des Ortes Bedeutung giebt. Ich fand freundliche Aufnahme im Hause ihres Vertreters, und rasch wurde ein Pferd beschafft, mit dem ich den ca. sieben Paal langen Weg zur Mine zurücklegen sollte.

Nach kurzem Ritt über flaches, sumpfiges Küstenland begann der Weg den steilen und mühseligen Anstieg ins Gebirge. Rechts und links

dichter, jungfräulicher Wald; lianenumspinnene, schlanke Riesenbäume, hier und da weiße Kalkfelsen hervorragend. Dann und wann erweiterte sich der Weg zu einer Lichtung, wo verkohlte und umgehauene Stämme am Boden lagen, Bretter für die Ausbesserung der zahlreichen Brücken geschnitten wurden, und in kleinen Maispflanzungen die Hütten der Arbeiter lagen. Endlich, nach zwei Stunden Kletterns, war die Höhe erreicht, und nun ging es bergab in ein großes Waldthal. Unten sah man die Häuser der Ansiedlung, und die steile Bergwand zur Rechten bedeckten weiße Schutthalden und Drahtseilbahnen. Der liebenswürdige



Arbeiter der Goldmine.

Direktor gab mir einen Führer mit, und dann kletterte ich in und an den, horizontal in den Berg gebohrten Stollen herum.

Das Bergwerk ist eine geologische Kuriosität, vielleicht ein Unikum. Die Kalkmasse des Berges ist von goldhaltigen Quarzadern durchwachsen. Dazu gesellt sich ein dunkler Diorit, an verschiedenen Stellen zu Tage tretend und vielleicht Gänge in dem Kalk oder sein Liegendes bildend. An manchen Stellen des Weges trifft man alle drei Gesteinarten dicht nebeneinander an, und es wird bei der dicken Waldbedeckung kein Leichtes sein, den geologischen Bau zu enthüllen. Wie der Quarz in den Kalk gekommen ist, ist vollends ein Rätsel.

Durch die Stollen werden die goldhaltigen Quarzgänge angebohrt, dann das gewonnene Material in einem Pochwerk zerkleinert und das Gold durch Schlämmen getrennt. Alles das klingt sehr einfach, aber man

bedenke, daß an der Stelle des Bergwerkes sowohl wie des dahin führenden Weges vor wenigen Jahren noch dicke Wildnis war. Welchen Aufwand an Mühe und Geld muß es erfordert haben, die Maschinen an Ort und Stelle zu schaffen und die Baulichkeiten herzurichten, ehe an geregelten Betrieb gedacht werden konnte.

Dunkle Nacht war's, als ich in meinem Häuschen am Strande anlangte, um bald darauf den Schlaf des Gerechten zu schlummern. Wie ich am Morgen erwachte, war schon der Dampfer am Horizont sichtbar, der, von Makassar über Menado kommend, mich nach den Molukken bringen sollte.

Bis zum späten Nachmittag blieben wir in der Bucht vor Anker liegen, da das Ausschiffen schwerer Maschinenteile für das Bergwerk große Mühe verursachte. Endlich war alles fertig, meine Koffer, die man in Menado an Bord gebracht hatte, rettete ich gerade noch rechtzeitig vor irrtümlichem Mitausgeladenwerden, und die Reise ging weiter.

In aller Herrgottsfrühe fuhren wir am nächsten Morgen in den prächtigen Hafen von Gorontalo ein. In den schroffen, fahlen Granitbergen der Küste öffnet sich hier ein breites Thor, durch das der Gorontalo-Fluß den Ausgang erzwungen hat. Diese Berge schließen die hinter ihnen gelegene Ebene wie eine Mauer gegen das Meer ab. Durch die Öffnung erblickt man eine grüne, weite Fläche, im Hintergrunde blaue Höhenzüge. Dort liegt, unsern Blicken entzogen, der Flecken Gorontalo und das Meer von Limbotto.

Wir ankern am linken Ufer der trichterförmigen Mündung des Flusses, wo die Granitfelsen steil in die Flut abstürzen, hier, wie gegenüber, nur Platz für ein paar Schuppen und Kontore lassend. Ein Kanu bringt mich auf die andere Seite, wo die Fahrstraße am Fuße der Berge entlang in wenigen Minuten nach Gorontalo führt.

Gorontalo ist der Ausfuhrplatz für den Handel des Lominibufens. Man bemerkt am Eingange der Stadt ein kleines Fort, weiter den Klub, das hübsche, als Hotel dienende Haus des Agenten der Dampfergesellschaft, und ein paar Straßen mit chinesischen Läden.

Die Bevölkerung bilden Buginesen; sie gehen in derselben Tracht wie die Leute von Makassar einher. Nur sind die kurzen Hosen der Männer zu regelrechten Badehosen zusammengeschrumpft, und man sieht lebhaftere Farben. Gelbe Kopftücher, rote und gelbe Sarongs bieten dem Auge, gewöhnt an die stumpfen Farben der javanischen Tracht, einen auffallenden Anblick. Die Frauen verhüllen den Kopf mit dem Sarong, den sie beim Gehen mit erhobenen Armen auseinander spreizen, so

daß das Gesicht wie aus einem vom Winde geblähten offenen Sack heraussieht.

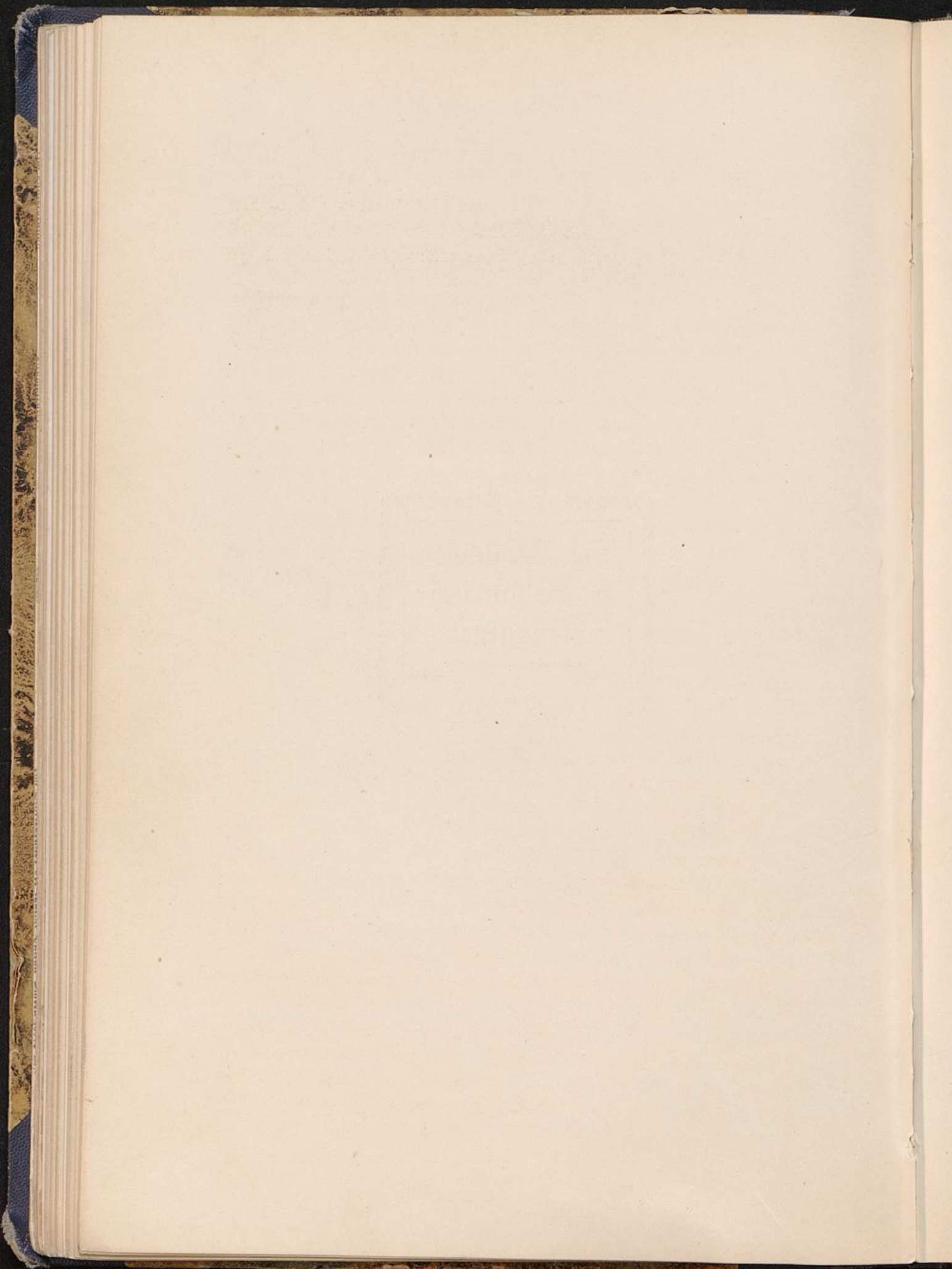
Zweirädrige, ponybespannte Karren sind leicht zu haben, und mit einem solchen fuhr ich die Straße nach Kwandang entlang, nach dem Meer von Limbotta. Die Fahrt war nicht gerade interessant. Links und rechts die wackligen, verfallenden Pfahlhütten der Eingeborenen, vielfach im Sumpf stehend und von Sago- und Kokospalmen, Mais- und Bananenpflanzungen umgeben. Kurz vor Paal 8 zweigt links ein Weg ab, in zehn Minuten zu den warmen Quellen Ujerpannas führend. Inmitten einer schmutzigen, lehmigen kleinen Fläche sprudelt ein wenig heißes Wasser empor und bildet ein paar Rinnsale. Eine halbe Stunde weiter liegt der unbedeutende, schmutzige Ort Limbotta, die Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenreiches, inmitten des Morastes, der den großen, flachen, reizlosen See umgiebt.

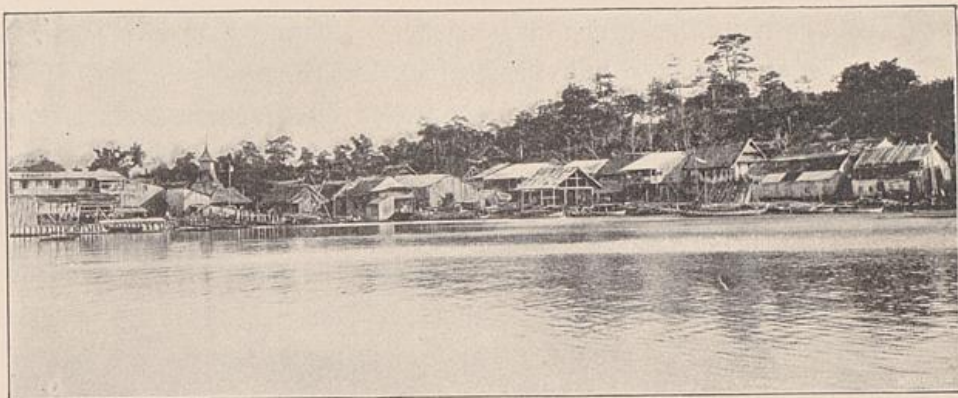
Um Mittag war ich wieder an Bord. Celebes I had done, — wie der Globetrotter sagen würde, und vorwärts ging's durch die blaue Flut nach Ternate, nach den Molukken.



A decorative border with a repeating floral motif surrounds the title text.

Die Molukken
und Holländisch-
Neuguinea





Tual auf Key.

Zwischen Celebes und Neuguinea erstreckt sich ein tiefes Meer, von Norden nach Süden durchsetzt von jener Erdspalte, der die Feuerberge der Molukkeninseln wie eine Reihe gewaltiger Sicherheitsventile aufsitzen. Es sind einige größere und eine Unmenge kleiner Inseln; manche der letzteren bestehen nur aus einem, aus tiefer See aufsteigenden Vulkan. Ungezwungen lassen sich unter ihnen zwei Hauptgruppen unterscheiden, nämlich Salmahaira oder Dschilolo mit seinen Trabanten, ferner Ceram, Buru, Amboina, und endlich die Bandagruppe, mit welchem Kollektivnamen wir die Uru- und Keyinseln und die Reihe der Inseln von Wetter bis Timorlaut bezeichnen. Fast alle Inseln, anscheinend nur mit Ausnahme der im Südosten gelegenen, tragen thätige oder erloschene Vulkane oder zum mindesten die Spuren jungvulkanischer Thätigkeit; aber es fehlt auch nicht an solchen, die nichts weiter als gehobene Korallenriffe sind.

Durch Naturschönheit, Fruchtbarkeit, den Wert ihrer Produkte, wie durch die Seltsamkeit und den Reichtum ihrer Fauna und Flora gleich ausgezeichnet, waren die Molukken vor Jahrhunderten der heiß umstrittene Besitz, um den die Handels- und Kolonialmächte Europas rangen, sind sie heute das Eldorado des Naturforschers, dem ihr unerschöpflicher Vorn immer neue Entdeckungen spendet. Dem Weltmarkt bescheren sie ihre wertvollen Spezereien, den Gelehrten entzücken sie durch die Menge und Schönheit ihrer Vögel und Insekten, insbesondere der Schmetterlinge. Charakteristisch sind die prächtig gefärbten Papageien, Tauben und Königsfischer, zu denen sich weiter öftlich auch vereinzelt Paradiesvögel, deren

eigentliche Heimat Neuguinea ist, gesellen. Dazu kommen die merkwürdigen Großfußhühner und der Kasuar auf Ceram und Aru. Die Zahl der Säugetiere ist beschränkt: wir treffen auf Batchian den celebensischen Pavian, auf Buru den Babilussa, auf fast allen Inseln Hirsche, Schweine und als besondere Eigentümlichkeit einige kleine Beuteltiere, die Nähe Australiens anzeigend.

Die Bevölkerung ist infolge der Kriege, die um den Besitz des schönen Archipels geführt wurden, und des lebhaften Handelsverkehrs auf vielen der kleineren Inseln so gemischt, daß von einer Urbevölkerung so gut wie nichts mehr übrig ist. Für die anscheinend autochthonen oder wenigstens vor langer Zeit eingewanderten Stämme wird gewöhnlich der Name Alfuren gebraucht, der aber nichts weiter als ein Name ist. Man kann im allgemeinen sagen, daß von Westen nach Osten der malayische Typus in einer Anzahl von Abstufungen in den papuanischen übergeht. In den bedeutenderen Handelsplätzen kommt eine tüchtige Dosis portugiesischen und holländischen Blutes hinzu; sie hat eine besondere Menschenorte, die der einheimischen Christen, Orang sirani genannt, geschaffen, und alle diese Elemente, zusammen mit den Scharen arabischer, chinesischer, malayischer Händler verschiedener Stämme, und fremder Kulis geben den Küstenplätzen ein eigenartig farbiges Gepräge. Auf vielen der Inseln hat das Christentum und der Islam Fuß gefaßt. Aber bei fast allen braven Neophyten dauern heidnische Gebräuche ungeschwächt fort, wie der Reisende zu seiner Betrübnis erfährt, der einem angeblichen Christen seine Hausgötzen abkaufen möchte, sie aber weder für Geld noch für gute Worte bekommt.

Die Oberherrschaft der Holländer ist vielfach höchst schattenhaft; mit Ausnahme einiger alter Kulturplätze besteht der Handel lediglich im Aufkauf der Naturprodukte, Kopra, Perlmutter, Dammarharz, Trepang u. s. w. Wie auf den großen und kleinen Sunda-Inseln, so harren auch hier noch Riesensflächen jungfräulichen Bodens im grünen Dunkel herrlicher Urwälder des Pfluges. Große Inseln, wie Ceram, hat noch kaum eines Europäers Fuß durchquert, und hier sowohl, wie auf den südlichen Inseln dürfen wir noch von Zuständen völliger Wildheit, mit Kannibalengebräuchen und Kopfjägertum sprechen.

Die Dschilologruppe ist zusammen mit Neuguinea der Residentschaft Ternate, alles übrige der von Amboina unterstellt. Die Regierungsgewalt verkörpert sich auf den kleineren Inseln in dem Posthalter, fast immer einem Halbblut. Europäer, die man früher mit diesem Posten betraute, entzogen sich durch Selbstmord dem schauderhaften Leben unter

Wilden. Auch europäische Kaufleute trifft man, außer in den Hauptplätzen, nur sehr wenige. Der Handel liegt fast überall in den Händen von Arabern, Chinesen und Buginesen.

Die Verbindungen sind demungeachtet vortreffliche. Die schönen Dampfer der Paketfahrtgesellschaft verkehren selbst bei den abgelegensten Orten, und aner kennenswerterweise schickt die Gesellschaft nicht etwa nur ihre ältesten Kästen hierhin, sondern nach einem bestimmten Turnus machen selbst die neuesten Schiffe ihre Aufwartung vor den Dörfern der Wilden. Man gelangt von Makassar zweiwöchentlich direkt oder über Nord-Selebes, Ternate, Batchian, Buru nach Amboina. Von hier aus kann man monatlich in 2¹/₂-wöchentlicher Reise Banda, die Key-, Aru-Inseln, Dammer, Wetter, Kisser, Letti, Babber, Selaru, Larat, Ekroe und Sefar am Mac Cluer-Golf in Neuguinea, Gisser auf Ceramlaut und alle zwei Monate auch Sileraka in Süd-Neuguinea besuchen. Zwei- bis dreimonatlich werden von Amboina aus Wahai auf Ceram, Gani und Patani auf Halmahera, Saonet auf Waigeu, Samate auf Salawati, Sorong, Doreh, Roon, Ansoes, Djamna, die Humboldtsbai auf Nord-Neuguinea angelaufen.



Nach 28 stündiger Fahrt von Gorontalo warf der Dampfer spät abends vor **Ternate** Anker. Die Morgensonne beschien ein herrliches Panorama. In nächster Nähe der breite, abgestumpfte Kegels des Vulkans von Ternate (1580 m), in sanfter, allmählich zunehmender Neigung aus der blauen See sich erhebend, bis zum Gipfel in grüne Pflanzungen und Urwald gehüllt. Gegenüber die bergige Insel Tidore, an ihrem Südeude der Pik von Tidore (1600 m), ein prachtvoll regelmäßiger, spitzer Vulkankegel. Nicht weit davon der kleine Meitari, der wie ein jüngerer Bruder des Tidorepiks aussieht, in blauer Ferne die Berge von Halmahera und die Inselvulkane von Mareh, Motir und Makjan.

Mehrere dieser Vulkane, zu denen sich noch einige deutlich als solche erkennbare auf Halmahera gesellen, sind in Thätigkeit. Verheerende Ausbrüche sind nicht selten, und Erdbeben gehören zum täglichen Brot. Hier, wo aller feste Boden nichts weiter ist als ein Ausschüttungsprodukt, ein Maulwurfshaufen mitten im unendlichen Meere, der in ebensoviel Minuten zusammenstürzen kann, wie er Jahrtausende zu seinem Aufbau brauchte, hier kann man sich eines unheimlichen Gefühls viel weniger erwehren, als wenn man aus uraltem Kontinente einen Feuerschlot aufragen sieht.

Pflüger, Smaragbinseln der Südsee.

Die Insel Ternate besteht nur aus ihrem Vulkan. An der schmalen, flachen Küste haben sich, außer dem Hauptplatz Ternate, einzelne kleine Dörfer und Fischerhütten angesiedelt, und die Abhänge sind weit hinauf bebaut.

Ternate ist die Hauptstadt des einstmals mächtigen gleichnamigen Sultanats. Vor dreihundert Jahren noch ging der Sultan einher mit glänzendem Gefolge, prunkend in Gold und Diamanten, die ihm der einträgliche Handel mit den berühmten Spezereien der Molukken verschaffte. Die portugiesische und dann die holländische Herrschaft zog ihm langsam, aber sicher den Boden unter den Füßen weg, seine Einnahmequelle vertauschte er mit dem festen Gehalt der Regierung, und heute



Ternate, Moschee, im Hintergrunde der Vulkan.

ist er nichts mehr als ein Schattenkönig, wie so viele seiner kleineren Kollegen im Archipel. Immerhin erstreckt sich seine angebliche Herrschaft noch auf ein gutes Stück Erdkruste, nämlich auf einen großen Teil von Halmahera, eine Menge umliegende Inseln und Gebiete an der Ostküste von Celebes. Sein Nachbar, der Sultan von Tidore, erfreut sich neben seiner Feuerinsel und einigen benachbarten Gilanden noch der Unterthänigkeit von ganz Nordwest-Neuguinea, nebst den großen Inseln Waigen und Misole. Ob er es aber wagen darf, sein Haupt in den Schoß ihrer Bewohner, der bösen Papuas, zu legen, ist zweifelhaft, und in der That besteht seine ganze Regierungsthätigkeit im Empfangen von Tributgesandtschaften, die wohl mehr der uralten Gewohnheit als dem Gefühle der Liebe zum Landesvater folgen.

Ternate ist ferner der Sitz des Residenten für den nördlichen Teil der Molukken. Das eigentliche Regierungsgebiet umfaßt aber theoretisch nur die unmittelbare Umgebung der Stadt Ternate, das Fort und Christendorf auf Batchian und ein paar kleine Inseln.

Die Stadt, wenn man sie so nennen darf, bietet den üblichen Anblick, an den wir schon gewöhnt sind. Eine hübsche Promenade am Strande, einige Wohnungen und Kontore von Europäern, Klubhaus, Wohnung des Residenten und ein altersgraues Fort. Daran schließt sich, wenn man die Ostseite der Insel nach Norden hinaufgeht, das Chinesen- und Buginesenviertel und dann das Gebiet des Sultans. Hier erhebt sich eine große Moschee mit sieben Dächern übereinander und das „Palais“, ein weißgetünchtes, strohgedecktes Steingebäude, mit der Rückseite an den Berg gelehnt.

Die Bevölkerung ist sehr gemischt. Den Hauptbestandteil bilden ternatanische, in früher Zeit eingewanderte Malayen, die das Urvolk verdrängt haben, und die christlichen Nachkommen der Portugiesen, Orang Sirani genannt. Dazu kommen Europäer, Chinesen, Araber und einzelne, als Sklaven hierher geschleppte Papuas. Ein Spaziergang bietet denn auch das merkwürdigste Ragout von Figuren und Trachten, vom braunen Fischer im Lendenschurz bis zum würdevollen, beturbanten und buntbehafteten Islamsohn.

Die Bedeutung Ternates ist seit den Zeiten der Compagnie, als noch die Molukken den Mittelpunkt der Herrschaft bildeten, erheblich gesunken. Jetzt beginnt der Handel, vornehmlich mit Neuguinea, sich wieder zu heben. Paradiesvögel, wilde Muskatnüsse und Dammarharz gehen von dort über Ternate nach Europa. Auf der Insel selbst werden Kaffee und Muskatnüsse gezogen.

Ich fuhr mit Tagesanbruch an Land, um zunächst einen Spaziergang die Ostküste hinauf bis zur Nordspitze der Insel zu machen. Das ging aber nicht so schnell, wie ich hoffte. Je weiter man nach Osten kommt, desto mehr nimmt, mit der billigen und mühelos zu erwerbenden Sagonahrung, über die wir noch sprechen werden, die Faulheit der Eingeborenen zu. Das Versprechen eines blanken Guldens reizte niemanden der am Strande herumlungernenden Tagediebe, mir als Führer zu dienen. Auch ein Boot war mit dem besten Willen nicht zu bekommen. Ich ging daher zu dem Vertreter der Missionsgesellschaften, Herrn Beyer, zugleich Inhaber eines kleinen Hotels, wo man gute Aufnahme findet. Auf seine Bemühungen hin zog ein Kerl aus, um Gefährten für eine Kanufahrt zu werben. Leider ohne Erfolg. Nun wurde wieder die

Debatte darüber eröffnet, ob einer der braunen Herren die Liebenswürdigkeit haben würde, die Führung und den Transport meiner Handcamera nach dem projektierten Endziel meiner Wanderung, dem kleinen Kratersee Sula-Takomi (etwa drei Stunden), zu übernehmen. Eine lange Beratung entspann sich, als wenn es sich um eine Fahrt nach dem Nordpol handelte. Schließlich erhielt ich die Erklärung, erstens sei der Weg sehr weit, eine ganze Tagereise, und zweitens fürchte ein Führer allein sich vor den bösen Geistern jener unwirtlichen Regionen. Es müßten mindestens zwei oder drei beherzte Männer sein. Als dies zugestanden wurde, meldete sich niemand, das Wagnis zu unternehmen. So beschränkte ich denn meine Absichten auf die Ausrüstung einer minder gefährlichen Expedition nach dem alten Lavaström an der Nordküste der Insel, und nun fand sich ein Bewerber, der gegen das Versprechen eines Guldens meine geologische Tasche und die besagte Camera umhing und mutig als Avantgarde losmarschierte. Ich selbst bildete das Gros, und mein boy folgte als Rückendeckung.

Der Weg ging zunächst durch die Stadt, an der Moschee und dem Sultanspalast vorbei, dann etwa eine halbe Stunde lang zwischen Häusern der Eingeborenen entlang, mit kleinen, verwahrlosten Gärtchen. Der häufigen Erdbeben wegen sind die Häuser leicht aus Bambus und den Blattstielen der Sagopalme zusammengefügt und ruhen auf einem soliden Steinfundament.

Unterwegs begegnete uns ein Würdenträger des Sultans, ein großer, stattlicher Mann. Seine Kleidung bestand in roten Hosen, Pantoffeln, weißer Jacke und schwarzem Turban. Über die weiße Jacke hatte er aber noch einen ungeheuren, schwarzen, nicht mehr ganz neuen Frack gezogen, der, ganz gegen die Absicht, unbeschreiblich komisch wirkte. Ein Rohrstock mit Knopf vervollständigte den Glanz der Erscheinung; drei im Gänsemarsch nachtrottende Diener gaben ihr ein würdiges Relief.

Nach etwa 40 Minuten erreichten wir das kleine, altersgraue Fort Terlofko, mit Gestrüpp bewachsen und malerisch auf einem alten Lavafels in die See hinaus gebaut. Die Aussicht von der Plattform des verfallenden Mauerwerks ist prächtig. Nun ging es $1\frac{1}{2}$ Stunden lang auf schmale Fußpfade die Küste entlang, teils am Ufer, teils in der erstickend heißen Luft kleiner Pflanzungen.

Fischerhütten waren reichlich verstreut; vor ihnen bemerkte man mehrfach ein kleines, niedriges, taubenhausähnliches Gerüst, mit einem Strohdach gedeckt, von dessen Rändern als Verzierung Baststreifen wie Franzen herunterhingen. Es sind dem Ahnenkultus dienende Opfer-

schreine, wie wir sie nach Forbes auch bei den heidnischen Stämmen in Buru finden. Sie enthalten eine Schale, in der den Geistern Betel, Tabak und Speise gereicht wird, und daneben liegen einige vom Alter zerfressene hölzerne Schilde, das Eigentum der Verstorbenen; in einem Falle fand ich auch ein rohes hölzernes Götzenbild. Die Schilde sind schmal und klein, mehr zum Auffangen von Hieben als zur Deckung des Körpers geschikt. Die Pietät hinderte die Nachkommen nicht, mir ein durch Einlegearbeit von Muschelstücken ausgezeichnetes Exemplar zu verkaufen.

Nominell sind die Leute Mohammedaner, aber hier wie überall im Archipel hat der Islam die alten heidnischen Gebräuche nicht vollständig verdrängt.

Nach zwei Stunden standen wir am Ziel unserer Wanderung, einem schwarzen, wie eine Mauer im Gebüsch aufragenden Lavaström. Er stammt aus dem Jahre 1763 und zieht sich als dunkler Streifen den Nordabhang des Vulkans bis zur See hinunter. In Ternate nennt man ihn den „verbrannten Hoef“.



Ternate, Opferschrein.

Dem Rückweg in der brennenden Mittagsglut entging ich glücklich. Ein Fischer erklärte sich mit beängstigender Schnelligkeit — er brauchte höchstens fünf Minuten zum Überlegen — bereit, mich für 1½ Gulden in seinem Kanu nach der Stadt zu bringen. Langsam genug ging die Sache. Das bißchen Wind ent schlüpfte zur Hälfte durch die Löcher und Ritzen des Mattensegels, und der Steuermann versuchte vergebens, Herrn Nodus durch Pfeifen zu energischerer Thätigkeit anzuspornen. (Der Aberglaube, daß man den Wind durch Pfeifen herbeilocken könne, ist unter den Seeleuten der ganzen Welt verbreitet.) Endlich kam der Wind, nachdem wir mit vereinten Kräften gepfiffen hatten, aber natürlich von der falschen Seite, uns entgegen. Schweren Herzens entschlossen sich die Bootsleute zu der Arbeit des Ruderns, und um Mittag war ich wieder im Hotelchen.

Nahе der Landungsstelle befand sich ein Verkaufsplatz für Papageien.

Für billiges Geld kann man hier die schönsten, prächtig gefärbten Loris und weißen Katadus kaufen. Die Tierchen sind an einen Ring gefesselt, der über die Querstange eines kleinen Bogengestells gleitet, und trotz dieser schauerhaften Befestigung munter, lebhaft und zutraulich. Überall in den Molukken sieht man sie zu Dutzenden vor den Häusern baumeln, von den Leuten auf dem Spaziergang und im Kanu mitgeschleppt und auf dem Dampfer in allen Ecken und Winkeln aufgehängt.

Nach Tisch wanderte ich auf der anderen Seite der Insel herum nach der Lagune. Der breite, gute Weg führt in einiger Entfernung von der Küste durch die verwilderten Gärten früherer Villen, in denen nur noch Reste des Mauerwerks von einstiger Pracht zeugen, durch Gebüsch von Sagopalmen und Mangroven, mit einzelnen herrlichen alten Feigenbäumen. Später wendet er sich dem Abhange des Vulkans zu, wo die Lagune, ein kleiner Wasserpiegel, von senkrechten Wänden eingefaßt, nach etwa 1½ Stunden erreicht wird.

Damit hatte ich, mit Ausnahme des Sula-Takomi, alle Sehenswürdigkeiten erschöpft, die die kleine Insel bei kurzem Aufenthalt bietet. Die Besteigung des Vulkans mußte ich mir leider versagen. Der Weg hinauf ist, besonders zum Schluß, sehr steil und beschwerlich. Von der Ostküste aus erkennt man die drei Spitzen des Berges, die durch wilde, vegetationslose Schluchten voneinander getrennt sind. Dem Beschauer von der Reede in Südosten erscheint er dagegen als breiter Kegel.

Spät am Abend dampften wir weiter und sahen am Vormittag des nächsten Tages im Osten die zahlreichen, dichtbewaldeten kleinen und großen Inseln der **Batchiangruppe**. Von Süden her, durch die Straße zwischen Mandioli und Batchian einfahrend, warfen wir nach 15 stündiger Fahrt vor dem Dorfe Batchian in einer geschützten Bucht Anker.

Die Insel wird durch eine flache, sumpfige Einschnürung, an deren westlicher Seite das Dorf liegt, in zwei bergige Hälften geteilt. Im Süden erhebt sich, steil in die Bucht einfallend, der Labua, dessen Höhe ich auf 1700 m schätze. Die Berge der nördlichen Hälfte scheinen niedriger zu sein. Hinter dem Dorfe, vielleicht in 6 bis 7 km Luftlinie, steigt isoliert aus der sumpfigen Ebene ein kleiner, bewaldeter, abgestumpfter Kegelberg zu etwa 400 m Höhe auf, ganz unzweifelhaft ein Vulkan. Leider konnte ich ihn nicht besuchen, da der Weg dorthin der vielen Sümpfe wegen mindestens einen Tag in Anspruch nimmt. Von Eingeborenen wurde mir aber versichert, daß sich auf dem Gipfel ein runder See, also wohl ein alter Krater befinde. Ich halte, auf die Ansicht Martins, der den Berg dem Aussehen nach gleichfalls als Vulkan an-

spricht und auf einen Lavafund im Dorfe gestützt, die Existenz mindestens eines Vulkans auf Batchian als erwiesen. Sie wird schon durch das Vorkommen heißer Quellen wahrscheinlich gemacht. Sollte der gleiche Beweis für die südlich gelegene Insel Obi gelingen, so wäre damit die Vulkankette von Ternate über Matjan und Batchian nach Amboina geschlossen.

Das ganze Innere der Insel ist dichter Urwald bis zum Gipfel der Berge hinauf. Im nördlichen Teile hat man Gold, Kupfer und Kohlen gefunden; die Minen sind aber wieder verlassen worden. Vielleicht durch wandernde Malayen eingeführt, kommt hier der schwarze, celebensische Pavian vor. Auch eine Art des Paradiesvogels wurde von Wallace entdeckt.

Das Hauptprodukt der Insel ist Dammarharz, Kaffee (seit mehreren Jahren von einer Plantagengesellschaft angebaut), Copra und ein wenig Perlmutter.

Das Innere ist unbewohnt; die Bevölkerung der wenigen Küstenplätze ist gemischt, wie in Ternate; eingewanderte Malayen und Orang Sirani sind die Hauptbestandteile. Die einen wie die anderen sind grenzenlos faul, da die Sagopalme und das Meer ihnen genügenden Lebensunterhalt liefern; die Plantage arbeitet daher mit fremden Kulis. Zu ihnen gesellen sich Auswanderer aus Tomore auf Celebes. Sie wohnen in dem Dorf Tomore, südlich des Hauptortes Batchian, waren zur Zeit, als Wallace sie besuchte, also vor wenigen Jahrzehnten, noch fleißige Landbauer, sind aber jetzt gerade so degeneriert wie die übrigen; nur einige verwilderte Maisfelder in der Umgebung ihres Dorfes erinnern an frühere Zeiten. Endlich müssen wir die Galelaleute aus Halmahera erwähnen, die zu bestimmten Zeiten des Jahres hierher kommen, Dammarharz und andere Produkte der Wildnis sammeln und an die Händler im Dorfe Batchian verkaufen.

Batchian steht unter der Herrschaft eines Sultans. Nur das Dorf der Orang Sirani und das kleine Fort gehören zur Residentschaft Ternate. Ein Spaziergang an Land bietet wenig Bemerkenswertes. Zur Linken haben wir das mohammedanische Dorf mit dem Hause des Sultans, zur Rechten das der Orang Sirani. Durchschreiten wir ersteres, so gelangen wir an einen Fluß mit einer Holzbrücke. Man begehe sie mit fittsam zu Boden gesenkten Augen, denn viele der Bretter sind entschwunden, — und warum soll man neue aufnageln? denkt der Malaye. Driiben setzt bald eine zweite Mündung unserer Wanderung ein Ziel; wir müssen sie durchwaten, wenn wir weiter in die Wildnis vordringen wollen.

Auf das christliche Dorf zur Rechten folgt ein breiter Sumpf mit Sagopalmen und Mangroven; daran schließt sich das Dorf Tomore, dessen Maisfelder sich bis an den Fuß des Labua und bis zu der großen Kaffeepflanzung hinziehen.

Das Hinterland ist hügelige Wildnis. Über eine Brücke und auf einem schmalen Fußpfade gelangt man zunächst zum Friedhof; mit Kieselsteinen eingefast, bedecken seine Gräber einen verwilderten Hügel. Dann folgt wieder Sumpf von Sagopalmen und Wald. Mitten im Sumpf liegt auch das kleine Fort hinter dem christlichen Dorf.

Mit ein paar Worten müssen wir bei den Häusern verweilen. Sie sind sauber, von Gärten umgeben und ganz und gar aus dem Material der Sagopalme verfertigt, die im Osten des Archipels an wirtschaftlicher



Dorf Batshian.

Bedeutung die Kokospalme überwiegt und fast verdrängt. Die Blattstiele der ungeheuren, bis 10 m langen Fiederblätter, leicht und mit einem festen Mark gefüllt, geben ein wundervolles Baumaterial. Nur das Gerippe der Häuser besteht aus Holzpfosten; die Wände werden einfach durch die nebeneinandergestellten, oben und unten in einer Nut des Querbalkens sitzenden Blattstiele gebildet; dabei paßt die Längskante des einen in die Längsfurche des folgenden. Der Fußboden besteht aus gespaltenen Blattstielen und das Dach aus den Blättern der Palme; sie werden, wie die der Kokospalme, zu Atap verarbeitet, indem man die abgepflückten Fiederblätter um einen Stab herumbiegt und leicht verflecht. Blattstiele bilden die Dachsparren; Kisten und Kästen im Hause, Transportkisten für die Waren werden aus ihnen gezimmert, wobei gespaltene Stücke der festen Rinde als Nägel dienen.

Das Mark der Palme endlich liefert das Hauptnahrungsmittel für

die Malayen des Ostens und für die Bewohner von West-Neuguinea, den Sago. Um ihn zu gewinnen, wird der Baum gefällt, der Länge nach angeschnitten, das Mark herausgenommen, geschlagen, gepreßt und in einem Apparat, den wiederum die Sagopalme liefert, durch Wasser mittelst eines Seihers (gefertigt aus der Blattscheide) die Stärke ausgelaugt. Sie setzt sich langsam ab und wird zu Kuchen geformt.

Zu kleinen Broten gebacken, hält sich diese Speise jahrelang. Wallace giebt an, daß ein Baum mittlerer Größe genug Sago liefert, um einen Mann für ein ganzes Jahr zu ernähren. Da die Zubereitung etwa zehn Tage in Anspruch nimmt, kann man sich die Billigkeit der Speise selbst ausrechnen, und verstehen, welchen Einfluß sie auf das ganze Wirtschaftsleben ausübt. Die meisten Malayen der Molukken nähren sich nur von Sago und mühelos gefangenen Fischen. So kommt es, daß das Volk unglaublich indolent und träge ist und so gut wie gar nicht arbeitet.

Der reichlichen Ladung wegen blieb das Schiff in Batchian bis zum nächsten Nachmittag. Nach stürmischer 18 stündiger Überfahrt gelangten wir am folgenden Morgen nach **Buru** und gingen vor Kajeli in einer großen, schönen Bucht vor Anker.

Buru wird von einem Gebirgsstock von Norden nach Süden durchschnitten; auf seiner höchsten Erhebung liegt der Wafoholosee. Der Wald ist dicht und wechselt mit großen Strecken sumpfigen oder grasigen Landes. Eine Durchquerung der Insel ist daher mit Mühseligkeiten verbunden, und nur wenige Europäer sind ins Innere gelangt. Merkwürdigerweise kommt der celebensische Babirussa hier vor; vielleicht ist er durch Schwimmen über die Sula-Inseln hierher gelangt.

Die heidnische Bevölkerung im Inneren besteht nach Wallace aus einer Mischung von heidnischen celebensischen Malayen und Alfuren aus Ceram. Nur an der Küste wohnen mohammedanische Malayen. Die holländische Regierung ist durch einen Posthalter vertreten; die einheimischen Rajahs residieren in Kajeli, wo sie ihre Zeit nach Forbes weniger ihren Landeskindern als dem Opium widmen.

Die Hügel um die Bucht herum sind mit Gras und Rajaputi-bäumen bewachsen, die das bekannte Öl, den Hauptexportartikel Burus, liefern. Ein Spaziergang an Land bietet wenig Interessantes. Die ganze Umgebung ist Sumpf, und das Dorf selbst befindet sich noch in demselben Zustand, in dem es Wallace vor einem halben Jahrhundert sah. Ein Wald von Fruchtbäumen überschattet die Häuser und schneidet das Sonnenlicht vollständig ab. Die Straßen sind morastig; kein

Wunder, daß der Ort als höchst ungesund gilt. Das kleine Fort ist das einzige Gebäude von Bedeutung. Es lag vor hundert Jahren noch am Strande der See, die jetzt durch die Aufschüttung des Landes etwa 500 m zurückgewichen ist.

Am Strande liegen die Läden einiger Chinesen und Araber. Große Kisten, gezimmert aus den Blattrippen der Sagopalme, gefüllt mit Rajaputiöl in Flaschen, ferner Dammarharz in Säcken und einige Bündel Hirschgeweihe harren der Einschiffung. Eine Landungsbrücke existiert nicht. Der Strand ist feicht, und die Waren werden durch das Wasser zu den in einiger Entfernung wartenden Schiffsbooten getragen.



Buru, Dorfstraße.

Am Nachmittag fuhren wir ab und gelangten in der Nacht, nach achtstündiger Fahrt, nach **Amboina**, dem Ziel meiner Reise.

Unser Dampfer lag, als ich erwachte, am Pier vor der freundlichen Stadt, hinter der grüne Berge emporstiegen. Rings im weiten Umkreis dehnte sich die berühmte Bucht von Amboina, umrahmt von Hügeln, blizend in den Strahlen der Morgensonne.

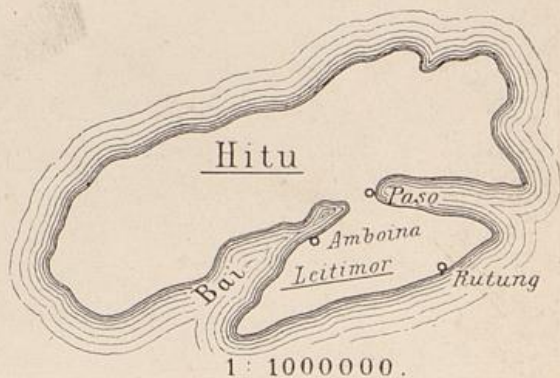
Der Agent der Dampfergesellschaft verschaffte mir einen Karren, auf dem ich mein Gepäck zum Hotel fahren lassen konnte; ich fand hier ganz vortreffliche Aufnahme. Das frühere Absteigequartier, nach älteren Reiseberichten ein Pendant zu der Makassarschen Räuberhöhle — sowohl in Bezug auf die Behausung als die Besitzerin —, ist erfreulicherweise vom Erdbeben vernichtet worden. Ich will nicht so unchristlich

sein, meiner Wirtin in Makassar gerade genau dasselbe zu wünschen, aber doch etwas Ähnliches.

Amboina besteht aus zwei Inseln, der nördlichen, größeren, Hitu, und der südlichen Leitimor. Beide sind durch die etwa 1200 m breite, flache Landenge von Paso verbunden. Die westliche der so entstehenden beiden Buchten ist die längere; an ihr liegt die Stadt Amboina, auf einem schmalen Streifen flachen Landes, der dem gebirgigen Kern der Insel Leitimor vorgelagert ist.

Auch Hitu ist gebirgig und höher als Leitimor. Sein größter Berg ist der 1300 m hohe Salhutu, ein flacher, gezackter Ke gel, der nächsthöhe der Wawani (900 m). Dazu gesellen sich eine Reihe anderer Kuppen, äm tlich mit dichtem Walde bedeckt und teilweise steil ins Meer abfallend.

Die höchsten Erhebungen auf Leitimor sind der Hori (548 m) im Osten, dann nach Westen folgend der Serimau (459 m) und der Nonna (448 m). Sie heben sich als flache Wellen aus dem nur wenig niedrigeren Gebirgsrücken ab. Auf der Südseite sind sie mit dichtem Walde bedeckt, auf der nördlichen, der Bucht zugekehrten Seite bis zu einer ansehnlichen Höhe mit großen



Wiesen hohen Grases. Auch hier taucht das Gebirge mit wenigen Ausnahmen ohne eine vorliegende Flachküste ins Meer.

Im Osten schließen sich an Amboina die Uliasser-Inseln Haruku, Saparua und Nusalaut an, alle gleichfalls bergig und bewaldet.

Der Wawani ist zweifellos ein Vulkan; er hat noch im Jahre 1674 eine Eruption erlebt. Auch der Salhutu und die Uliasser werden von Martin, dem wir eine vortreffliche geologische Untersuchung der Inseln verdanken, als Vulkanruinen bezeichnet.

Die Bevölkerung ist ein Mixtum von allen möglichen malayischen Bestandteilen, mit einem starken Zusatz holländischen und portugiesischen Blutes, und daher ohne besondere, charakteristische Merkmale. Die Hautfarbe variiert von Hellbraun bis zum dunkelsten Schwarzbraun. Von Charakter sind die Leute fröhlich und munter; man hört hier endlich einmal wieder herzhaftes Lachen, dem echten Malayen ein Greuel und auch in Minahassa sich nicht bis zu der Höhe der Ausgelassenheit

steigernd, die man hier häufig beobachten kann. Dem edlen Sago-weerwein sprechen die Leute eifrig zu, aber ihre Nahrung sind Sago und Fische. Der geneigte Leser weiß also ohne weiteres, daß die Gesellschaft faul ist, fürchterlich faul. Die große Mehrzahl ist christlichen Glaubens und bildet sich darauf nicht wenig ein, ohne jedoch dem schönen Spruch, daß das Leben köstlich gewesen ist, wenn es voll Mühe und Arbeit war, eine andere als platonische Verehrung entgegenzubringen. Mit den übrigen Lehren wird es wohl gerade so aussehen, wengleich oder weil die Kirchen voll sind von Besuchern in dem schauderhaften Kostüm, das wir schon in Minahassa bewundert haben.

Der Kolonialarmee liefern die Amboinesen ein vortreffliches Soldaten-



Amboina, Fischerjungen.

material. Es ist Ehrenpflicht für die jungen Burschen, eine Zeitlang den bunten, wengleich nichts weniger als schönen Rock anzuziehen.

Auch einige mohamedanische Dörfer existieren auf Hitu, deren Bevölkerung arbeit-samer sein soll.

Die Stadt Amboina war früher sehr hübsch, bis sie durch das

fürchterliche Erdbeben im Jahre 1898 fast völlig zerstört wurde. Noch jetzt sieht man überall die Spuren des Unglücks, gestürzte Mauern und Häuserruinen. Der größte Teil ist wieder aufgebaut, aber die frühere Pracht geschwunden. Alles sieht aus wie eifertig und nachlässig zusammengepappt; in der That ist man noch jetzt im Zweifel, ob der Sitz des Residenten nicht nach einer anderen, minder gefährlichen Insel verlegt werden soll.

Vom Pier aus durchschreitet man zunächst zur Linken den Marktplatz und einige Straßen mit chinesischen und arabischen Läden. Weiter ins Innere hinein liegen die Häuser der Europäer und die Wohnung des Residenten, hinter denen unmittelbar die Hügel emporsteigen. Am Strande erhebt sich das große, graue Fort mit den Kasernen der Soldaten.

Die prächtigsten Ausflüge kann man hier unternehmen. Allerdings — die Wege sind schauderhaft. Meist schmale Fußsteige, abwechselnd

entweder schlammig oder mit Baumwurzeln und gestürzten Stämmen verziert oder unglaublich steil und steinig. Ein Genuß ist das klare, frische — natürlich tropenmäßig frische — Wasser der zahlreichen Bäche, die man wattend, springend oder auf Felsblöcken balancierend kreuzt. Wenn man monatelang diese Flüssigkeit nur in der Form von Ajer wolanda (d. h. holländisches Wasser, der malayische Name für das im ganzen Archipel verbreitete Apollinariswasser) zu sich genommen hat, ist solch ein Lugus nicht zu verachten.

Da die Steigungen für Pferde zu steil sind, ist das gebräuchliche



Ambonesen.

Beförderungsmittel der Tragstuhl. Mir ist dieser Apparat höchst widerwärtig, und ich zog es vor, mich der mit Recht so beliebten Kappen aus der Meisterhand des Herrn Haupt in Bonn zu bedienen. Dick und mit Nägeln beschlagen müssen freilich ihre Sohlen sein, wie wir gleich sehen werden.

Daß Amboina nämlich geologisch höchst interessant ist, kann selbst der Laie einsehen, wenn er abends nach einem ordentlichen Marsch den Zustand seiner Stiefel betrachtet. Bis zu den höchsten Gipfeln der Insel trifft man jungen Korallenkalk, in breiten Gürteln und Terrassen dem Gestein aufliegend. Er ist löcherig, und seine Oberfläche verwittert zu zahllosen Spitzen und Zacken, die sich dem nackten Fuß des Eingeborenen

mit solcher Deutlichkeit bemerkbar machen, daß er ausnahmsweise die Mühe nicht scheut, ihnen einen besonderen Namen, nämlich Karang, zu geben.

Die Existenz dieses Kalkes zeigt, daß der Meeresspiegel sich in der jüngsten Epoche der Erdgeschichte hier erheblich geändert hat, daß sich nämlich entweder das Land gehoben oder der Spiegel der See gesenkt hat. Wir haben also eine sogenannte negative Strandverschiebung.



Amboina, Familie im Sonntagsstaat.

Wenn man langsam reisen und in irgend einem der zahlreichen Dörfer übernachten will, so verschafft man sich vom Residenten eine Empfehlung an die Dorfoberhäupter, hier Regenten genannt. Hat man rechtzeitig Nachricht vorausgesandt, so ist man sicher, ein gutes Unterkommen für die Nacht zu finden. Man kann sich aber, um einen flüchtigen Überblick zu gewinnen, auch ganz gut auf Tagesausflüge einrichten.

Ein wunderhübscher Weg ist der über Soja nach der Südküste von Leitimor. Man erklimmt in steilen Absätzen die grasigen, dem waldigen Gebirgskern der Insel vorgelagerten Hügel. Dann geht es bergauf, bergab durch tiefe Ravinen, bis man nach $\frac{5}{4}$ Stunden das kleine Dorf Soja erreicht hat. Schon hier überraschen uns merkwürdige Formen des Granits, der nach einem System rechtwinklig sich kreuzender Spalten oder infolge Absonderung von konzentrischen Schalen mit Radialspalten zu kleinen Blöcken verwittert, die als natürliche Treppen benutzt werden. Von Soja erreicht man in 25 Minuten Steigens den Gipfel des Serimau, wo eine wundervolle Aussicht die Mühe belohnt. Die blaue Bucht zu

Füßen, gegenüber das bergige Hitu, dahinter die blauen Berge von Ceram und rechts die Uliasser-Inseln Saparua, Haruku und Nusalaut.

Nun geht es zwei Stunden lang bergauf, bergab über schauerhafte Steigungen, durch die Dörfer Hatalai und Oma, wo man sehr interessante Granitfelsen beobachtet, hinab zur Bai von Hufurila, und weitere 2 $\frac{1}{2}$ Stunden in nordöstlicher Richtung die Küste entlang nach dem Dorfe Rutung.

Als ich dort eintraf, übte gerade die Schuljugend unter der Aufsicht des Lehrers nicht etwa Buchstabieren, sondern wilde Kriegstänze mit huntbemalten Schilden und Holzschwertern. Ein kleiner Teufel spielte den Vortänzer und sprang wie besessen zwischen den beiden Reihen der jungen Krieger herum. Zwei Musikanten vollführten mit Bambusrohren und Stöcken einen Höllenlärm, der mir als Tafelmusik zum Frühstück im Hause des Regenten diente.



Schuljugend in Rutung Kriegstanz übend.

Am Strande in Rutung stehen im Meere wundervolle alte, knorrige Bäume, und auf den zerfressenen Kor-

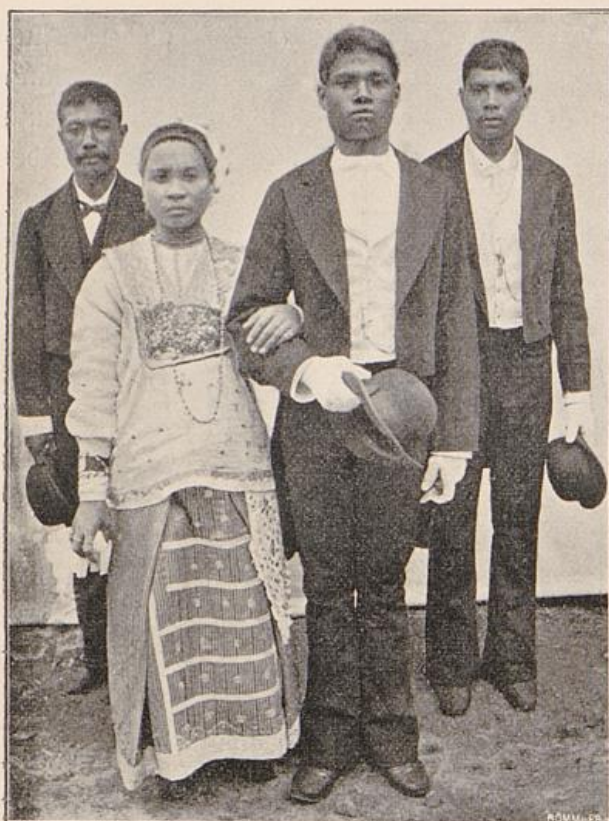
rallenklippen des seichten Wassers sieht man Hunderte jener merkwürdigen Fische sitzen, die nichts lieber thun, als zur Abwechslung einmal auf die nächsten Bäume zu klettern.

Von Rutung gelangt man in knapp vier Stunden nach Amboina zurück. Der Weg steigt gleich hinter dem Dorf etwa 300 m steil an; dann geht es bergauf und bergab durch Wald und schließlich über grasbewachsene Hügel mit prachtvoller Aussicht auf die Bucht. In einer tiefen Ravine kreuzt man einen schäumenden Bach und steigt vom Batu Merah, dem Hügel, der die Stadt im Osten begrenzt, hinunter.

Übrigens kann man vom Serimau auch auf einem Fußpfade durch Wald, in dem man zahlreiche von Dammarharz triefende Bäume findet, auf diesen Weg gelangen. Vom Schnittpunkt geht man in etwa 1 $\frac{1}{2}$ Stunden nach Rutung.

Die Bucht von Amboina ist berühmt durch ihre wundervollen

Korallengärten. Sie zu sehen fuhr ich frühmorgens, als noch völlige Windstille herrschte, im Kanu etwa eine halbe Stunde gen Osten den Strand entlang bis zu einem felsigen Vorsprung. In dem kristallhellen, grünen Wasser eröffnete sich hier eine Wunderwelt, schöner als alles, was ich in den Buchten Ceylons und an der Küste von Celebes gesehen habe. Die kleinen Aquarien unsrer Großstädte geben nur einen



Amboina, Brautpaar.

schwachen Abglanz von der vielgestaltigen Pracht dieser Seegärten, wie sie treffend genannt werden. Da sehen wir einen Wald von Korallen, in braunen, violetten und grünlichen Farben, vom großen, klumpigen Stock bis zu den zierlichsten, feinverzweigten Bäumchen.

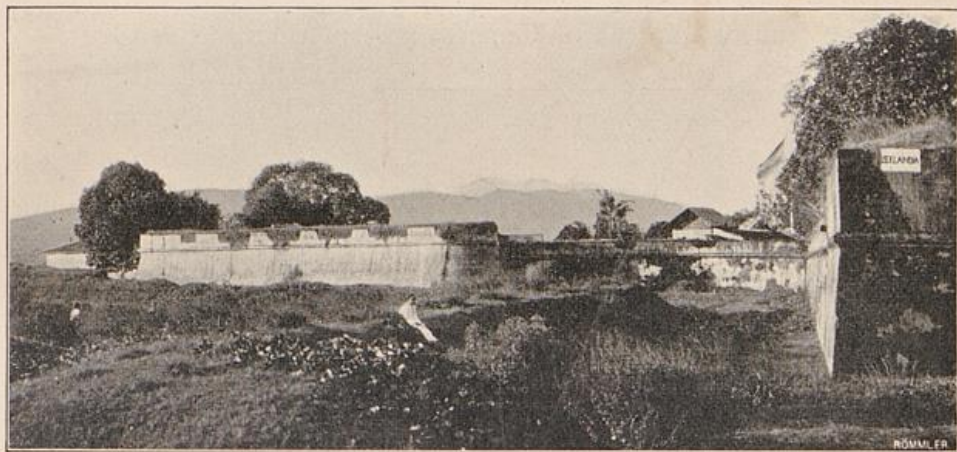
Leuchtende farbige Fischchen, ultramarinblau, gelb und schwarz gestreift und perlmutterfarbig, schießen hin und her, Seerosen strecken ihre hundert Arme nach Beute aus, auf dem Boden liegen schwarze Holothurien und große blaue Seesterne und

im Schatten eines Korallenstocks eine hellgeringelte Seeschlange. Mit der schwachen Strömung gleitet unser Boot über die Oberfläche, und wie ein Panorama ziehen die Bilder dort unten an uns vorüber.

Östlich von Amboina springt die Küste von Hitu bei Rumatiga weit nach Süden vor, so eine sackförmige Einschnürung am Ende der Bucht bildend. Auf Leitimor liegt hier das Dorf Halong, wo wir nach einer Stunde Ruderns das Kanu verlassen. Ein hübscher schattiger Weg führt durch Palmenhaine und Dörfer in 1½ Stunden bis zur Landenge von Passo. Durch das Dorf Passo zieht sich ein schmaler, die beiden Buchten miteinander verbindender Wasserlauf. Bei niedrigem

Wasser müssen die Boote hier über einen Landstreifen von etwa 10 m Länge gezogen werden. Noch eine halbe Stunde, und wir gelangen nach Lama, an der Nordostecke der Bucht von Amboina gelegen, wo das Kanu unsrer wartet, um uns in zwei Stunden nach Hause zurückzubringen.

Ein kleiner Vormittagsausflug ist der nach der Höhle Liang Ikan. Man ersteigt hinter der Wohnung des Residenten die grasbewachsenen, farangbedeckten Hügel. Dann gelangt man auf schmalem Fußpfade durch ein kleines, in einer Thalsenkung mit üppiger Vegetation gelegenes Dorf in einer Stunde zum Eingang der Höhle. Er öffnet sich inmitten eines Batatenfeldes. Auf schlüpfrigen Stufen geht es hin-



Fort in Amboina.

unter, und dann etwa zehn Minuten lang durch die unterirdischen, von Fledermäusen wimmelnden Gänge. Hier und da zweigen kleine Nebengänge ab, und schließlich wird die Decke so niedrig, daß wir nur auf Händen und Füßen vorwärts kommen. Die Wände sind rauchgeschwärzt, mit großen Namen bedeckt, die die früheren Besucher mit den wenig appetitlichen schwarzen Verdauungsprodukten der Fledermäuse anzumalen für nötig befunden haben. Stalaktiten, zerbrochen und schmutzig, hängen in Mengen herunter.

Semon hält es für wahrscheinlich, daß die Höhle nicht der Auswaschung durch fließendes Wasser ihr Dasein verdankt, sondern ursprünglich als eine Lücke im Korallenriff von den kleinen Baumeistern freigelassen worden ist. Man findet solche Gänge häufig in lebenden Riffen, und möglicherweise thut Semon recht daran, seine Anschauung auch auf andere der bekannten Höhlen zu übertragen.

Pflüger, Smaragbinseln der Südsee.

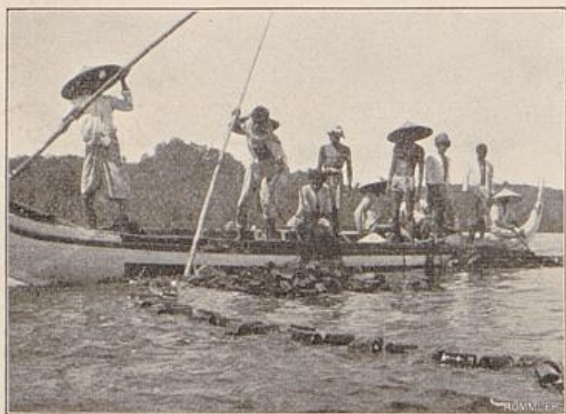
9

Nach Aussage meines Führers erstreckt sich die Höhle bis zum Strande der See, westlich von Ambon, und hat dort einen Ausgang, Batu-Lobang genannt. Vor einem Vierteljahrhundert soll die Strecke noch gangbar gewesen, jetzt aber durch herabgestürzte Felsen versperrt sein.

Die Geschichte des sonst zuverlässigen Führers erschien mir nicht wahrscheinlich, und durch einen Besuch der Örtlichkeit fand ich meine Meinung bestätigt. $\frac{5}{4}$ Stunden Wegs zuerst durch Dörfer, dann die Küste entlang, brachten mich zu einer Stelle, wo die Brandung die vorspringenden steilen Felsen unterwühlt und den Strand mit phantastischen, zackigen Klippen bedeckt hat. Hier befindet sich im Korallenkalk die Höhlung Batu Lobang, mit prächtigen, frischen, weißen Tropfsteingebilden ausgekleidet. Trotz eifrigen Nachforschens vermochte ich keine Andeutung eines ins Innere führenden Ganges zu entdecken; das Ganze ist

wohl nichts weiter als eine durch die Brandung geschaffene Aushöhlung von besonders großen Dimensionen.

In der Nähe hat das Meer einen Pfeiler von Korallenkalk stehen lassen, der sich nach oben wie ein Tisch verbreitert und mit frischem Grün bedeckt ist. Der mit einer Unmenge organischer Reste, mit Sand etc.,



Fischer in Amboina.

erfüllte Kalk liefert bei Verwitterung ein sehr fruchtbares Erdreich. Wo immer man freiliegende Blöcke trifft, sind sie mit Vegetation bekleidet.

Auf demselben Wege kann man den Wasserfall von Batu Gantong besuchen. Bei dem Dorfe Tanalapan, gleich hinter Amboina, zweigt links ein Weg ab und führt in zehn Minuten den Bach entlang in ein Dorf, und weiterhin in eine kleine, hübsche Schlucht. Am Ende derselben schäumen Kaskaden über felsige Stufen und bilden ein tiefes Schwimmbassin mit klarem, grünem Wasser, — eine Versuchung, der wohl niemand widersteht.

Auf Hitu existiert nur ein Weg, die Dörfer Kumahtiga und Hitu (an der Nordküste) verbindend. Von hier aus gelangt man westwärts den Strand entlang nach Hila, von wo der Wawani in vier Stunden bestiegen werden kann.

Eines Morgens entführte mich der Dampfer, der vierwöchentlich die oben erwähnte Südroute fährt, das „Papuaboot“, wie es hier genannt wird, der schönen Insel, auf der ich wirklich angenehme Tage verbracht hatte. Bei herrlichem Wetter durchquerten wir die Bucht, bogen um das Kap Wang herum und erreichten nach fünfstündiger Fahrt längs der Südküste Leitimors und Harufus die Hauptinsel der Uliasser, **Saparua**. In einer wunderhübschen Bai, umgeben von bewaldeten Hügeln, mit dem freundlichen Ort und dem kleinen, malerisch auf einem niedrigen Korallenfels erbauten Fort gingen wir vor Anker.

Ort und Umgebung, wo überall der Karang in großen und kleinen Blöcken aus dem Boden hervorragt, bieten nichts Bemerkenswertes.



Amboina, Korallenstrand; rechts ein Korallentisch.

Hübsch sind die von der Brandung ausgehöhlten, überhängenden und bewaldeten Ufer östlich der Stadt, die man bei Ebbe begehen kann.

Am nächsten Morgen lagen wir in Banda, der berühmten Heimat der Muskatnuß. Der Besuch dieser herrlichen Inselgruppe bildet einen würdigen Abschluß der Molukkenreise. Ich werde am Schlusse des Kapitels darüber berichten.

Auch Tual auf Key, nach einer Nachtfahrt am folgenden Tage erreicht, wird eines zweimaligen Anlaufens würdig befunden, und auch davon will ich später erzählen. Jetzt begleite mich der geneigte Leser nach jenen interessanten Inseln, die den Zwischenraum zwischen Uru und Timor ausfüllen; wir wollen dort Menschen im Naturzustande, richtige „Wilde“ besuchen.

Wir verließen Dual nach eintägigem Aufenthalte, und steuerten am Nachmittag durch die zahllosen, flachen, grünbewaldeten, weißgesäumten, dem Hauptlande der Keygruppe vorgelagerten Koralleninseln hindurch. Das Fahrwasser ist sehr schwierig; rechts und links verraten hellgrüne Streifen inmitten der blauen See dem Schiffer die gefährliche Nähe der Riffe. Endlich haben wir uns durchgewunden und nehmen nun den Kurs mit voller Kraft nach Westsüdwest. Am nächsten Morgen früh erscheint rechts die waldige Insel Nila, aus einem großen, thätigen Vulkan mit niedrigem Vorgebirge bestehend. Der Krater befindet sich, uns unsichtbar, an der Nordseite des Berges. Am Südabhang steigt aus einer Solfatare eine dicke, weiße Wolke hervor, die den Wald in ihrer Umgebung vernichtet hat. Einige Stunden später passieren wir Tiouw; es ist ein flacher, oben breit abgestumpfter und ausgezackter vulkanischer Keel, mit 20 bis 25 Grad Neigung dichtbewaldet aus der See emporsteigend. An seinem Fuß entdeckt man ein paar Hütten. Am Mittag endlich sehen wir die bergige Insel **Dammer**, in deren östlicher, tief eingerissener Bucht wir Anker werfen.

Rings sind wir umgeben von steil einfallenden, etwa 300 m hohen Bergen, im Schmucke prachtvollsten Urwaldes. Im Norden der Bucht erhebt sich zu vielleicht 600 m Höhe ein unregelmäßig gezackter Berg, in dessen grünen Südabhang mehrere Solfataren große, gelbe Lücken gerissen haben, und ihn als Vulkan verraten. An seinem Fuß bemerken wir ein paar Strohdächer und einen Hafen, nur für kleine Prauen Platz und Schutz gegen den Seegang bietend, den der Ostmonsun mit voller Stärke in die offene Bai treibt.

Schon mehrere Stunden vor unserer Ankunft hatten auf dem Schiffe fleißige Hände sich gerührt. Chinesische, arabische und buginesische Händler packten Kisten und Kisten aus, und verwandelten das Vorderdeck in einen Kramladen. Da sah man alle die Herrlichkeiten aus Makassar, Messer, Sarongs, Jacken, rotes Tuch, ja sogar Schuhe, Hemden und Schirme, und ein Ausbund von Schlaueit zeigte gar ein Kästchen mit Parfümfläschchen vor.

Das Volk aber, das bald darauf in großen, dichtbemannten Kanus den kleinen Hafen verließ und sich auf mächtigen Wogen schaukelnd uns näherte, versprach nach seinem Äußeren nicht viel Günstiges für die Jünger Merkurs. Braune Gesellen, nur mit einem Lendentuch bekleidet, an der Seite, in roher hölzerner Scheide, den Kewang, mit einem Schopf von Bockshaar am Griff verziert. Unter Trommelschlag und Gesang kamen die Boote heran, im Nu war die Falltreppe erklettert, und nun

wimmelte es vorn wie auf einem Jahrmarkt, wurde gefeilscht und meist mit Geld, nicht mit Naturprodukten, bezahlt.

Ich entfloh der nicht gerade angenehmen Atmosphäre und fuhr im Schiffsboot mit einem Koffer voll Tauschartikel an Land. Von der Landungsstelle ging's in fünf Minuten zum Dorf, einem Duzend unglaublich armseliger, wackeliger Hütten, oder besser Dächern ohne Seitenwände. Das hervorragendste Bauwerk war das Schulhaus, oder besser die Schulhütte. Es ist wirklich alles mögliche, daß die Regierung nicht allein hier, sondern auf allen übrigen Inseln, die wir noch besuchen werden, den Eingeborenen diese Segnung zu teil werden läßt. Das Lehrermaterial besteht zur Mehrzahl aus Ambonesischen Christen, denen man für diesen Beruf, wie auch für den des Predigers unter den Wilden, Talent nachrühmt.

Das Innere der Hütten entspricht ihrem Außern. Die nackte Erde bildet den Fußboden. Rechts und links erheben sich an der Seitenwand wackelige Bambusgestelle als Schlafplätze. Der ärmliche Hausrat liegt in den Ecken herum, oder baumelt an Rotangstreifen vom Dach herunter. Die Feuerstelle befindet sich unter einem Vordach, und Schweine, Hühner und Hunde teilen die Wohnstatt der Menschen.

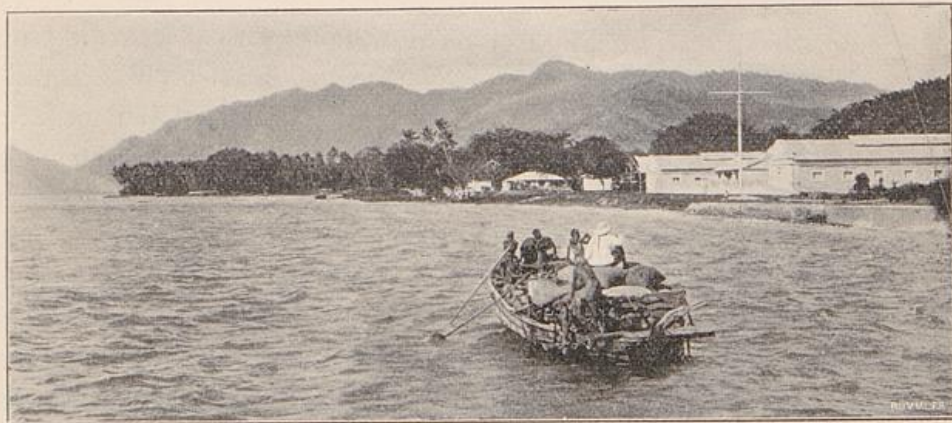
Von der Bevölkerung traf ich, da die Männer auf dem Schiff waren, nur die Weiber und Kinder an. Letztere gehen nackt, erstere tragen einen Sarong um die Hüften. Sobald die erste Furcht überwunden war, schleppte man mir als einzige Gegenstände von Interesse Bogen und Pfeile heran, die dem Fischfang dienen. Ich erwarb sie gegen Geld und Glasperlen; für einen Gulden Münze um Geldeswert hatte ich bald ein ganzes Bündel der verschiedensten Formen zusammen. Sonst war in dem Jammerdorf absolut nichts vorhanden; alle Geräte waren von der primitivsten Form, ohne jede Verzierung, oder gar europäischen Ursprungs.

Der Leser hat bisher so viel von „bis zum Gipfel dicht bewaldeten“ Bergen und „prächtiger Vegetation“ gehört, daß er sich wundern wird über den Anblick, der uns am nächsten Morgen nach 15 stündiger Fahrt beschert wurde. Da streckte sich im Frühlicht eine lange Kette hoher, gezackter, fast gänzlich kahler, oder nur mit spärlichem Baumwuchs bekleideter Berge aus. Wir befinden uns in der Wetterstraße, und die kahlen Gipfel gehören der portugiesischen Hälfte der Insel **Timor** an.

In der That sind wir hier in das Gebiet eingetreten, das der aus dem Innern Australiens kommende trockene Südostmonsun vom April bis zum November überstreicht. Je weiter wir von hier nach

Westen vordringen, über die Kette der kleinen Sunda-Inseln bis Java, um so größer wird die vom Monsun berührte Meeresfläche, um so größer sein Feuchtigkeitsgehalt, und der Reichtum des Pflanzenlebens, den er abwechselnd mit seinem triefenden Bruder aus Nordwesten spendet. Auf Timor sind die Gegensätze der Jahreszeiten am schärfsten ausgeprägt, und durch sie wird der Charakter der Vegetation bestimmt. Wald existiert nicht. Ähnlich wie in Australien findet man Eukalypten, in weiten Zwischenräumen emporragend, und Gräser. So gewähren die hohen, steilen, gezackten Berge mit ihren Felsenzinnen und gelben, von grünen Bäumen punktierten Abhängen einen recht tristen Anblick.

Die Längsachse Timors, und damit die Streichrichtung seiner Gebirge, steht schief zu derjenigen von Java und den kleinen Sunda-Inseln.



Delhi, auf portugiesisch Timor.

Auch besitzt Timor nur einen kleinen Vulkan in der Mitte der Insel. Es liegt somit außerhalb der gewaltigen Vulkankette, und ist dadurch und seiner geologischen Beschaffenheit nach von besonderem Interesse.

Die westliche Hälfte der Insel ist niederländischer, die östliche portugiesischer Besitz. Die halb wilde Bevölkerung des Innern steht unter einheimischen Rajahs und lebt in beständiger Fehde. Das Reisen in dieser rauhen Gebirgswelt auf miserablen steilen Wegen ist sehr beschwerlich. Es wird von Forbes und Jacobsen anschaulich geschildert.

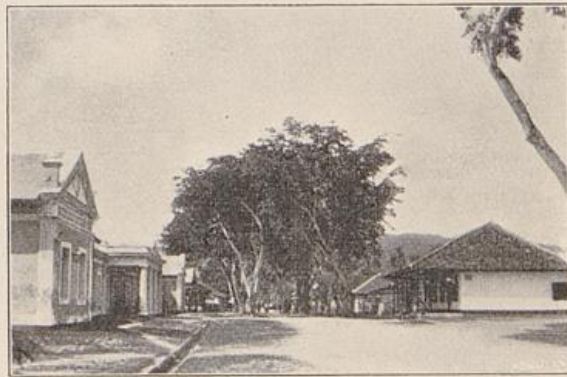
Ich verdanke den Besuch in der portugiesischen Hauptstadt Delhi dem Glücksfall, daß unser Dampfer ausnahmsweise hier vorsprach. Der Handel Timors ist sehr gering; Sandelholz und etwas Kaffee sind die Hauptausfuhrartikel, und eine gute Ladung dieser duftenden Erzeugnisse bestimmte uns, um Mittag in der großen Bucht vor Delhi Anker zu werfen.

Nach den, freilich halbhundertjährigen Berichten von Wallace erwartete ich ein schauerhaftes, sumpfiges Schmutzloch zu finden. Wie angenehm war ich daher überrascht über den freundlichen Anblick, der sich uns bot. Hübsche, weiße, langgestreckte Steinhäuser, Kokospalmen und eine Allee schöner großer Bäume umsäumten den Strand; dahinter stiegen die Berge empor.

Der Besuch an Land brachte wieder Überraschungen. Gute, breite Straßen, wirkliche Brunnen und Fontänen, gespeist aus einer veritablen Wasserleitung, die ich schon lange nicht gesehen hatte, eine Reihe sauberer öffentlicher Gebäude, — mehr kann man nicht verlangen.

Ob allerdings die Bedeutung Delhis diesem Aufwand entspricht, lasse ich dahingestellt. Geschäftsleben bemerkt man so gut wie gar nicht.

Dafür aber heben sich aus dem, den Strand bevölkernden Rassengemisch, zwei neue Typen hervor: der schwarze Soldat aus dem fernen Afrika und die nackten, nur mit Lendenschurz oder höchstens einem mantelartig drapierten Sarong bekleideten Timoresen; sie kommen aus der Um-



Straße in Delhi.

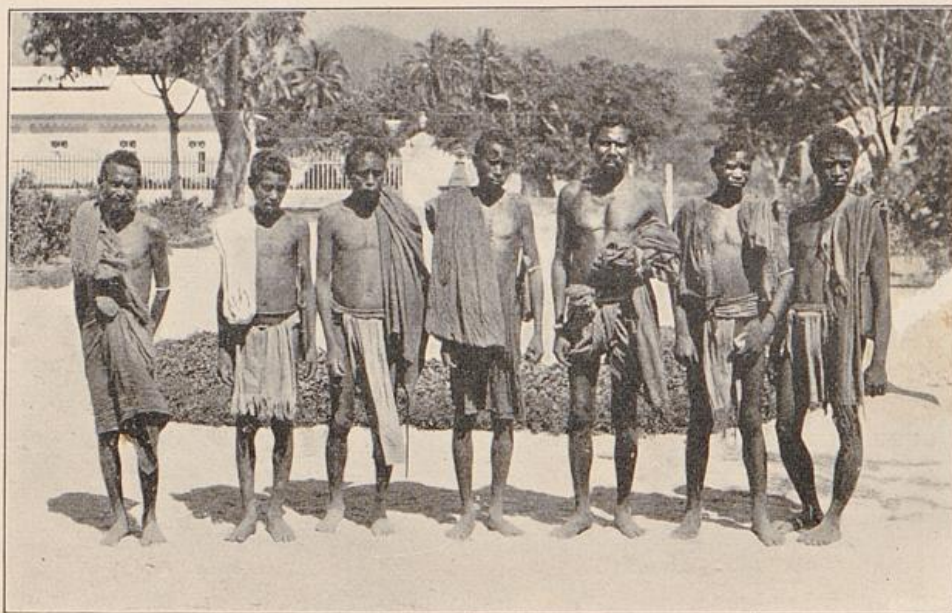
gebung und den Bergen, um ihre Früchte feilzubieten. Wallace bemerkt richtig, daß die Eingeborenen den Papuas ähnlicher sind als den Malayen, mit ihrem Kraushaar, das teilweise kurz getragen, teilweise mit einem verzierten Kamm zu einem Schopf aufgesteckt wird, mit langer, in überhängender Spitze endender Nase, und dunkelbrauner Hautfarbe. Ich sah nur armseliges, unsauberes Volk, mit Halsketten aus Glasperlen, vereinzelt auch mit dünnen, silbernen oder Muschelarmbändern geschmückt. Wohl jeder trug eine aus Stroh geflochtene Tasche um die Schulter, mit den wenigen Bedürfnissen gefüllt, unter denen Behälter für Betel die Hauptrolle spielten. Dazu ein miserables Messer in einer Scheide aus Strohgeflecht, und etwa um die Knöchel Strohbinden, vorne mit einem Schopf von Haaren verziert.

Hinter der Stadt gelangt man in das Eingeborenendorf, mit armseligen Hütten aus Atap. Die wenigen übrigen Sehenswürdigkeiten, die Kirche, die heißen, staubigen Straßen mit chinesischen Läden und

Privatwohnungen, die Kaserne mit ihrem Negerinhalt, sind bald gesehen. Die Umgebung ist sumpfig und rechtfertigt den schlechten Ruf des Fiebernestes.

Gegenüber erhebt sich in 15 Seemeilen Entfernung die portugiesische Insel Raming, mit vortrefflich ausgebildeten Strandlinien am Fuße ihrer Hügel. Man kann dieselben Bildungen an einem Punkte der Nordküste Timors beobachten, sie deuten auf eine Hebung des Landes, besser gesagt, eine negative Strandverschiebung, hin.

Über die portugiesische Verwaltung urteilt Wallace höchst abfällig,



Timor, Eingeborene.

und es ist nicht unmöglich, daß er auch jetzt noch recht haben würde. Was man an Weißen sah, trug entweder Uniform oder den schwarzen Rock des Jesuiten. Ein Wesen, das einem Kaufmann ähnlich gesehen hätte, oder ein europäisches Warenhaus war nicht zu bemerken. Im Hafen lag nur ein englisch-australischer Passagierdampfer. Boote, durch die man an Land befördert werden konnte, existierten nur zwei, das der Regierung und des Agenten. Von irgend welchen Speichern oder sonstigen, auf Handelsthätigkeit hindeutenden Dingen war absolut nichts zu sehen, außer den, am Strande liegenden Haufen Sandelholzes und Kaffeesäcken; für ihre Einschiffung mangelte es an Arbeitern, so daß wir bis zum nächsten Vormittag vor Anker bleiben mußten. Das Volk wird eben von Pfaffen und Beamten ausgepreßt, ohne die geringste

Gegenleistung in Gestalt von Wegebauten, Beförderung des Ackerbaues, Anleitung zur Arbeit. Zum ersten und einzigen Male im ganzen malayischen Archipel wurde ich hier angebettelt von zerlumptem, mit Geschwüren bedecktem Volk, das wie zum Hohn messingne Medaillen mit christlichen Emblemen an Bindfäden um den Hals trug. Pfaffen- und Bureaukratenwirtschaft — die Rehrseite des Bildes und die Ergänzung des anfänglich günstigen Eindrucks. Und diese Insel ist schon 350 Jahre in dem Besitz der Portugiesen, ohne daß man über die Erzeugung von etwas Kaffee hinausgekommen wäre.

Dabei soll der Boden sehr kulturfähig sein, Reis und Kaffee, in den höheren Regionen Weizen tragen, und Schafe in großer Zahl ernähren können. Wenn es richtig ist, was die Zeitungen von einem Vertrage zu munkeln wissen, der Deutschland bei einem Ausverkauf Portugals unter dessen asiatischen Besitzungen auch Timor sichert, so würden wir vielleicht nicht schlecht dabei wegkommen. Macao, das jetzt völlig darniederliegt, zu einem Rivalen Hongkongs und einem Bruder Kiautschaus machen — wirklich keine unübliche Perspektive! Kommt dazu ein verständiges Abkommen mit Holland, das diesem kleinen Staate die Sicherheit des Besitzes vor englischen, amerikanischen oder japanischen Gelüsten und uns den Mitgenuß seiner herrlichen Kolonien giebt, Poloweh auf Sumatra mit deutschem Gelde und deutscher Energie zu einem Konkurrenzplatz gegen Singapore macht, die ungeheuren Schätze des Archipels, die Holland nicht heben kann, auszubeuten gestattet, — Welch ein Traum!

Wenige Stunden Fahrt brachten uns am nächsten Nachmittag quer durch die Wetterstraße nach Ilwaki, dem Sitze des holländischen Posthalters auf **Wetter**. Die Insel ist ein wildzerrissenes Bergland, mit tiefen Erosionsschluchten und steilen Gipfeln, und, so weit das Auge blicken konnte, mit dichtem Walde bis zum Gipfel bedeckt. Nur hier und da traten kleine Partien nackten Felsens zu Tage. Ich muß also Jacobsen widersprechen, der die Berge teilweise mit Gras, oft auch mit Eukalyptus u. s. w. bewachsen nennt. Hinter Ilwaki, im westlichen Winkel einer kleinen, flachen, hügeligen, nach Süden vorspringenden Landzunge, auf einem schmalen Küstenstreifen gelegen, steigen die Berge steil zu sicher nicht mehr als 400 m Höhe an. Im Westen erheben



Vornehmer Timorese.

sie sich zu vielleicht 600 m. Auch der nähere Augenschein auf dem Lande zeigt, daß das Klima erheblich feuchter als auf Timor sein muß. Heftige Regen gingen gerade nieder, und die Vegetation war, wenn auch nicht überaus reich, so doch üppig und frisch.

Iwaki ist ein Musterbeispiel dafür, wie schnell die vordringende westliche Kultur die alten Sitten und Trachten des Volkes zerstört. Jacobsen, der die Insel vor zwölf Jahren (1888) besuchte, erzählt von der ursprünglichen Kleidung der Männer, die nur den Lendengurt, und der Frauen, die nur vereinzelt zum Sarong eine Jacke tragen, — von der Frisur, die auch bei den Männern als Schopf mit Kamm und Nadeln aufgesteckt wird.

Ich war daher nicht wenig erstaunt, fast alle männlichen Eingeborenen in Kattunhose und



Sandalholzverladung.

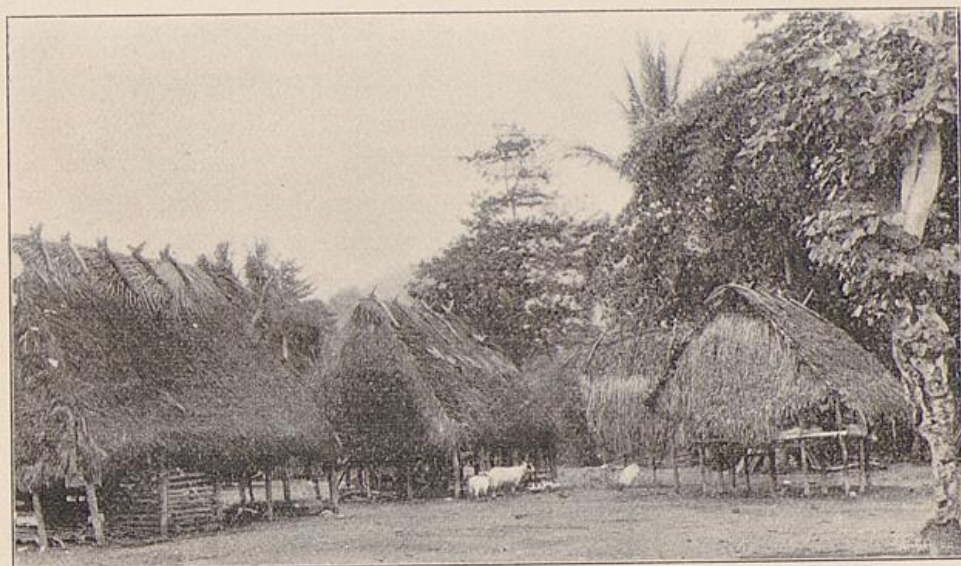
Jacke, die Weiber im Sarong und weißem Negligee zu finden. Nur vereinzelt sah man den Schopf, die meisten Männer trugen das glatte, schlichte Haar kurz geschnitten und gescheitelt. Auch Individuen mit kurzem, krausem Haar wurden bemerkt. Die Hautfarbe ist heller, als man sie auf den übrigen Inseln findet, und

der Typus der Weiber erinnert, wie schon mehrfach hervorgehoben worden ist, an die mongolische Rasse.

Erfreulicherweise war im Dorfe alles beim alten geblieben. Ein guter Kiesweg, von Bambuszäunen eingefast, führte in fünf Minuten zur Wohnung des Posthalters, des Lehrers und der Kirche und Schule, alles einfache, weißgetünchte Bauten mit Wänden von Bambusgeflecht. Hinter diesen Häusern liegt das Dorf, von einem Bambuszaun umgeben, etwa zwei Duzend armselige Hütten. Man sieht, wie in Dammer, nichts weiter als ein Atapdach, drei Fuß vom Boden abstehend, und von einem Balkengerüst getragen. Unter diesem Schuppen, in den man von allen Seiten hineinkriechen kann, stehen Bambusgestelle von verschiedener Höhe als Schlafplätze. Die nackte Erde unter und zwischen den Gestellen dient als Aufenthalt für Menschen, Schweine, Ziegen und Hühner. Von den Dachsparren hängen die Waffen der Männer,

Kleidungsstücke, Töpfe und dergleichen an Schnüren herunter. Nur das Haus des Orang-Raja, des Dorfoberhauptes, ist geschlossen, aus Bambusgeflecht und weißgetüncht. Abseits sehen wir die große Beratungshalle, ein auf Pfählen ruhendes Dach mit einem großen Bambusgestell darunter.

Auch im Kriegsschmuck der Eingeborenen, den Lanzen mit breitem, flachem Blatt und eisernem Schuh, dem drei Meter langen Blasrohr mit Bambuspfeil, dem merkwürdig geformten Lederschild und den übrigen Zieraten der Männer und Weiber war keine Veränderung eingetreten. Ich erwarb eine hübsche Kollektion von allerlei Gegenständen, darunter auch die aus Korallen geschliffenen Geschosse für die Steinschloßflinte.



Dorf Ikwaki auf Wetter.

Aber ich machte die Entdeckung, daß Geld den Tauschartikeln vorgezogen wurde, ein Geschäft, bei dem man nicht gerade billig wegkommt, da die Leute, ohne Ahnung von dem Marktwert der Silberstücke, unsinnige Forderungen stellen; ein $2\frac{1}{2}$ Guldenstück ist der durchschnittliche Preis für irgend einen etwas größeren Gegenstand, von dem sie, wie der Posthalter bestätigte, einfach nicht abzubringen sind.

Matakaus, jene geschnitzten Idole in Form von allerhand Tieren, die das Feld oder das Haus, in dem sie auf Stöcken aufgestellt sind, vor bösen Geistern und Dieben schützen sollen, waren weder in den Feldern zu sehen, noch durch Versprechungen zu erlangen. Vor 12 Jahren waren sie noch in Mengen vorhanden, sind aber jetzt so gut wie verschwunden.

Über **Riffer**, wo wir am nächsten Morgen in aller Frühe für wenige

Stunden Anker warfen, kann ich nur wenig berichten. Die Insel erhebt sich als flachgewelltes Hüggelland zu höchstens 50 m über den Spiegel der See. In scharf ausgeprägten steilen Stufen von Korallenkalk steigt die Küste aus dem Meere empor. Wohin man blickt, sieht man grüne Wiesen mit weidenden Schafherden, nur vereinzelt hie und da Bäume und Gebüsch. Die Bevölkerung ist arbeitsam, betreibt Weberei, Viehzucht und Ackerbau.

Am Strande stehen nur wenige Hütten. Nach dem Hauptdorse Wurili gelangt man durch ein kleines, in den Korallenkalk eingeschnittenes Thal, in etwa einer halben Stunde. Bei dem heftigen Regen und kurzen Aufenthalt mußte ich mir diesen Spaziergang versagen.

Die Bevölkerung zeigt hier, wie auch auf den übrigen Inseln, keine ausgeprägten Charakterzüge. Man sieht alle möglichen Schattierungen der Hautfarbe und krauses wie schlichtes Haar.

Auffallend sind die Waladas, Menschen mit blondem Haar und europäischen Gesichtszügen, die Nachkommen einer holländischen Soldatengarnison in alter Zeit, die sich für mehr dünken als die anderen Eingeborenen, mit ihnen keine Verbindung eingehen, und sich daher ziemlich rein erhalten haben. Die Männer tragen Hose und Jacke, die Frauen, von denen einzelne recht hübsch sind, Sarong, weiße Jacke und Pantoffeln. Die übrigen Leute sind nur mit dem Tendenschurz bekleidet.

Erwerbungen glückten mir leider nur wenige, da kaum jemand sich bereit erklärte, ins Dorf zu laufen und das Gewünschte zu holen. Schwert, Bogen und Pfeile, ein kleines Ahnenbild und einige Schmuckgegenstände war alles. Die Einwohner sind angeblich Christen, aber nach Jacobsen wimmelt es im Innern von Matakaus, Ahnenbildern und anderen heidnischen Resten.

Nach dreistündiger Fahrt erreichten wir **Letti**, eine bergige Insel, die in der Mitte zu etwa 400 m ansteigt und sich nach allen Seiten in gewellten Hügeln mit weichen Formen zum Meeresspiegel nieder senkt. Eine weite grüne Grasdecke, nur hier und da von einzelnen Bäumen bestanden, hüllt sie ein. Am Strande sind neben spärlichen Kokospalmen mehrere Dörfer sichtbar. Eines derselben, **Tutukai**, ist auf einem breiten, ins Meer vorspringenden Felsplateau erbaut, und sieht mit den grauen Mauern, die es rings umgeben, recht malerisch aus. Nur wenige Minuten davon entfernt liegt unten am Strande das Dorf **Serwaru**, vor dem wir, in respektvoller Entfernung von der Küste und ihren Korallenklippen, Anker werfen.

Am Strande empfing uns ein Haufe lebhafter, wilder, brauner

Kerle, nur mit dem Lendengurt bekleidet, mit Speer oder Kewang bewaffnet. Das kurze Haar ist geschmückt mit einem zollbreiten Streifen weißen Bastes, der um den Kopf geschlungen und hinten und vorne zusammengedreht ist; die fußlangen Enden stehen wie Hörner in die Luft. Zwischen ihnen sah man vereinzelt manierlichere Gefellen, mit Hose und Jacke angethan. Letztere sind Angehörige des „christlichen“ Dorfes Serwaru, erstere rühmen sich dem heidnischen Tutukai zu entstammen.

In Serwaru bemerken wir als Hauptgebäude die weißgetünchte, strohgedeckte, aus kleinen Kollblöcken aufgemauerte Kirche, daneben das Schulhaus und das Haus des Posthalters, vor dem die holländische Flagge lustig vom hohen Mast im Winde flattert. Ein Weg, mit Hecken eingefast, führt vor ihnen, parallel dem Strande, nach dem Felsenest Tutukai. Hinter ihnen liegen ein paar Häuser der Eingeborenen, deren Bauart sich nur durch größere Sauberkeit von denen des ungleich interessanteren Tutukai unterscheidet. Bäume, Kokospalmen, ein paar struppige Maisfelder im Hintergrund, vervollständigen das Bild.



Letiti, am Strande.

Von einem Haufen der zudringlichen, nackten Kerle gefolgt, schritt ich mitsamt meinem boy und dem Musterkoffer (denn ich werde jetzt Handlungsreisender in Kurzwaren) dem Felsplateau zu. Auf einer steilen Treppe von Korallenblöcken ging es hinauf, dann durch ein Loch in der rohen, mit Erde verschmierten Mauer in das Dorf, wo etwa 30 Hütten regellos durcheinanderstehen. Es sind wahre Paläste gegen die Jammerbuden in Dammer und Wetter. Sie ruhen auf einem niedrigen Fundament von Kollblöcken, ihre Wände sind von Kokospflanzen, vereinzelt auch aus Bambusgeflecht, errichtet und mit einem hohen Atapdach bedeckt. Das Innere bekam ich leider nicht zu sehen, man verwehrte mir den Eintritt, und als ich nach beendetem Tauschgeschäft bekannter und weniger unheimlich geworden war, vermochte selbst das Versprechen eines schönen großen Messers den Bann nicht zu lösen.

Ich begnüge mich daher, Jacobsen auszusprechen. Die Bambuschlafgestelle sind durch Matten abgetrennt, und es bleibt ein einziger freier Raum mit der Feuerstelle übrig. Eine Zimmerdecke existiert nicht. Durch die Laufplanen des Bodens, der zur Aufbewahrung von Vorräten dient, sieht man das Dach. Vor einer Lücke stehen hier die Holzfiguren der Ahnen, deren Geister durch die Öffnung frei ein- und ausspazieren können. Vor ihnen hängen draußen die Opfergefäße.

Letti ist nämlich mit Kisser und Luang die Hochburg des Ahnenkultus. Die Geister der Vorfäter werden verehrt, während es eigentliche Götzen nicht giebt. Die kleinen 10 bis 20 cm hohen Figuren stellen die



Dorf Tutufai auf Letti.

Person durchweg in sitzender Stellung dar, je nach Rang und Stand des Verstorbenen mit besonderen Attributen geschmückt.

Und in der That wimmelte es von diesen Kunstwerken. Ich öffnete den Koffer, ließ meine Herrlichkeiten sehen und gab zu verstehen, was ich wünschte. Natürlich wurde zunächst behauptet, es gäbe nichts Derartiges. Als aber ein großer lebhafter Wortführer mit einer Handvoll Tabak beschenkt war, stand bald die ganze Bande um mich herum, beladen mit Figuren, Haushaltungsgegenständen und Waffen. Unter Lachen und Schwätzen ging das Geschäft los, und es blühte, daß mir beinahe angst und bange wurde. Leider zog die Gesellschaft auch hier Silbergeld vor. Aber auch Messer, Perlen und Tabak wurden gern genommen. Für Kleidungsstücke, wenn auch nur von der Größe eines Taschentuchs, war indessen keine Verwendung.

Im Dorfe ist von Interesse das heilige Haus, ein auf Pfählen ruhendes Dach, in das mir aber auch der Eintritt verwehrt wurde. Drinnen befinden sich nach Jacobsen eine Anzahl Ahnenbilder und andere Idole.

Auf den Feldern und im Busch hinter dem Dorf hingen Matakaus in Mengen. Ich erwarb ein paar merkwürdige Stücke, aus Palmmark geschnitzt. Eins stellt eine Figur, das andere ein Haus mit einer davor sitzenden Frau dar. Sie hängen an Stöcken, mit Grashalmen und Laub verknüpft, und sollen den Dieben und jeglichem anderen Unheil wehren.

Ich verabschiedete mich von meinen Geschäftsfreunden, die johlend und schreiend zwischen den Häusern mit ihrem Erwerb herumtanzten,



Eingeborene in Tututai.

— innerlich sehr vergnügt über die zahlreichen wertvollen Einkäufe, äußerlich höflich, aber kühl, denn die Kerle waren unglaublich unverschämt. Gefolgt von einem langen Kometenschweif des Gefindels marschierte ich nach Sewaru zurück, nicht ohne unterwegs eine Reihe großer, buntbemalter und geschmückter, unter Strohschuppen ruhender Kriegskanus bewundert zu haben.

Das Strandbild war wirklich malerisch. Die blaue See und der Felsen im Hintergrund, auf dem weißen Sande hundert aufgeregte Gefellen, laut lachend, die Speere schwingend, und mit Gliederverrenkungen wie Clowns im Cirkus herumtanzend; dazwischen laden die gesezten malayischen Bootsleute, denen man den Widerwillen vor dem hüpfenden Volk deutlich anmerkt, große Säcke Reis aus den Booten. Von den Eingeborenen griff kaum einer zu. Die ganze Bande lebt in den Tag

hinein, arbeitet nichts oder wenig, und liebt es, Kaufereien mit benachbarten Dörfern anzustellen und Köpfe zu erbeuten.

Im Hause des freundlichen Posthalters ging das Geschäft munter weiter. Von den angeblichen Christen erhielt ich einige weitere Ahnenbilder, Trommeln u. s. w., und als ich das Boot bestieg, war ich schwer beladen. Die heulende Menge stimmte zum Abschied ein Triumphgeschrei an. Unbeschreiblich merkwürdig kam es ihr vor, als ich, auf den Schultern eines Mannes ins Boot reitend, in sehr tiefes Wasser geriet, und meinen photographischen Apparat zum Schutze hoch in den Händen hielt. Das Völkchen kennt keine Gegenstände, denen Seewasser schadet; wie lächerlich mußte ihm der weiße Mann erscheinen, der so ängstlich eine gewöhnliche schwarze Kiste vor dem nassen Element zu bewahren suchte.

Naß, aber munter kam ich an Bord und saß bald oben auf Deck in der kühlen Brise beim lecker bereiteten Mahle, frischem Fisch, Spargeln, Frankfurter Würstchen mit Sauerkraut und Tauben mit Kompot. Ich erwähne das, um auch dem Leser einen Begriff zu geben von den eigenartigen Kontrasten, die diese Reise in reicher Fülle bietet. Soeben noch unter halben Kannibalen, primitivsten Tauschhandel treibend, und gleich darauf in angenehmster Gesellschaft vor einem weißgedeckten, silberblitzenden Tisch, so behaglich wie daheim in einem guten Hotel. Ich glaube auch nicht, daß es einen Fleck auf unserer Erdkugel giebt, wo man unter ähnlichen Umständen ebenso bequem reist, die Fülle interessanter Eindrücke in sich aufnimmt, völlig uncivilisierte Völker, unberührte Urwälder besucht, und dabei nachts über ein gutes Bett verfügt, tagsüber in wenigen Minuten aus Wildnis, Barbarei und Hitze zu gemüthlichen Ruheesseln und eisgekühlten Getränken zurückkehrt. Die Dampfergesellschaft verdient wirklich alles Lob, und wenn wir auch zu ihren exorbitanten Preisen warnend den Finger schütteln, so verkennen wir nicht, daß sie dafür wenigstens etwas bietet. Dabei denke ich an die „British-India-Compagnie“, und eine Gänsehaut überläuft mich. Brrrr!

Reißen wir uns von der letzten üblen Empfindung, zusammengesetzt aus einem Gemisch von Petroleumsuppe, ranzigem Fisch und fadem Mutton mit Minceauce, los, und durchwandern wir unser Schiff, um heitere, farbenprächtige Bilder in uns aufzunehmen. Aus der behaglichen Ruhe des Hinterdecks, mit seinen großen Faulenzerstühlen, grünen Spielstischen, weichen Sophas und dem Blechkasten mit dem ewig glimmenden Cigarenanzünder kommen wir, die Barriere vor diesem Allerheiligsten überschreitend, auf das Vorderdeck, wo es von buntem Leben wimmelt.

Da stehen würdevolle Araber mit großen, schweren Sandalen, verschmitzt lächelnde Chinesen in weißem Leinwandkittel, Lackschuhe an den bloßen Füßen, den rot durchflochtenen Zopf in die Seitentasche mündend, auf dem Haupte den steifen, schwarzen, europäischen Hut. Unter den Leuten ist gewiß mancher, und von einzelnen weiß ich es sicher, ein schwerreicher Mann. Aber er reist zweiter Klasse, und höchst selten kommt es vor, daß er sich auf das Hinterdeck unter die europäische Gesellschaft wagt. Auf dem Boden liegen und hocken die Deckpassagiere, die dort nachts auf einer Matte schlafen, Javaner, Buginesen, Frauen und Kinder aller möglichen Rassen, chinesische Kulis, inmitten von Kisten und Kästen, Tauwerk und Schüsseln mit Reis, den sie behaglich verspeisen. Von dem Sonnendach, mit dem das ganze Schiff überspannt ist, hängen bunte, freischwimmende Papageien herab. In einer Ecke ist ein regelrechter Viehstall etabliert; Ochsen, Hammel, Hühner und Tauben harren des Tages, da sie in unseren Magen spazieren.



Boote am Dampfer (in Babber).

Auf dem Unterdeck herrscht, wenn wir vor Inseln, wie wir sie jetzt besuchen, uns befinden, geschäftiges, wimmelndes Jahrmarktstreiben. Alles ist vollgestopft mit Waren, und inmitten seiner Schätze sitzt hier der braune Araber mit untergeschlagenen Beinen, dort der gelbe Sohn des Himmels. Bewundernd drängen sich auf dem fußbreiten Gange nackte, braune Wilde mit Feder- und Muschelschmuck, den blanken Speer in der Faust. Das kleine Fallreep hinauf und hinunter ein beständiges Kommen und Gehen. Denn draußen liegt eine ganze Flotte kleiner Kanus und großer Dorfboote, letztere geziert mit der blau-weiß-roten holländischen Flagge. Das stattliche, weiß gestrichene Boot dort ist das des Posthalters, des braunen Ambonesen, der dem Kapitän guten Tag sagt, geschäftig in goldbetrefter Kappe seine Würde betont, aber es nicht verschmäht, im Laden sich Streichhölzer, Lichte, Seife und Schuhe zu kaufen oder auf Pump zu nehmen. Denn die Händler, die hier ständig wiederkehren, schätzen seine Gunst und seine Kundschaft. Nun erhebt sich

lautes Gelächter, ein Kanu ist voll Wasser geschlagen; behende schwimmen die braunen Insassen in der tiefblauen Flut und schöpfen mit Kokoschalen und Palmblatteinern ihr Fahrzeug leer. Es ist ein Wunder, wie die Kerle die Schifflein regieren, wie Duzende der gebrechlichen Dinger mit ihren langen Auslegern ineinander verhaft sind, und sich dennoch geschickt wieder zu trennen wissen.

Da ertönt die dröhnende Dampfpfeife. Im Nu ist das Boot geräumt, die Kanus steuern dem Lande zu; langsam dreht sich das Schiff unter den Schlägen der Schraube, und während die scheidende Sonne den Himmel rötet und die Nacht herabsinkt, winden wir uns durch drohende Klippen der offenen See zu, um am nächsten Morgen dasselbe Treiben mit anderer Staffage zu erleben.



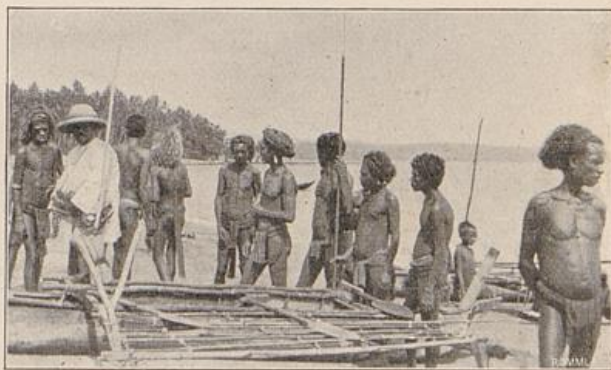
Eingeborene in Babber.

Wir liegen vor **Babber**. Die flache, hügelige, mit etwas Wald bedeckte Insel zeigt, wie ihre kleineren Nachbarn, deutliche Strandterrassen, und ist kaum etwas anderes als ein gehobenes Korallenriff.

Das Volk, das in Kanus und kleinen Prauen herangerudert kam, um den Schiffsjahrmart zu besuchen, sah accurat so phantastisch aus, wie man sich daheim die richtigen „Wilden“ vorstellt. Schlanke, gut gewachsene, nackte Kerle, nur mit dem Lendengurt bekleidet. Das lange, wellige Haupthaar ist durch Beizen fahlblond gefärbt und hängt wie eine kolossale Bergperücke nach hinten, durch eine große, turbanähnliche rote Stirnbinde an der Wurzel zusammengehalten. Lange, dünne Bambuskämme mit hohen Büscheln von farbigen Hahnenfedern dienen als Schmuck. Um den Hals hängt ein steifer Ring von großen, weißen Muscheln, im einen Ohr baumelt ein weißer oder schwarzer Ohrring,

aus Dugongzahn oder Holz, von der Gestalt und Größe eines soliden Vorhängeschlosses, im andern ein schwerer, silberner von kurioser Form. Ein Gesell schritt stolz mit einem richtigen Schloß aus Messing in seinem Hörorgan einher; es fehlte nur, daß er den Schlüssel ins andere Ohr gesteckt hätte. Ein Duzend dicker Armringe aus Ebenholz oder Elfenbein, fest auf den Oberarm aufgestreift oder um das Handgelenk klappernd, Kniebänder mit weißen Muscheln besetzt, über der Schulter eine längliche, viereckige, verzierte Tasche, an der Seite den Kewang, den Speer in der Hand und den faustdicken Sirihpriem aus dem Munde herabhängend — so tritt der stolze Babberjüngling uns entgegen. Da die Kerle meist gut gewachsen sind und sich ordentlich halten, sehen sie gar nicht so übel aus, und das helle Haar paßt ganz gut zu der Erscheinung, die bei uns einen Kirmesclou bilden würde.

Auch die Frauen, die wir im Dorfe zu sehen bekommen, sind reich mit Hals- und Armbändern geschmückt. Ein kleines Mädchen erfreute sich des Besitzes von 38 Armringen.



Babber; Araber, mit Eingeborenen Taufschhandel treibend.

Sie tragen das schwarze, ungebeizte Haar geölt und mit einem Kamme aufgesteckt. Ein kurzer Sarong aus einer Art Gras, mit einer Palmrippe als Gurt, oder ein bunter, vom Händler gekaufter, läßt oben und unten einen beträchtlichen Teil des Körpers frei. Die Hautfarbe beider Geschlechter variiert in hellen und dunklen braunen Tönen. Ein paar Männer waren gelb wie Japaner.

Das Dorf Tepa besteht aus etwa 30 Häusern von vortrefflicher Bauart, mit Wänden aus Kokosbrettern und einem hohen, spitzen Dach. Ganz gegen die Erwartung, die das Äußere der Leute erweckte, zeigte man sich freundlich, ruhig und höflich, und das Innere der Hütten wurde gern und mit einem gewissen Stolz gezeigt. Wir fanden zwei Abteilungen, durch eine Scheidewand mit geschnitzter Balustrade getrennt. Die kleinere dient als Arbeitsraum für die Frauen, in der größeren stehen die Bambusschlafgestelle längs der Wände und lassen einen Gang frei. Eine Zimmerdecke ist vorhanden und einiges Gerät an ihr aufgehängt. Die Steinschloßflinte, Lanzen, Kewang, Halsbänder u. s. w.

hängen an der Scheidewand oder den Hauswänden. Draußen ist an einer Querseite eine Art Veranda angebracht, durch das überstehende Dach bedeckt.

Auf einem größeren, freien Platze, inmitten der regellos angeordneten Häuser, erhebt sich ein heiliger Baum, den Dorfgötzen beschattend. Dieser ist ein schwarzer Herr, einen Meter hoch, mit Kopftuch und Sarong bekleidet, auf einem dicken Pfahl stehend, der aus einem meterhohen Würfel von geschichteten Steinen hervorragt. Das Ganze steht innerhalb eines Quadrates aus den gleichen Steinen, von 10 m Seitenlänge, nahe der einen Seite, so daß vor dem Götzen ein großer Raum für den noch zu beschreibenden Tanz bleibt.



Dorf Tapa auf Babber.

In einiger Entfernung bemerken wir, isoliert auf dem Dorfplatz stehend, eine geschnitzte breite Leiter, ähnlich einem großen Treppentritt. Ich konnte nur erfahren, daß dies Möbel irgend eine Beziehung zu dem genannten oder einem anderen kleineren Götzen habe, der einige Schritte abseits auf einem Steinhaufen thronte.

Noch müssen wir die beiden, vor und hinter dem großen Steinquadrat stehenden heiligen Häuser erwähnen. Sie sind auf mannshohen Pfählen errichtet, etwa 4 m lang, 2 m breit und mit einem spizen Giebeldach bedeckt. Eine Leiter führt in das mystisch dunkle, durch eine Giebellücke schwach erhellte Innere. Einiges Geschrei erhob sich, als ich in Begleitung des Posthalters hineinkletterte; aber die Versöhnung erfolgte bald, als ich den drinnen kaum erkennbar an der Wand aufgestellten Holzbildnissen, dem Dpolere und der Dponuse, ein 2 $\frac{1}{2}$ Centsstück opferte.

Zwei im Dunkel auf dem Boden hockende menschliche Wesen, wohl Priester, waren beschäftigt, Reis und Betel in Opferschalen zu füllen; ihr widerwilliges Murren machte vergnügtem Grinsen Platz, als mein Kupferstück zwar nicht im Kasten, aber auf dem Bambus des Fußbodens klang. Das Pfaffenvolk ist doch überall dasselbe!

Sonst war in dem Raum außer einigen Schalen anscheinend nichts vorhanden. Das zweite Haus glich dem ersten, ich fand darin aber nur eine Holzfigur.

Auch draußen bei dem schwarzen Gözen herrschte rege Thätigkeit. Die

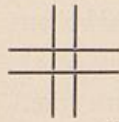


Dorf Zepa. In der Mitte des Steinblocks der Göze in Pfahlform. Eingeborene Opfer bringend.
Rechts Pukatrommel.

großen Trommeln, auf geschnitzten Menschenbeinen stehend, wurden bearbeitet, und ein paar alte Kerle standen auf dem Steinwürfel, brachten Opfer dar und plapperten irgend etwas. Zu meiner nicht geringen Freude erfuhr ich, daß heute der erste Tag des Pukafestes sei, das veranstaltet wird, wenn irgend welche große Sorgen, Krankheiten oder dergleichen die Gemeinde bedrängen. Zum Zeichen dessen hing an einer hohen Bambusstange eine Pukafahne in Gestalt einer menschlichen Figur, aus Zeugstoff ausgeschnitten und mit einem geschnitzten Holzkopf versehen.

Die Opfer bildeten die Einleitung des Festes. Abends gegen fünf

Uhr begann der höchst eigenartige Tanz. Innerhalb des Steinquadrats vor dem Gözen lagen zwei Paar Bambusstreifen von 4 m Länge kreuzweis übereinander. Die Enden ruhten, um sie nicht in den vom Regen



aufgeweichten Boden sinken zu lassen, auf quer gelegten Bambusstücken. Aus der phantastisch geschmückten, im Glanze der neugekauften Herrlichkeiten, besonders alter Uniformen, prangenden Menge traten vier Männer hervor. Sie hockten nieder und ergriffen die Enden der Bambusstreifen, die sie nun im Takte der Trommeln und des eintönigen Gesanges der Trommelschläger je zweimal



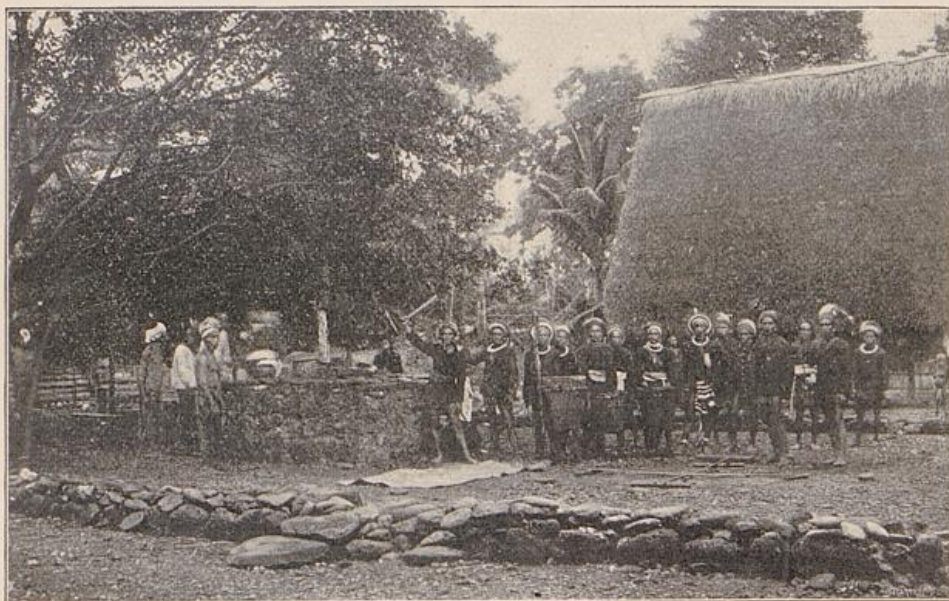
Tepa. Geschnitzte Leiter.

gegeneinander, je zweimal mit $1\frac{1}{2}$ Fuß Abstand auf die Bambusstücke schlugen. Vier Tänzer stellten sich über kreuz und hüpfen unter Körperverdrehungen im Reigen je zweimal zwischen die Bambusstreifen, wenn diese im Abstand gehalten wurden, je zweimal in den freien Raum daneben, wenn sie gegeneinander schlugen. Dabei gab es allerlei Abwechslung; der Reihe nach hüpfte ein Tänzer in das kleine Quadrat in die Mitte, so lange es offen war, oder die Bewegungen des Körpers oder die Art des Auftretens mit dem Fuß wurde verändert. Einmal tanzten vier Jünglinge, dann vier Mädchen, dann ein Greis, ein Knabe, eine alte und eine junge Frau u. s. w.

Nach etwa einer Stunde brachten aus allen Hütten die Frauen auf Tellern Reis, mit einer rötlichen Sauce begossen, herbei, und stellten sie in einem großen Kreise rund um die Tänzer auf den Boden. Für mich endete das Schauspiel damit, da die Schiffspfeife zur Abfahrt mahnte. Ich ließ mir sagen, daß der Reis, durch den Tanz vor der Gottheit geweiht, gemeinsam verzehrt und das Fest bis spät in die Nacht, beim Scheine einer Öllampe, die auf einem Bambusstock neben den Trommeln stand, fortgesetzt wird. Am nächsten Morgen folgt dann eine Fahrt in den großen, festlich geschmückten Kanus, und nach der Rückkehr wieder den ganzen Abend derselbe Tanz abwechselnd mit wilden Kriegstänzen der Männer. So dauert das Vergnügen acht bis zehn Tage lang, ein Haufen Schweine muß das Leben lassen, und wenn die Gottheit gnädig ist, bekundet sie ihren Dank, indem sie die Krankheit oder was sonst das Herz betrübt, verschwinden läßt.

Die Ausbeute des Tages bestand für mich in einer Menge von Gegenständen des täglichen Gebrauchs, nebst den üblichen Waffen und Schmucksachen. Messer und Kopfstücher gingen reißend ab; den größten Erfolg erzielte ich aber mit kleinen, metallisch farbigen Glasperlen, die den Leuten neu waren, und die am Abend an allen Halsen, Armen und Beinen erschienen. Ahnenbilder gab es nicht.

Am nächsten Morgen wieder ein anderes Bild. Wir lagen vor einer langgestreckten, flachen Koralleninsel, an deren Ufer mehrere hundert Hütten unter einem Walde von Kokospalmen erschienen. Wir befinden



Zepa. Links auf dem Steinfundament der Göße und Opfergefäße, rechts Eingeborene, geschmückt zum Purlatanz. Auf dem Boden rechts die kreuzweis gelegten Bambusstreifen.

uns im südlichen Teile der **Timorlaut-Gruppe**, vor dem Dorfe **Udaut** auf **Selaru**.

Die Eingeborenen, die in vielen Kanus unter Gefang und Trommelschlag herangerudert kommen, zeigen einen durchaus übereinstimmenden Typus. Schlanke, mittelgroße Figuren, darunter prachtvoll gewachsene Jünglinge von gleichmäßig hellem Chokoladenbraun. Die meisten tragen das Haar gebeizt, aber nur wenige lassen es zu einem Wulst, wie auf Babber, auswachsen. Die Mehrzahl trägt es kurz geschnitten. Tätowierung in Gestalt eines blauen Kreuzes bemerkt man auf Stirn, Wangen oder Brust. Die Tracht ähnelt der auf Babber üblichen, ist aber weniger reich. Dieselben Vorhängeschlösser im Ohr, Hals- und Beinbänder mit Muschelbesatz, Lendengurt und Armringe. Von auffallend guter Arbeit

und mannigfaltigen Formen sind die Speere. Außer solchen mit breitem Blatt sieht man blanke, schön geschmiedete Spitzen mit gebogenen Widerhaken. Der Kewang ist ein alter Bekannter, nur ist hier die Scheide und der Gurt mit Muscheln geziert. Auch in den Spitzen der Pfeile zeigt sich reiche Abwechslung; Knochen, Bambus und Eisen werden als Material dazu verwendet.

Das Dorf ist sehr groß. Mehrere hundert Hütten stehen regellos, aber dicht bei einander auf dem schmalen, etwa 100 m breiten Küstenstreifen und ziehen sich unter Palmen den Strand entlang. Eine Straße ist nicht erkennbar, doch führt ein getretener Pfad in Windungen durch die ganze Länge des Dorfes.

Die Häuser sind eigentlich nur Dächer mit Giebelwänden, auf



Abaut, Eingeborene mit Gesang und Trommelschlag zum Dampfer rudern.

anderthalb Meter hohen Pfählen ruhend und mit der Giebelseite dem Meere zugewendet. Man steigt auf einer Leiter durch eine Öffnung im Fußboden in einen Raum, der durch Lücken in den Giebeln Licht erhält und nicht weiter abgeteilt ist. Die Hausgerätschaften stehen in den Ecken oder hängen vom Dach herunter. An der Längswand steht der Göze, eine roh geschnitzte Figur; außerdem bemerkte ich mehrfach meterlange Pfähle mit einem rohen Holzgesicht,

an den Pfosten der Hütten festgebunden. Das Tauschgeschäft brachte mir außer diesen eine Reihe kleiner Ahnenbilder ein, die, wie die anderen, Walut genannt werden. Man behauptete zwar, daß es Spielpuppen der Kinder wären, doch bezeichnet sie Jacobsen als echte Ahnenbilder, und in Aidol auf Sarat erhielt ich dieselben mit der Erklärung, daß es solche seien. Sie sind also entweder zum Range von Puppen degradiert, oder man hat mich aus irgend einem Grunde angeschwindelt. Große Pietät scheint man den transcendenten Herren nicht entgegenzubringen. Sie wurden unter großem Gelächter wie wertloser Schund herbeigeschleppt. Mein Gesichtsausdruck schien, um den Preis nicht zu steigern, dasselbe zu sagen, und es entstand immer ein Jubelgeschrei, wenn ich das Holz zwar innerlich frohlockend, aber äußerlich verächtlich zögernd in der Hand wog und den Bringer schließlich mit einer Handvoll Tabak belohnte. Überhaupt war Tabak hier sehr begehrt. Für ein Makassarpaket im

Wert von zwei Gulden habe ich mindestens 50 verschiedene Gegenstände erhalten, Gözen, Matafaus in Form von Tieren, Kämmen, Haushaltsgegenstände und anderes mehr. Aber niemals war jemand mit der ersten Handvoll zufrieden, er verlangte immer etwas mehr und war vergnügt, wenn er noch eine kleine Priße dazu erhielt. Geld wurde nicht so sehr begehrt. Die Leute haben keine Ahnung vom Werte des Silbers und verlangen gewöhnlich: satu ringgit, d. i. einen Reichsthaler = $2\frac{1}{2}$ Gulden. Gibt man aber Ware, so erachtet irgend ein



Dorf Abaut auf Timorland.

Jüngling, wie es mir passierte, die Gabe eines Buschmessers und Kopftuches im Wert von zusammen 24 Cts. dem ringgit als gleichwertig.

Im Gegensatz zu der miserablen Schnitzarbeit der Gözen standen die übrigen sehr hübsch gearbeiteten Zieraten. Die Holzkämme und die Holzschlösser der Gürtel zeigen sehr geschmackvolle und saubere Ornamente; die Vertiefungen sind mit Kalk ausgestrichen, und das Rankenwerk hebt sich wirksam von dem weißen Untergrunde ab. Auch die Flechtarbeit der Sirihkörbchen und Täschchen, der Muschelbesatz der großen Umhängetaschen und die zierlichen Eßlöffel aus Nautiluschalen sind zu erwähnen. Kunstsinne ist also vorhanden, und es ist darum merkwürdig, daß das Volk an seine Götter so wenig Arbeit verschwendet, — wenn

nicht etwa die Ornamentarbeit nur mechanische Nachahmung fremder Modelle ist.

Interessant war mir besonders ein regelrechtes Thüirschloß mit Schlüssel, beide aus Holz recht groß und massig, aber nicht ohne mechanisches Geschick gearbeitet. Der Mechanismus ist ähnlich dem unsrer Buchstabenschlösser. Rohe Töpferarbeit war gleichfalls vorhanden, und aus Thon war auch der einzige verhältnismäßig gut gearbeitete Walut, den ich erhielt.

Der Verlauf des Tauschhandels war hier, wie bisher, immer sehr ergötzlich, wenngleich anstrengend. Ich stellte meinen Koffer unter dem überspringenden Dach eines Hauses auf ein Bambusgestell und ließ die Herrlichkeiten sehen. Dann verlangte ich Götzen und Waffen. Zuerst



Nidol, am Strande. Verladung.

wurde zögernd einiges herangebracht und richtig gekauft und gut bezahlt. Allmählich wird der Kreis, der meinen Boy und mich umringt, größer. Jemand hält mir einen seiner Meinung nach wertlosen Korb oder dergleichen hin. Ein Jubelgeschrei erhebt sich, der dumme Weiße kauft auch solchen Kram mit

gutem Tabak, Messern und Kopftüchern. Und nun scheint ihnen ein Licht aufzugehen; von allen Seiten strömt das Volk herbei und bringt mir alles, was nicht niet- und nagelfest ist, Kochtöpfe, Löffel, Götzen, Pfeile, Webstühle, Strickbeutel, Flechtwerk, Sarongs, Behälter, Ohringe, Reistampfer, Kuchenformen, Gürtel, Halsringe, Kämmen u. s. w. Von rechts und links, von vorn und hinten hält man mir das Zeug unter die Nase, jeder will der Erste sein, und nach mehrstündigem Geschäft in dem Geschrei und greulichen Kokosölduft bin ich wie zer schlagen und froh, mich wieder auf dem Schiffe zu finden. Meinem malayischen Boy geht es gerade so. „Bad smell, headache, master, people laugh and cry like monkeys,“ sagt er. Der Kerl kann nämlich englisch und einen Haufen malayischer Dialekte und ist mir dadurch sehr von Nutzen.

Das Volk auf Timorlaut gilt als kriegerisch, ist aber in Abtut den Weißen gegenüber durchaus freundlich und höflich. Ob hier, wie auf

den andern Inseln, sociale Gliederung herrscht, konnte ich nicht ermitteln. Gewöhnlich werden die Klassen Adel, Volk und Sklaven unterschieden. Der Adel gliedert sich wieder in zwei Klassen, die Abkömmlinge eingewanderter Geschlechter und einheimischer Adel. Sklavenhandel ist all-
gemein verbreitet. In früheren Jahren war Neuguinea der Jagdgrund für dieses Wild, und es ist nicht unmöglich, daß durch die importierten Papuas viel fremdes Blut und damit jene Lebhaftigkeit in das Volk gedrungen ist, die gar nicht malayisch, aber ganz papuanisch ist. Daß auf Timorlaut eine ziemlich gleichartige Rasse wohnt, wurde schon oben erwähnt. Die übrigen Inseln, vielleicht mit Ausnahme von Babber, zeigen dagegen ganz die Züge eines Mischvolkes, ein Gegensatz, der selbst bei flüchtigem Besuch auffällt.

Am nächsten Morgen ankerten wir in der Nordostecke der Inselgruppe, in dem engen Meeresarm zwischen der Hauptinsel Jamdena und der kleineren Larat. Auf Jamdena bemerkte man am Strande einige Hütten, auf Larat erhob sich hinter dem schmalen



Ridol, Eingeborene.

Küstenstreifen, auf dem ein paar Hütten und Schuppen standen, ein steiler Abhang Korallenfalk von 8 m Höhe, und hier lagen dicht nebeneinander die Dörfer Kitabel und Ridol, jedes aus etwa 15 Hütten bestehend. Ridol ist erst seit einigen Jahren von seinem früheren, eine Viertelstunde entfernten Platz nach hier verpflanzt worden.

Die Eingeborenen gleichen völlig denen von Adaut. Hier wie dort tragen die Frauen den kurzen, aus Palmfasern gewebten Sarong, durch einen breiten Gürtel aus Palmrippe mit hübsch verziertem Schloß gehalten. Ihr Haar ist schwarz und wird mit schön geschnitzten Kämmen zu einem Knoten aufgesteckt.

Einzelne der jungen Mädchen konnte man hübsch nennen. Im allgemeinen sind aber die Weiber, hier wie überall das Lasttier der Männer, durch Arbeit gekrümmt und in vorgerückterem Alter schauderhaft faltig und häßlich. Rechnet man dazu den von Betel blutrot gefärbten Mund und schwarze Zähne, so resultiert kein gerade angenehmes Gesamtbild.

Um so schöner sind die Männer. Insbesondere unter den Jünglingen sieht man Figuren von klassischen Formen. Es ist nicht nur das weiche, sammetartige Braun, das uns den Vergleich mit den schönsten antiken Bronzestatuen nahelegt. Ich sah einen bogenspannenden Burschen, der in Bezug auf ebenmäßigen, schlanken Bau und tadellose Formen ohne weiteres versteinert als jugendlicher Apollo hätte fungieren können. Dazu kommt eine natürliche Grazie der Bewegungen und des stolzen, aufrechten Ganges, den man im steifen Lande des Fracks und des Cylinderhuts gar nicht kennt und ahnt. Und was ist eine Statue gegen einen lebenden, atmenden Menschen! Ein Bildhauer würde hier in Verzückung geraten und uns vielleicht etwas anderes bescheren, als jene



Dorf Mitabel.

verwachsenen, krummen Gesellen, mit verkrüppelten Füßen und einseitig ausgebildeten Muskeln, die man neuerdings in Kunstausstellungen als normale Abbilder menschlicher Schönheit bewundern darf.

Große Athletenfiguren habe ich (entgegen Forbes' Mitteilungen) ebensowenig gesehen wie Jacobsen. Die Gestalten sind von Mittelgröße und die Muskeln gut, aber durchweg nicht stärker ausgebildet, als mit einer schlanken Erscheinung vereinbar ist.

Schade nur, daß man hier, wie bei allen wilden Völkern dieser Region, so häufig jenen schorfigen Hautauschlag findet, der das Sammetbraun des Körpers in ein häßliches, weißbeschupptes Schmutziggrau verwandelt.

Die Gesichtszüge sind nicht gerade hübsch, aber sympathisch. Ich

möchte sie bei einzelnen ein Mittelding zwischen malayischem und europäischem Typus nennen. Sollte in den Adern der Leute Hindublut fließen?

Die Kinder mit ihren dicken Bäuchen sind keineswegs hübsch. Vielleicht wird diese Leibeswölbung, wie in Java, durch unmäßiges Nudeln der kleinen Geschöpfe hervorgerufen, vielleicht auch deutet sie auf eine abnorme Milz, und damit, nach Professor Robert Koch, auf die Existenz von Malaria. Auch sonst verfährt man mit dem Nachwuchs nicht gerade sanft und nach den Regeln der Hygiene. Forbes erzählt, daß die Säuglinge nachts in einem Korbe in den Rauch des Feuers gehängt werden, um sie vor den Moskitos zu schützen.

Die Häuser sind dieselben wie in Udaut. In Kitabel ist der Giebel der größeren mit einer geschnitzten Holzverzierung in Art zweier gekreuzter Hörner versehen. Darauf thront hier und da eine kleine Figur. Ein Dorfgötze ist sowohl in Kidol wie in Kitabel vorhanden. Er besteht in einem Pfahl mit roh geschnitztem Kopf, aus der Mitte eines flachen Steinquadrats herausragend. Auch neben den Häusern und in den kleinen Feldern stehen solche Kerle. Ahnenbilder von roher Ausführung, darunter einzelne aus gebranntem Thon, wurden mir, wie in Udaut, für eine Handvoll Tabak verkauft. Das Volk war zudringlich, betastete mich und meine Sachen, und machte das Tauschgeschäft recht unangenehm.

Interessant ist die Form der Leichenbestattung in Timorlaut. Das Volk wird in leichten Särgen am Strande der See, in den Höhlen des Korallenkalks oder auf Korallenblöcken aufgebahrt. Schon nach kurzer Zeit ist die Umhüllung zerstört, und der Strand bedeckt sich, wie man auf Jamdena an der anderen Seite des Meeresarmes sehen kann, mit Knochen und Schädeln. Große Pietät wird den Verstorbenen nicht entgegengebracht. Erzählt doch Jacobsen, daß ihm eines Tages ein Mann zu seinem aufrichtigen Entsetzen den noch unverwesten Schädel seines Vaters verkaufte.

Nur die Häuptlinge werden prunkvoller bestattet. Sie ruhen in Särgen von der Form eines Kanus, das auf vier dicken, meterhohen Pfählen liegt. Ich sah am Strande von Jamdena und auf Larat nicht weit von Kidol je ein solches Gerüst, ohne die von Jacobsen angegebene Verzierung, die aber wahrscheinlich vermorscht und abgefallen war.

Unser Aufenthalt dauerte hier leider nur bis Mittag, während uns bisher immer ein ganzer Tag zur Verfügung gestanden hatte. Wir fuhren an der hügeligen Insel Wordate vorbei, dem nord-

östlichsten Teile der Gruppe, die wir in der Nacht vorher schon umfahren hatten — denn der kürzere Weg, die Meerenge zwischen Larat und Jamdena, ist gefährlich —, und richteten den Kurs nach Aru, munter auf den mächtigen, vor dem Südost-Monsun anrollenden Wogen tanzend. Am nächsten Morgen warfen wir Anker in einer Meerenge zwischen flachen, waldigen Koralleninseln. Vor uns lag auf einer kleinen Landzunge der Handelsplatz Dobbo mit im Sonnenschein glänzenden Wellblechdächern.

Die Gruppe der **Aru-Inseln** besteht aus einer großen Centralmasse, mit kleinen, vorgelagerten Inseln, die besonders im Osten sehr zahlreich sind und die Hauptinsel wie einen Kranz umgeben. Sie sind sämtlich von Korallen aufgebaut und sehr flach. Ihre größte Höhe giebt Wallace



Straße in Dobbo.

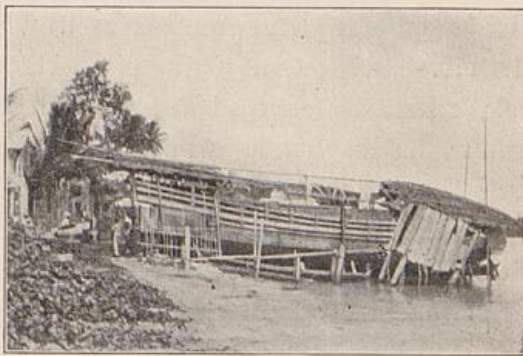
zu 200 Fuß an. Die Hauptinsel ist durch mehrere, sehr schmale Kanäle in Unterabteilungen zerlegt. Die Entstehung dieser Kanäle ist noch nicht erklärt. Wallace nimmt an, daß die Inselgruppe früher einen Teil von Neuguinea bildete, und daß die Kanäle nichts weiter als alte Flußmündungen sind, die erhalten blieben, nachdem der Boden zwischen Neuguinea und Aru

sich unter den Spiegel der See gesenkt hatte. Sie sind in der That so schmal, daß sie von den Eingeborenen und Händlern Flüsse genannt werden. Vielleicht lassen sie sich aber ungezwungener als Lücken in den Korallenriffen deuten.

Wie dem auch sei, jedenfalls gehört die Gruppe tier- und pflanzengeographisch durchaus zu Neuguinea. Sie ist von dichtem, üppigem Walde bedeckt, in dem es wimmelt von Kakadus, Loris, prachtvollen Schmetterlingen, schöngefärbten Tauben, zum größten Teile Arten, die Aru nur mit Neuguinea gemeinsam hat. Es beherbergt mehrere Arten des Paradiesvogels, ein kleines Känguruh und einen Kasuar. Seine Einwohner sind Papuas, zum Teil in Folge des lebhaften Handelsverkehrs stark mit fremden Elementen gemischt, so daß man sehr verschiedene Gesichtsbildungen beobachten kann.

Tripang, Schildpatt, Perlmutter, Perlen, Paradiesvögel, eßbare

Vogelneſter ſind die Hauptexportartikel der Inſeln. Der große Stapelplatz iſt Dobbo, wo ſeit langer Zeit ein lebhafter Handel mit Neuguinea und den benachbarten Inſeln einerſeits, mit Europa und Aſien über Makassar andererſeits blüht. Mit dem Weſtmonſun kommen die Schiffer im November von Makassar hierher und bleiben bis zum Monſunwechſel im April, um dann mit dem Oſtwind zurückzukehren. In dieſer Zeit iſt das Treiben in Dobbo höchſt intereſſant. Die kleine, ſandige Landzunge iſt bedeckt mit vier Reihen Häuſern, in denen Chineſen, Araber, Bugineſen ihre Läden eröffnen. Hier kauft man Gebrauchsgegenstände, wie wir ſie ſchon in Makassar bewundern konnten. Natürlich giebt es keine Phonographen, wie dort, aber alle Dinge, die das Herz der Eingeborenen, der Hauptabnehmer, erfreuen. Rotes Tuch, Sarongs, Kopftücher, Eiſenkurzwaren, Schwefelhölzer, Lichte, Glasperlen zc. zc. werden gegen Naturprodukte umgetauscht oder auch bar bezahlt. Die Frauen genießen derweil, auf den ſtachen Strand hinaufgezogen und durch Pfähle geſtützt, der wohlverdienten Ruhe.



Dobbo, Frau auf dem Strande.

Zur Zeit, als ich Dobbo beſuchte, lag der Ort ſtill und öde, und viele der Häuſer waren geſchloſſen. Nur einzelne Chineſenläden, ziemlich ausverkauft ausſehend, waren geöffnet. In den drei kleinen Straßen trieben ſich einige wenige Müßiggänger und -lieger herum. Ein paar Frauen lagen auf dem Sande — kurz, es war höchſt trift und langweilig. Kaum, daß einige wenige Aru-Eingeborene, dunkel, mit krauſem Haarwuſt, mein Intereſſe erregt hätten.

Ich nahm darum die Flinte zur Hand und wanderte in den Wald. Man geht zunächſt an ein paar, von Malayanen bewohnten Hütten bugineſiſcher Bauart vorbei, und dann etwa eine halbe Stunde in weſtlicher Richtung den Strand entlang, da der Landſtrich gleich hinter Dobbo ſumpfig und unpaffierbar iſt. Tauſendſtimmiges, aus den dichten Mangrovebüſchen heraustönendes Konzert läßt uns die Wunder ahnen, die wir im Walde dahinter erblicken werden. Nun ſchreiten wir, bei einer kleinen Fiſcheranſiedlung vorbei, in das Land hinein, auf einem Pfade, der uns durch Sumpf mit vereinzelt Bäumen zum Urwald bringt.

Überall wimmelt es von Leben. Lautkreischend fliegen große, weiße Kakadus um die hohen Baumwipfel, ganze Schwärme roter und grüner Loris amüsieren sich zankend und schreiend in den niedrigeren Kronen, aus allen Ecken ertönt das Girren der Tauben und der fremdartige Gesang kleiner und großer Vögel. Über den Erdboden huschen Eidechsen in Scharen, und in den Lüften gaukeln Schmetterlinge in einer Fülle und Farbenpracht, von der man sich kaum einen Begriff macht. Hoch oben fliegen die prachtvollen, großen Ornithoptera-Arten, schwarz und grün geflügelt, mit dickem Leibe und karmesinroter Brust. Sie segeln so leicht und sicher, daß man glaubt, kleine Vögel zu sehen. Wie schimmernde Edelsteine flattern ihre kleineren Brüder um uns herum, — ich begreife die Erregung, die sich hier des Naturforschers bemächtigt, wenn er zuerst, wie Wallace, mit erfahrener Auge diese ungeahnte Pracht erblickt. Und nun dringen wir ein in den feuchten, düstern Urwald. Der Boden ist sumpfig, die Luft stickig und dick, das Unterholz erfreulicherweise nicht so dicht, daß man nicht ohne Buschmesser, wenn auch langsam und mit Mühe, hindurchdringen könnte. Da streben weißstämmige Riesen empor, in deren Wipfeln, meiner Flinte unerreichbar, Scharen von Vögeln spielen. Der Boden ist aufgewühlt von wilden Schweinen. Leider bekam ich keines zum Schuß; dafür war der Lohn meiner Mühe ein Gericht Tauben, entzückende Tierchen mit korallenroten Füßen und grünem Gefieder, so schön, daß man fast bedauerte, die Pracht für den Kochtopf bestimmt zu sehen. Ich schoß sie auf einer Lichtung mitten im Walde. Hier sprudelte, was mir auf der flachen, nur schwach gewellten Insel merkwürdig erschien, eine kristallklare Quelle aus dem schwarzen, fetten Boden empor und floß als stattlicher Bach in den Wald.

Die prächtigen Papageien, die ihre Anwesenheit durch Geschrei verraten und viel weniger scheu sind wie die Tauben, verschonte mein Blei. Sie sind wirklich eine zu leichte und außerdem nicht sehr wohlschmeckende Beute. Aber ein mächtiger Adler hoch oben im Wipfel eines Riesenbaumes mußte sein Leben lassen. Eine glückliche Kugel holte ihn herunter. Auch das andere buntfarbige, langschnäbelige Getier, die schön gefärbten Königsfischer, ließ ich laufen oder vielmehr fliegen, und selbst ein paar der großen Kakadus, die einen fürchterlichen Skandal machen, wurden für ihre mißtönende Musik nicht bestraft.

Wie wundervoll ist solch eine Wanderung! Und doch, wie herrlich, wieviel schöner ist es daheim in unserer lieben deutschen Heimat, im Schatten unserer Buchen-, Eichen- und Tannenwälder. Da atmet die



Palmbäume.



Palmbäume.

Brust fühle, würzige Luft, der Fuß schreitet über weichen, trockenen Boden, und das Auge erblickt hohe Dome, zarte helle und dunkle grüne, gesättigte Farben. Hier ist alles verwirrende Fülle, beängstigendes Durcheinander. Kein Ruhepunkt bietet sich dem Auge, das entweder vorwärts durch dickes, vielfältig verschlungenes Gebüsch, Tau- und Rankenwerk blickt oder mit Nackenschmerz und Kreuzweh durch das grüne Dach eine Lücke erspäht, um hoch oben auf weißem Riesenmast eine ordentliche



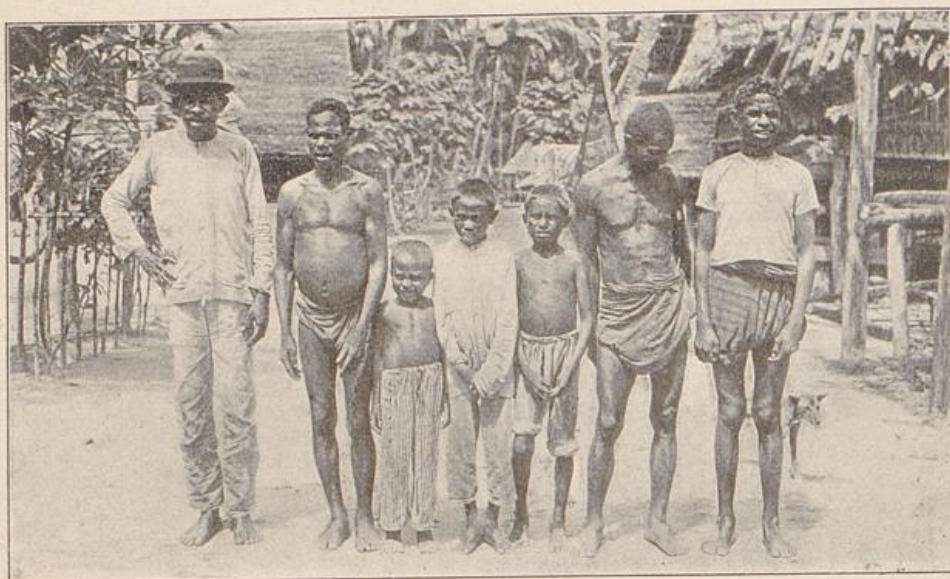
Haus in Ammer.

Laubkrone zu sehen. Zugleich aber sinkt der Fuß ein in eine knietiefe Pfütze, und um den Kopf legt sich das scheußliche, klebrige Gespinnst handgroßer Riesenspinnen. Nein, es ist interessant, eigenartig, aber schön? Schön ist es nicht. Ich würde das „gräßlich schön“ unserer Backfischwelt hier am ehesten acceptieren.

Paradiesvögel kam ich nicht zu Gesicht. Sie sind nach Wallace nur auf der Hauptinsel heimisch. Auf Uru wird der sogenannte große Paradiesvogel geschossen, wenn die im vollen Schmuck ihrer Farbenpracht prangenden Männchen zu einer bestimmten Zeit des Jahres sich in Gruppen von mehreren Dutzenden versammeln und auf einem Baume

Pflüger, Smaragdinseln der Südsee.

regelrechte Tanzgesellschaften veranstalten. Ein stumpfer Pfeil betäubt das Tier, das herunterfällt und ohne Blutvergießen getötet wird. In großen Mengen werden die Bälge von den Händlern in Dobbo, Banda und Ternate aufgekauft und nach Europa über Makassar exportiert. Je nach der Nachfrage, geregelt durch die wechselnden Launen unserer Damen, schwanken die Preise zwischen 6 und 15 Gulden per Stück. Mein Besuch fiel leider gerade in die Zeit einer gewaltigen Hauffe, und 15 Gulden war der Marktpreis, den ich für ein gutes Exemplar erlegen mußte. Ein lebender Vogel kostet 30—40 Gulden. Er ist in Europa das Zehnfache wert, — wenn man ihn nämlich glücklich hinüberbringt.



Eingeborene in Ammer.

Den zweiten Tag unseres Aufenthaltes benutzte ich zu einem Ausfluge nach Ammer, dem einzigen inländischen Dorf in der Nähe. Im Nachen ging die Fahrt die Küste westwärts entlang. Überall tritt hier der Wald dicht an das Ufer heran, und abwechselnd umsäumen ihn der weiße Strand oder sumpfige Mangrovenbestände. An einzelnen Stellen steigen Korallenfelsen mit ausgewaschenen Hohlkehlen zu einigen Metern Höhe empor, auf ihrer Oberfläche mit dichtem Baumwuchs bedeckt. Fast überall erlaubte das spiegelglatte Wasser, bequem zu landen, und wenige Schritte brachten mich wieder in die Welt von gestern. Unter anderem eßbaren Getier fiel mir ein schöner, großer Seeadler zur Beute und mit ihm als Gratiszugabe eine anderthalb Meter lange, dicke Schlange, die der weißgefiederte Herr gerade verspeisen wollte, ein

scheußliches, giftiges, gelb und schwarz geringeltes Reptil. Um die Nordwestecke der Insel ging es dann herum nach Ammer, in ununterbrochener Fahrt nach 1½ Stunden zu erreichen.

Das Dörfchen hat nur wenige Hütten. Es wird von christlichen Eingeborenen bewohnt und rühmt sich eines Kirchleins und einer Schule. Die Männer waren nur mit dem Lendengurt bekleidet, die Frauen mit einem kurzen Sarong. Es sind unzweifelhafte Papuas, schwarzbraun, mit großer Nase, einige mit gekräuselter, großer Frisur, aber auch einzelne Kinder mit malayischem Typus, also keine reine Rasse. Ein



Bandanesen und Keypapuas in Elat.

ambonesischer Schullehrer war mir behilflich, die Wohnungen zu mustern, die aber zu viel europäisches Hausgerät enthielten, um charakteristisch zu sein. Die Häuser stehen auf Pfählen, haben eine Thür mit Treppe, Atap- oder Bretterwände und sehen ganz sauber aus, sind aber zweifellos nicht originale Urhäuser, sondern malayisch beeinflusst, also keiner genaueren Beschreibung wert.

Den Rückweg machte ich zu Fuß, teilweise am Strande entlang, teilweise durch tiefen Mangrovesumpf oder durch Wald auf einem andeutungsweise vorhandenen Wege. Mit schmackhafter Beute beladen, langte ich nachmittags wieder auf dem Schiffe an, das kurz darauf den Anker lichtete, Groß-Kej entgegensteuernd.

Die **Kejgruppe** besteht aus einer langen, schmalen, bergigen Haupt-

insel, Groß-Key genannt, und einer Anzahl großer und kleiner, im Westen ihr vorgelagerter Koralleninseln, an die sich in einer Entfernung von ca. 45 Meilen von Groß-Key einige Vulkaninseln anschließen. Sie ist mit dichtem Walde, in dem vortreffliches Bauholz wächst, bedeckt.

Die Eingeborenen sind eine Mischrasse, mit papuanischen und malayischen Zügen. Ihr wolliges Haar, die dunkle Farbe und die kräftige, ziemlich große Figur deuten nach Neuguinea. Aber ihr ruhiges

Wesen, abstechend gegen das Quecksilber-temperament der Papuas, ist durchaus malayisch.

An der Küste finden wir Ansiedlungen eines malayischen Volkes. Es sind Nachkommen der Eingeborenen von Banda, zur Zeit der Compagnie aus ihrer Heimat vertrieben.

Die Key-Insulaner gelten als gute Schiffsbauer. Mit den einfachsten Werkzeugen verarbeiten sie das vortreffliche Eisenholz ihrer Wälder. Ein weiterer Ausführartikel sind große Töpfe, aus einem Stück Holz geschnitzt, und Thongeschirre, in deren Anfertigung die erwähnten Bandanesen sich auszeichnen. Dazu kommt, wie überall, Kopra, Tri-pang und Perlmutter. Außerdem besteht in Tual eine Sägemühle in deutschen Händen, die vortreffliche Bretter und



Key-Papuas.

Balken in großen Quantitäten schneidet und versendet.

Wir lagen am frühen Morgen in einer hübschen Bucht an der Westseite von Groß-Key vor Anker. Vor uns erhoben sich dichtbewaldete Berge bis zur Höhe von etwa 600 m. Geschichtete Gesteine in schwach gestörter Lagerung stürzten als schroffe Felsen in die blaue See ab. Am Strande lagen im Bogen um die Bucht und rechts den Berg hinauf die Häuser der Ansiedlung *Clat*, unter dem Schutze einer auf hohem Felsen erbauten Moschee.

Das Dorf bot nicht viel Charakteristisches. Die Einwohner sind Bandanesen mit ausgesprochen malayischem Typus und malayischer Kleidung. Hin und wieder bemerkt man einen wollhaarigen, nur mit dem Lendengurt bekleideten Keynesen. Die Häuser, verfallen, aus Gaba-Gaba-Wänden

mit Stabdach auf Pfählen errichtet, sind in die See hineingebaut. Die Moschee ist von anderer Bauart, als wir sie bisher im ganzen Archipel gefunden haben. Statt der drei pagodenähnlichen Dächer nur eins, das mit nach außen konkaver Biegung spitz zuläuft, und oben eine kleine, dachartige, viereckige Bekrönung trägt. Ein kleines Fließchen, als niedriger Wasserfall über glattgewaschene Felsen stürzend, teilt das Dorf in zwei Hälften.

In den Häusern bemerken wir überall lebhafte Industrie. Große, mit roten Mustern bemalte, gebrannte Thongefäße stehen umher, von ähnlicher Form wie die indischen, weitbäuchigen, kurzhalsigen Vasen. Sie sind so vortrefflich gearbeitet, daß ich zunächst nach der Drehscheibe suchte und erstaunt war,

zu entdecken, daß diese Töpfe nur mit der Hand geformt werden.

Interessanter noch dünkte mich die Thätigkeit des Bootbauers, der an verschiedenen Stellen seine Werkstätte auf-



Malayische Frau.

geschlagen hatte. Ein Key-Boot wird wie ein europäisches aus Planken mit Kiel gebaut. Während aber unsere Schiffsbaumeister zuerst den Kiel strecken, das Schiffsgerippe herstellen und dann die Planken des Rumpfes auf die Spanten aufsetzen, geht die Sache hier umgekehrt. Zuerst wird die Schiffshaut verfertigt. Die Krümmung der Planken erfolgt aber nicht wie bei uns durch Biegen im Feuer, sondern jede einzelne wird aus dem Baum fix und fertig herausgeschnitten. Dann werden sie durch Zapfen aneinandergesügt, bis der ganze Rumpf fertig ist. Nun erst werden die Spanten so zurechtgeschnitten, daß sie genau an die zugehörige Stelle der Innenwand passen, und schließlich durch Zapfen an Aussparungen befestigt, die man an den Planken hat stehen lassen.

Die Boote sind ziemlich flach, sollen aber sehr solide und seetüchtig sein, schnell laufen und sich gut manövrieren lassen, was man von den gewöhnlichen makassarischen Frauen nicht sagen kann. Sie werden im ganzen Molukkengebiet gern gekauft, und es werden angeblich Fahrzeuge bis zu 50 Tonnen verfertigt. Wenn man die einfachen Werkzeuge sieht,

mit denen die Leute arbeiten, ist man versucht, dies nicht zu glauben. Aber ich habe selbst Fahrzeuge bis zu 20 Tonnen im Bau liegen sehen. Bei diesen werden die Längsplanken aus mehreren Teilen durch Verzäpfung zusammengesetzt, und das ganze Schiff macht einen sehr guten, soliden Eindruck.

Gegen Mittag ging die Fahrt weiter. Das Profil von Groß-Key zeigt ein gleichmäßig hohes Bergland, aus dem sich einzelne höhere Kuppen als flache Wellen erheben. Bald fuhren wir zwischen niedrigen, weißgesäumten, grünen Koralleninseln entlang, wie auf einem sehr breiten Flusse, und nach zwei Stunden lagen wir wieder vor Tual auf Klein-Key vor Anker. Der Hafen ist durch die zahlreichen vorgelagerten Koralleninseln geschützt und sowohl bei West- wie bei Ostmonsun brauchbar.

Tual liegt im Hintergrunde einer kleinen Bucht. Eine Anzahl



Ein Key-Boot.

Häuser gruppieren sich um die Moschee, von gleicher Bauart wie in Clat, und um das einstöckige Holzgebäude der Sägemühle. Zu beiden Seiten erheben sich Hügel bis zur Höhe von etwa 40 m, mit Gebüsch und Bäumen bestanden. Im Hafen liegen einige Frauen. Die

Ansiedlung selbst besteht aus mehreren Straßen, die Häuser in allen möglichen Formen aus Brettern, Atap, Bambus, Gaba-Gaba erbaut, mit Wellblech oder Atap gedeckt. Die Mehrzahl der Einwohner sind Buginesen, Araber und Chinesen. Dazu kommen die beiden deutschen Besitzer der Sägemühle, die Herren Kühn und Weil, der erstere als Ethnologe und Naturforscher bekannt.

Weiter bietet Tual absolut nichts Bemerkenswertes. Das nächste Eingeborenendorf ist katholisch-christlich und so wenig originell, daß ich mir den Besuch dort schenkte, um lieber mit der Flinte ins Innere der Insel zu ziehen.

Der Wald ist fast vollständig abgeholzt. Nur hier und da sind einige Bestände verschont geblieben, in denen es von Vögeln und Schmetterlingen wimmelt. Überall sproßt niedriges Gebüsch, von schmalen Fußpfaden durchzogen. Ein Vergnügen ist der Pirschgang nicht. Im Walde wie auf den Lichtungen tritt überall der scharfe Korallenfels zu Tage. Man muß beim Gehen aufpassen, nicht in Löcher oder über

Steine zu fallen, und das niedrige Holz ist teilweise so dicht, daß man ohne Buschmesser nicht eindringen kann. Manche Beute ging in dem undurchdringlichen Dickicht verloren, da ich dies nützliche Instrument nicht bei mir hatte. Dazu gesellen sich Buschmilben, die mit Vorliebe den Füßen und Knöcheln ihre Aufmerksamkeit widmen, und deren Bisse abscheulich jucken. Erfreulich ist nur die Trockenheit des Bodens im Vergleich zu den Sümpfen auf Uru, trotzdem ich die letzteren beinahe vorziehen möchte.

Wir lagen auf der Hin- und Rückreise hier je 24 Stunden, zusammen vier halbe Tage, vor Anker, und meine Stiefel und Füße waren durchaus zufrieden, als es endlich wieder weiterging. Diesmal war **Neuguinea** unser Ziel, die große, interessante Wunderinsel, der wir in den letzten Monaten Schritt für Schritt näher gekommen sind, den allmählichen Übergang (aus der asiatischen in die australische, der malayischen in die papuanische Region beobachtend.

Am frühen Morgen befanden wir uns in einer wunderschönen Bucht. Die Landschaft: hohe bewaldete Berge, mit steilen Abhängen sich im blaugrünen Wasser spiegelnd, kleine grüne Inseln, erinnerte an Nord-Celebes. Auf einer großen Lichtung mitten im Urwald, die sich bis zum Strande hinabzog, lagen Hütten und Häuser, die im Jahre 1899 gegründete Niederlassung Skroë. Gleich daneben hat ein Fluß die Felsen durchbrochen, und weiße Abhänge geschichteter Kalle stürzen senkrecht nieder, eine kleine Bucht einrahmend, in der eine Reihe von Frauen und ein Kriegsdampfer vor Anker liegen.

Die Holländer ziehen aus ihrem Neuguinea so gut wie gar keinen Nutzen. Es fehlt an Kapital und Unternehmungsggeist, und der Handel ist sehr gering. Ein wenig Kopra, Dammarharz, wilde Muskatnüsse und Paradiesvögel, Perlen und Perlmutter sind alles, was exportiert wird. Bis vor kurzem existierte überhaupt kein Vertreter der Regierung auf der Insel, und der dreimonatliche Besuch des Post-



Festliche Einholung eines Radschas in Tual a. Key.

dampfers war das einzige Zeichen, daß Neuguineas Westhälfte holländischer Besitz ist.

Seit einem Jahre aber sind in Doreh an der Geelvinckbay und in Skroë Kontrolleurposten errichtet. Doreh ist ein bekanntes Papuadorf, in dem zuerst Wallace längeren Aufenthalt nahm, Skroë eine Ansiedlung buginesischer und arabischer Händler. Besser sagt man wohl: ein Ankerplatz, denn die Leute benutzten entweder ihre Schiffe als Wohnungen oder waren, wenn sie Häuser errichtet hatten, jederzeit zur Abfahrt vor feindlichem Angriff bereit.

Jetzt zeigt die Richtung an, daß Holland wenigstens hier festen Fuß



Tual. Der Hafen.

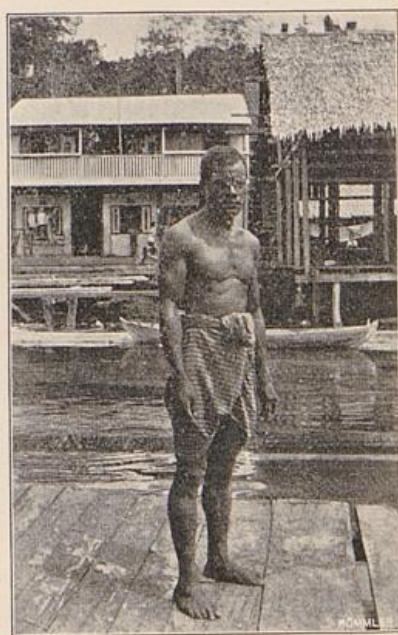
gefaßt hat. Dem Kontrolleur untersteht die ganze Südhälfte der Insel, und ein kleiner Kriegsdampfer, sowie eine Anzahl Soldaten setzen ihn in den Stand, seinen Platz zu behaupten, und Übelthäter und Menschenfresser zu strafen.

Eine steile Felsentreppe führt von der Flußmündung den Abhang hinauf. Hier liegen unten einige Hütten handeltreibender Chinesen und Araber, höher hinauf die Wohnung des Kontrolleurs, die Hütten der Soldaten und das Gefängnis, dahinter der Urwald. Am Strande und an der ganzen Bucht bemerkt man vereinzelt die Pfahlbauten der Eingeborenen. Der Blick von der Höhe ist entzückend schön. Unten die spiegelglatte See, die blaugrüne Flußmündung mit ihren weißen Felsen

und grünen Ufern, die hübschen Inseln vor uns und rechts und links, soweit das Auge sieht, Berge und Urwald.

Ein langer Spaziergang führte mich zunächst den Berg hinauf. Der schmale Pfad läuft abwechselnd durch niedrigen Busch und einzelne Bestände wilder Muskatnußbäume, dann in den Wald, von ähnlichem Charakter wie auf Uru. Nur ist der Boden trocken und das Unterholz sehr dicht. Die Vogel- und Schmetterlingswelt war reich vertreten, entzückte das Auge und beleidigte das Ohr, denn das Kreischen der Papageien überwog die flötenstimmigen Sänger.

Auf der Lichtung arbeiteten Sträflinge in ihren braunen Leinwandkitteln. Unter ihnen fielen sofort vier Gestalten auf, typische, waschechte Papuas, so vollständig den Schilderungen von Wallace entsprechend, wie ich es weder auf Uru und Key noch sonst in den Molukken und später in Neuguinea gesehen habe. Der Körper war vom Anzuge bedeckt, das Haar und der Bart kurz geschnitten, aber die Gesichtszüge so markant, so charakteristisch, so absolut verschieden von malayischer oder polynesischer Bildung, daß ich nicht verstehe, wie man eine noch so geringe Verwandtschaft zwischen diesen Rassen konstruieren will, wenn das der typische Papua-Ausdruck ist. Da war die flache Stirn, die vorstehenden Brauen, der große Mund mit dicken Lippen und vor allem die kolossale Nase mit überhängender Spitze. Das ganze Gesicht faltig, dazu große Löcher in den Nasenwänden und Ohren und die Gesichtsmuskeln in beständiger Bewegung. Der Ausdruck ein ganz eigenartiger, weder frech noch freundlich, weder stolz noch unterwürfig, höchstens ein wenig Mißtrauen darin; Galgenphysiognomie ist der beste Ausdruck, den ich finde; ganz infames, unzuverlässiges Gefindel würde jeder sagen, der gezwungen wäre, sie nach dem Eindruck für seine Zwecke zu beurteilen. Rechnet man dazu den großen, muskulösen, aber unbehilflichen Körper, mit langen, ungelentken Armen und Beinen, so resultiert ein Gesamtbild von solcher Prägnanz, daß es unmöglich ist, es zu vergessen. Die vier Kerle glichen sich wie ein Ei dem anderen. Ich



Key-Papua.

habe sie lange beobachtet, sie mehrfach photographiert, aber ich konnte sie nur nach Merkmalen, die der verschiedene Grad der Zerrissenheit ihrer Ohrklappen bot, auseinandehalten. Ich bin überzeugt, daß ich hier ganz typische Vertreter eines durch und durch gleichartigen Stammes vor mir hatte. Vergleiche, Ähnlichkeiten mit irgendwelchen anderen Rassen lassen sich überhaupt nicht konstruieren; von Negerphysiognomie, von der man vielfach hört, war auch nicht eine Spur vorhanden. Wenn man durchaus will, möge man an einen schauderhaft häßlichen Juden denken, aber man wird finden, daß nur die Nase zu diesem Vergleich verleitet.

Die Leute stammten aus Sileraka, dem östlichsten Punkt an der holländischen Südküste. Dort waren vor einem Jahre drei Offiziere des holländischen Postdampfers bei der Landung gefangen und aufgefressen worden.



Papuas aus Sileraka im Strafingstüm.

Der kurz darauf ausgesandten Strafexpedition gelang es nur, diese vier Kerle zu fangen; alles übrige war rechtzeitig ausgerissen.

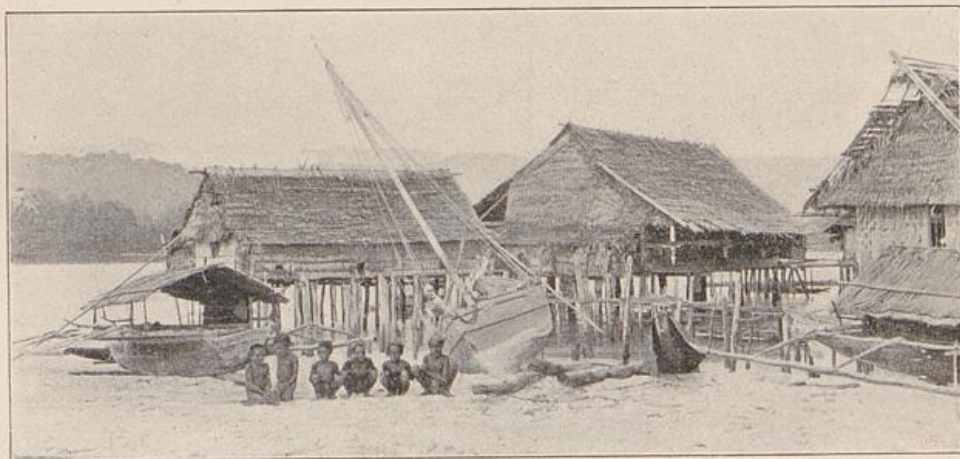
Ganz andere Menschen sind die Papuas, die man in den Hütten um Skroë, in Key und in Uru findet. Sie haben mit diesen Leuten eigent-

lich nur die dunkle Hautfarbe gemein. Sie sind kleiner von Statur, breit und muskulös, das Gesicht flach, mit wenig markierten Zügen, die Nase spitzer und länger als beim Malayen, aber nicht entfernt mit dem Riesenriecher der Silerakaleute vergleichbar. Unter ihnen findet man häufig Individuen mit Negertypus, eine Ähnlichkeit, die besonders auffallend wird, wenn sie das wollige Haar kurz geschneitten tragen. Der Ausdruck ist ziemlich indifferent, beinahe plump = gutmütig zu nennen, aber nicht so phlegmatisch wie der des Malayen. Kurz, wir haben hier eine ganz andere Sorte, und vielleicht haben die Leute recht, die sie mit den Alfuren Cerams in einen Topf werfen. Ich muß die Betrachtungen darüber, die sich nur auf wenige Beobachtungen stützen, schließen.

Am Nachmittage veranstaltete ich im Kanu eine Besuchstournee zu allen, in großen Abständen rings am Strande der Bucht und auf den Inseln liegenden Hütten.

Sie sind sämtlich auf hohen Pfählen in das Wasser hineingebaut,

nur durch eine schmale, lange Brücke mit dem Lande verbunden. Von der See aus ersteigt man auf einem Balken mit eingeschnittenen Kerben eine kleine Plattform, die sich wie eine Veranda vor dem Hause befindet. Die Wände sind aus Kistenbrettern, Utap oder Gaba-Gaba errichtet, das Dach mit Utap gedeckt. Drinnen finden wir zunächst einen großen, recht sauberen Raum, ohne Decke, mit einem Fußboden aus schmalen Bambusstreifen, durch dessen Lücken das Wasser schimmert. An den Wänden stehen hübsche Kisten aus Palmblättermengeflecht, mit bunten Mustern, in denen Kleidung, Schmuck zc. aufbewahrt wird. Eine Ecke ist durch Kattunvorhänge als Schlafplatz abgetrennt. In einem kleineren, abgetheilten Raum hängen Küchengeräte, vom Herdfeuer beleuchtet, dessen Rauch durch die Ritzen des Hauses abzieht.



Häuser in Stros.

Die Leute waren freundlich und zeigten das Innere ohne Zögern. Die Männer sind nur mit dem Lendengurt, die Frauen mit einem kurzen Sarong bekleidet. Hier wie auf den südlichen Inseln laufen Kinder und Weiber zunächst mit Geschrei fort, und es kostet immer einige Mühe, sie aus ihren Winkeln und Verstecken herauszulocken. Schmuck wurde wenig getragen, ich bemerkte nur ein paar schwarze und weiße Arm- und Fußringe und silberne Ohrringe. Nominell sind die Leute zum Teil Mohammedaner, und Anzeichen von Götzendienst waren nicht zu bemerken. In einigen der Hütten wohnten übrigens Buginesen mit Papuafrauen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß hier an der Küste das Blut nicht unvermischt ist. Doch überwiegt der Mfurencharakter, wenn ich ihn so nennen soll, vollständig.

Die Ansiedlungen am Strande sind nicht die einzigen. Überall, so-

weit das Auge sah, stiegen aus dem dichten Walde der Berge vereinzelte Rauchsäulen empor. Es sind Hütten, wie wir auch einige auf der Richtung finden. Ärmliche, wackelige Stapgerüste, im Inneren den oben schon beschriebenen Anblick bietend.

Bei einem Araber erstand ich ein Exemplar des seltenen Paradiesvogels *Diphyllides Wilsonii* für billigen Preis, nämlich 75 cts. Im allgemeinen kauft man aber hier im Lande schlechter und nicht billiger als in Ternate, Makassar oder Banda, wo die Auswahl groß ist. Der



Skroë. Inneres einer Papuahütte.

Preis des gelben, im Handel sehr gesuchten Paradiesvogels betrug bei den Eingeborenen für Wiederverkäufer 12 bis 13 Gulden, ein Zeichen, daß der Pulsschlag der Börse selbst im Lande der Menschenfresser gefühlt wird.

Am nächsten Morgen in aller Frühe dampften wir ab und umfuhren in achtstündiger Fahrt die große Landzunge, die Skroë von dem Mac-Cluer-Golf trennt. Die dicht bewaldeten Berge werden gegen das Kap Fatingar niedriger, und fallen mit weißen, senkrechten Abhängen geschichteten Kalkes in die See ab. Gegen Mittag fuhren wir in die hübsche Bucht von Sekar ein. Das Bild ist das-

selbe wie gestern, aber aus dem Wasser erheben sich unzählige kleine Inselchen, steile Felsenstückchen, mit dichter Vegetation bedeckt, wie eine grüne Halbkugel aussehend.

Sefar liegt am Strande eines etwas größeren Exemplars dieser Inseln im Hintergrunde der Bucht. Es ist ein mohammedanisches Papuadorf von einigen 20 Häusern, ganz in das Wasser hineingebaut. Einige Araber und Chinesen wohnen dort im Stil ihrer Gastfreunde. Ein Spaziergang in dieser Ansiedlung ist nicht so einfach. Vor jedem Hause erstreckt sich die Plattform, wie wir sie schon in Skroë bewundert



Skroë. Papuas, auf der Plattform ihrer Hütte.

haben; fußbreite Lücken, wurmstichige Bretter und dünne Bambusrohre mahnen aber hier zur Vorsicht. Von Haus zu Haus wandelt man auf Brettern oder Bambusstämmen, manchmal nur mit einer kleinen Spitze auf dem Querbalken aufruhend und so wackelig und schmal, daß man mit der größten Vorsicht wie ein Seiltänzer über sie hinbalancieren muß. Die Eingeborenen sind die Sache gewohnt und finden mit ihren nackten Füßen und gelenkigen Zehen besseren Halt als unser-eins mit glatten Schuhsohlen. Der seiltanzende, balancierende Weiße ist daher für sie eine Quelle ungemischten Vergnügens.

Das Innere der Hütten ist dasselbe wie in Skroë. Ich machte hier einen guten Kauf in Gestalt eines Kontobuchs der Eingeborenen, allerdings von etwas anderer Gestalt, als wir zu Hause gewöhnt sind.

Von der Zimmerdecke hing ein Bündel merkwürdig geschnittener Gegenstände aus Sagomark herunter, kleine runde Scheiben, Kanöchen, Ohrringmodelle und geferbte Stäbchen, an einem Längsstab aus dem gleichen Material aufgespießt; sie stellen das Eheglück eines Schwiegervaters des Hauses, in Gulden und Cents ausgerechnet, dar. Wenn nämlich ein Papuajüngling in Liebe entbrennt zu der holden, wollhaarigen Tochter des Hauses, dann gesteht er nicht ihr, sondern ihrem praktischen Vater seine Sehnsucht. Nach Bronzefanonen, Gongs, goldenen Ohrringen und Steingutgefäßen wird der Wert der Schönen abgeschätzt, und alle diese Kostbarkeiten in kleinen Modellen, wie oben beschrieben, fein säuberlich aufbaumelt. Das ist das Debetkonto. Eine Kreditseite



Dorf Setar.

dieses eigenartigen Buches giebt es nicht. Zahlt der glückliche Ehemann eine Kanone oder einen Gong ab, so bekommt er das Modell zurück, — gewiß eine ebenso einfache wie praktische Buchführung. Er nennt sein teures Weib und die Kinder ganz sein eigen, wenn nur noch der leere Längsstab übrig ist.

Es dauerte lange, ehe der biedere Schwiegervater sich zur Hergabe entschloß. Vorher wurde mit Hinzuziehung zahlenkundiger Söhne genau der Saldo gezogen, d. h. die Gegenstände gezählt, und das Bündel mir gegen einen blanken Gulden übergeben.

An dem Stabe befand sich auch das Modell einer goldenen Schlange, das sogenannte Ular-Mas (Schlange-Gold), ein Fabelwesen, das sowohl in der Mythologie der Papuas wie der der Eingeborenen der Inseln der Banda-See und Timors, hier als Ular-Naga, eine Rolle spielt. Die wirkliche goldene Schlange besteht aus einer goldenen Kette mit einfachen

Gliedern, die in einen phantastischen Kopf und einen Fischschwanz endigen. Sie wird nach Modellen der Papuas in Makassar gefertigt und hat sehr erheblichen Wert. Der europäische Unternehmungsgeist zieht auch aus dieser Liebhaberei Nutzen. Bei einem Chinesen in Skroë sah ich solche Schlangen aus Messingblech, angeblich in Deutschland gefertigt, der Kopf offenbar mit der Maschine gepreßt, so daß also auf Herstellung in größeren Mengen geschlossen werden muß.

Auch die Ohrringe werden nach Modellen in Makassar aus dünnem



Dorf Sefar.

Gold- oder Silberblech fabriziert. Ich sah in Skroë als Pfandstücke bei einem Araber ein paar schwere Stücke von mindestens 100 Mark Wert. Als Geschirre sind große chinesische Porzellanvasen von Mannshöhe sehr geschätzt. Zwei dieser kolossalen Töpfe standen in der Hütte des mehrbesagten Schwiegervaters und kontrastierten gegen den übrigen ärmlichen Kram. Man muß also annehmen, daß die Leute einigermaßen wohlhabend sind.

Bronzefanonen und Gongs sind als Zahlungsmittel auch in den Molukken beliebt und jedenfalls praktischer als die Mülhsteine, die auf den Karolinen das Vermögen der Reichen darstellen.

Der Aufenthalt dauerte nur wenige Stunden, und am nächsten Morgen lagen wir vor Gisser, einer der kleinen, die östliche Fortsetzung von **Ceram** bildenden Koralleninseln, einem blühenden Handelsplatz, mit chinesischer, arabischer und buginesischer Bevölkerung. Mein Mitpassagier verließ das Schiff, um hier als einziger Europäer für lange Zeit zu bleiben und eine Handelsniederlassung zu gründen. Seiner Güte verdanke ich wundervolle Exemplare der seltensten Paradiesvögel, des *Diphyllodes speciosa*, *Lophorina atra*, *Parotia sexpennis*, *Epimachus magnificus* und eine seltene Abart des gewöhnlichen *Paradisea papuana*, diesem fast völlig gleichend, aber mit rotem Schmuckfedern statt der gelben. Meine Sammlung ergänzte ich dann durch den *Seleucides alba* und *Epimachus magnus*, die ich beide bei einem Chinesen in Gisser auftrieb.



Gisser.

Der Ort ist für den, der die Mischbevölkerung dieser Handelsplätze kennt, ohne Interesse. Alfuren aus Ceram, die ich hier zu sehen erwartete, waren nicht vorhanden. Als Kulis dienten vielmehr Papuas aus Neuguinea.

Die Küste von Ceram zeigt einen wildzerissenen Anblick, grüne, steile, zuckerhutartige Kuppen und tiefe

Thäler. Die Fahrt dorthin dauert zu lange, als daß ich bis zum Abend hätte zurückkommen können.

Die Reede von Gisser bietet ein Beispiel jener starken Gezeitenströmungen, an denen die See des östlichen Archipels so reich ist. In dem Kanal zwischen Gisser und der benachbarten Insel bewegte sich das Wasser mit der Geschwindigkeit eines schnellströmenden Flusses. Ähnliches ließ sich vor Dobbo beobachten. Die Berichte solcher Reisender, die, wie Wallace und Jacobsen, in kleinen Prauen die Gewässer der Molukken befahren haben, sind voll von Klagen über die Schwierigkeiten der Schifffahrt; sie werden noch vermehrt durch die unregelmäßigen Winde, die eigentlich immer gerade die Richtung haben, die man am wenigsten brauchen kann.

Der nächste Morgen brachte für mich das Ende meiner Molukkenreise. Wie vor wenigen Wochen so erblickten wir heute im Frühlicht

die entzückend schöne **Bandagruppe**, ohne Zweifel die Perle der Molukken. In der dämmerigen Helle des Morgens erhob sich rechts der wundervoll geformte Ke gel des Gunung Api aus den Fluten. Links liegt Banda Neira, mit dem grünbewaldeten Papenberg, im Hintergrunde sehen wir den Gebirgsrücken der dritten, größeren Insel Banda Lonthor, und einige kleinere Inseln schließen sich rechts und links an.

Während wir uns nähern, schiebt sich das Bild coulissenartig auseinander. Wir erkennen die schmale, den Gunung Api von Banda Neira trennende Straße, in die wir nunmehr einfahren. Da erscheint plötzlich, wie wir um einen Landvorsprung biegen, das Städtchen Banda mit seinen freundlichen weißen Häusern, überragt von dem weißen, auf dem Hügelrücken dahinter aufgebauten Fort. Hinter uns schließt sich die Öffnung, und wir vermeinen, auf dem glatten Spiegel eines Binnensees dahinzufahren. Das Wasser ist von unendlicher, grünblauer Klarheit. In ihm spiegeln sich, mit prächtigem Walde geschmückt, die schroffen Abhänge Banda Neiras. Rechts erhebt sich steil der Vulkan, kahl, nur mit kurzem, grünem Gestrüpp



Misere auf Ceram.

bedeckt. Und das alles in dem klaren Dämmerlicht des Morgens, das das Grün tiefer und dunkler, die Entfernung geringer erscheinen läßt und eine eigentümliche perspektivische Wirkung hervorbringt. Es scheint, als wenn diese Art der Beleuchtung bei Anwesenheit von vielem Grün den stereoskopischen Effekt vermehrt. Entfernte Gegenstände, Häuser, Bäume, die sonst auf dem Hintergrunde zu kleben scheinen, treten deutlich

in den Raum heraus, und die ganze Landschaft gewinnt den Anblick eines Theaters mit Coulissen, — eine Erscheinung, die ich mehrfach in den Tropen sowohl vor Aufgang wie nach Untergang der Sonne beobachtet habe. Man könnte sie künstlich mit den bekannten Zeißschen Stereoskop-Fernrohren nachahmen.

Nun liegen wir am Pier, empfangen von einer vielköpfigen Menge; ich verabschiede mich von dem freundlichen Kapitän Wilckens, dessen Liebenswürdigkeit mir die Reise so angenehm und fruchtbringend gemacht hat, und bald bin ich in dem kleinen, sehr guten Hotel installiert, wo ich als zweiter Gast in seinem elfmonatlichen Bestehen vortreffliche Aufnahme finde.

Ein Blick auf die Karte und auf die Landschaft, wie wir ihn etwa



vom Gipfel des Gunung Api haben, belehrt uns, daß die ganze Gruppe ein großer Vulkan ist. Das halbmondförmige Banda Lonthor mit den Inseln Pisang und Kapal ist nichts weiter als die östliche Umwallung eines alten Riesenkraters, dessen westlicher Rand eingestürzt ist. In ihm hat sich ein zweiter Krater aufgebaut; seine östliche Mauer ist Banda Neira, der westliche

Teil ist verschwunden und an seine Stelle der thätige Vulkan Gunung Api getreten. Dazu gesellt sich ein ganz kleiner Krater, Ura genannt, als bewaldeter Hügel von etwa 50 m Höhe am Ostfuß des Gunung Api aufragend und von diesem durch eine flache, sandige Landenge getrennt. Die beiden Buchten an der Westseite von Banda Neira bezeichnen wahrscheinlich ebenfalls zwei alte Krater, deren Entstehung der des Gunung Api und des Ura unmittelbar voranging.

Die umliegenden kleinen Inseln sind wahrscheinlich ebenfalls Reste von ein oder zwei kolossalen Kratern, die ihrerseits Banda Lonthor einschlossen. Wir können also zum mindesten drei solche Ungetüme unterscheiden, von denen immer der kleinere in dem größeren sich als konzentrischer Ring aufbaute.

Die Gruppe wurde von der Kompagnie ausgewählt zur Anlage der großen Muskatnußplantagen, die noch heute ganz Banda Lonthor, Polo Wai und Banda Neira bedecken. Wie die Compagnie ihr Monopol

aufrecht zu erhalten verstand, ist in der Einleitung ausgeführt worden. Die Folge war die Ausrottung der ganzen Urbevölkerung; nur wenige Reste flüchteten nach Rey und haben sich dort in einigen Ansiedelungen erhalten. Die heutige Bevölkerung ist der übliche Mischmasch von malayischen und papuanischen Typen; dazu kommt die verhältnismäßig große Zahl der Europäer und Mischlinge, der Chinesen und Araber, in deren Besitz sich die Muskatplantagen befinden.

Seitdem die Kultur dieses wertvollen Gewürzes freigegeben worden ist, hat die Konkurrenz von Minahassa und Amboina die Preise erheblich gedrückt. Trotzdem ist der Anbau auch heute noch lohnend, wie der Umstand beweist, daß Banda Neira erst in neuerer Zeit bepflanzt worden ist.

Die Stadt bietet nicht den hübschen, freundlichen Anblick, wie wir ihn in holländischen Ansiedelungen gewöhnt sind. Die Vorgärten fehlen, die Häuser mit ihren weißen Mauern und Säulenveranden treten dicht an die Straße heran, die dadurch eng und langweilig werden. Wir durchschreiten vom Anlegeplatz aus zunächst das Chinesen- und Araberviertel mit seinen

Läden und gelangen dann auf einen freien Platz, mit schönen, alten Bäumen und dem grauen, moosbewachsenen Fort malerisch die vorspringende Ecke der Insel ausfüllend. Von hier führt eine prächtige Allee den Strand entlang, mit den Häusern des Assistent-Residenten, des Klubs und einiger Europäer. Parallel dazu erstrecken sich die drei schmalen Straßen des Europäerviertels, hinter dem die Hügel, gekrönt von dem viertürmigen Fort, sich erheben.

Der vornehmste Ausflug ist natürlich die Besteigung des Gunung Api, des 650 m hohen, thätigen Vulkans. Man rudert morgens in aller Frühe über den schmalen Meeresarm und erklimmt den Berg am besten von der Südseite in Begleitung eines Kulis als Führer.



Mfare auf Ceram.

Der Anstieg ist sehr steil und anstrengend, man klettert durch Ananas-, Zuckerrohr- und Batatenpflanzungen, wie sie auf dem steinigen Boden gut gedeihen, und schließlich einen alten Lavaström entlang. Nach zwei Stunden ist der Gipfel erreicht, und eine wundervolle Aussicht belohnt die Mühe. Ringsum das blaue Meer, gegenüber der grüne Gebirgsrücken von Banda Lonthor, unten das kleine Banda Neira mit dem Papenberg, dem Fort und dem wie Spielzeug daliegenden Städtchen. Die Form der alten, oben beschriebenen Krater ist hier, wo die Landschaft wie eine Relieffkarte vor uns ausgebreitet ist, deutlich zu erkennen.



Blick vom Papenberg auf Banda. Im Hintergrunde Banda Lonthor, rechts der Fuß des Gunung Api.

Zwischen den Inseln windet sich der Meeresarm, seine Untiefen heben sich grün und weiß von dem Blau des tieferen Wassers ab.

Der Krater des Berges ist eine flache, zum Teil mit niedrigem Gestrüpp bewachsene Höhlung. Man unterscheidet einen kleineren Krater inmitten eines größeren, so daß die ganze Höhlung in drei Teile zerlegt erscheint. Am nordöstlichen Abhang herrscht vom Gipfel weit hinab rege Solfatarenthätigkeit. Aus Spalten und Löchern strömt warmer Dampf, und der Boden ist teilweise heiß, breiig und gefährlich zu begehen. Inmitten der Kraterhöhlung bezeichnen ein paar Steine das Grab eines Reisenden, der sich hier unvorsichtig auf dem trügerischen Boden vorgewagt hatte und, in den heißen Brei einsinkend, verbrühte.

Die Abhänge des Berges sind abgeholzt und mit Ananas, Bataten und Zuckerrohr durch die Hände fleißiger Butonesen bepflanzt. Diese

Leuten kommen alljährlich mit ihren Fahrzeugen hierher, wie zu vielen anderen Inseln, um ihre Gärten anzulegen, — eine eigentümliche landwirtschaftliche Methode. Nichts dünkte mir vergleichbar dem Genuß, eine Ananas für wenig Kupfer zu erstehen, und in ihr saftiges Fleisch wie in einen Apfel hineinzubeißen.

Den Abstieg kann man auf der Nordost- oder der Südwestseite bewerkstelligen. Auf dem ersteren Wege passiert man die Solfataren, auf dem anderen gelangt man durch dichtes Farnkraut, dann durch Ananas- u. c. Pflanzungen bis zu einer Fischeransiedelung am Strande und hat dann den Genuß einer Rahnfahrt längs der Südseite des Gunung Api, wo alte Lavaströme ihre phantastisch gezackten Klippen aus der See erheben.

Vielleicht noch schöner ist eine Wanderung durch die Muskatplantagen zum Papenberge, der als Kuppe dem Höhenrücken Banda Neiras im Norden aufgesetzt ist. Wie in einem



Straße in Banda. Im Hintergrunde rechts der Gunung Api.

deutschen Buchenwalde heimelt es uns an. Hohe,

graustämmige Kanarienhäuser stehen in Abständen auf dem weichen, mit kurzem Gras und welken Blättern bedeckten Boden. Alles Unterholz ist sorgfältig entfernt, und statt dessen erheben sich im Schatten jener Riesen die schönen wohlgepflegten Muskatnußbäume, mit ihren regelmäßig sich ausbreitenden Zweigen und den gelben, wie Aprikosen im glänzend grünen Laube hängenden Früchten. Der Boden ist weich, die Wege gut, das Laub dicht genug, um den Sonnenstrahlen zu wehren, ohne den Wald dumpf und dunkel zu machen, kurz ein herrlicher Genuß für den, der monatelang nichts als die modrige Luft und das dunkle Wirrwarr des Urwaldes mit Sumpf, Dornen und Spinnengewebe genossen hat.

Durch den Wald tönt der monotone Gesang der Männer und Weiber, die sich der wenig anstrengenden Arbeit des Nüssesplückens widmen. Sie tragen um die Schulter eine Tasche aus Rohrgeflecht, in der es purpurrot schimmert, und in der Hand eine lange dünne Bambusstange, oben mit einem forbartigen Gestell und zwei Haken versehen.

Wo immer sie eine reife Nuß erblicken, die ihren gelben, dicken Mantel gesprengt hat und mit ihrer roten Umhüllung, der geschätzten Muskatblüte, aus dem Fleische hervorsieht, da wird sie zwischen die Haken genommen, abgerissen und fällt in das Gestell. Das Fleisch wird weggeworfen, und die Nuß wandert in den Korb.

Der Weg führt zuerst in sanfter, dann etwas steilerer Steigung in drei Viertelstunden zum Gipfel, einem Lavafelsen mit der Signalstation,



Muskatnußplantage.

wo man einen prächtigen Blick auf den Vulkan, auf die Stadt, Banda Lonthor und das Meer hat. Den Rückweg nehme man über Bangko Batu, auf einem der vom Gipfel steil bergab führenden Fußwege. Hier sieht man die Gebäude einer Plantage, wie wir sie in Banda Lonthor genauer besichtigen werden.

Nach Banda gelangt man durch den Wald, wie ich die Muskatnußplantagen besser bezeichne, in einer halben Stunde zurück. Rechts vom Wege, dort, wo der niedrige Höhenrücken (die alte Kraterumwallung) in sanfter Neigung erklommen wird, erblickt man einen wundervollen Aufschluß geschichteten Kalkes, der jedes Geologen Herz erfreuen muß. Es ist eine liegende Falte, die konvexe Seite nach Osten gefehrt und auf-

gebrochen, so daß man ihre Bildung und die scharfe Krümmung der Schichten ungewöhnlich gut studieren kann.

Auch Banda Lonthor sollte nicht vergessen werden, wiewohl ein Ausflug dorthin einen kleinen Tag in Anspruch nimmt. Man rudert oder segelt über den Meeresarm nach dem Dörfchen Lonthor, um von hier aus auf guten Wegen zunächst in sanfter Steigung den Rücken des Gebirges entlang zu wandern oder zu reiten, wenn die Bekanntschaft mit einem Pflanzer uns ein Pferd verschafft. Die ganze große Insel



Pandanuswald auf Banda Lonthor.

ist eine Mustatpflanzung, und im Schatten ihrer herrlichen Wälder ist der sechsstündige Spaziergang, den wir unternehmen wollen, keine zu große Anstrengung. Nach einer Stunde führt der Weg steil bergab zur Südküste und zieht sich nun bergauf, bergab, teils unten am Strande, teils den Rücken kleiner Vorgebirge erklimmend bis Celammon. Dumpf ertönt in das Schweigen des Waldes das Tosen der Brandung, vom Südostmonsun gegen die Klippen der Küste getrieben, und durch die grünen Wipfel erblicken wir die aufgeregte See. Wo hier unten, und auch noch in einiger Höhe, Fels an dem schwarzen Boden ansteht, da ist es meist zackiger Karang, seltener ein Lavastrom, als Vorsprung in das Meer hinausragend. Wir haben also auch hier in dem

jungen Korallenriff den Beweis für eine Strandverschiebung. Dicht an der Küste machen die Pflanzungen einem breiten Gürtel phantastischen Pandanuswaldes Platz, und aus den Träumen, die uns in heimatische Buchenwälder versetzen, werden wir unsanft aufgerüttelt. Rings umgiebt uns ein Gewirr ihrer schopfbartigen Kronen mit langen, gezähnten Blättern; ihrer sonderbaren Wurzelgestelle, als wenn die ganze wunderliche Gesellschaft auf Stelzen ginge. Es sind wahre Riesen ihres Geschlechtes, wie ich sie in ähnlicher Ausbildung bisher nur auf dem Gipfel des Lokon in Minahassa erblickt hatte. Treten wir hinaus auf den Strand, so finden wir große Felsblöcke, Geröll und Sand, aus dem die unterhöhlten Klippen des Korallenriffs steil aufsteigen, eine typische Brandungsküste.

Nun zeigt ein Wald von Kokospalmen an, daß wir uns einer Ansiedelung, den Häusern einer Plantage nähern. Ein großer freier Platz ist umgeben von den Wohnungen der Kulis. Vorn erhebt sich das stattliche Haus des Verwalters, und hinten sehen wir die Trockenschuppen. Es ist gerade Mittag. Die Arbeiter kommen von der Arbeit des Pflückens zurück, die Nüsse werden gezählt und die rote Muskatblüte von ihnen abgelöst. Sie wird in großen, runden Strohtellern in der Sonne getrocknet, während die Nüsse auf dunklen Trockenböden dem Einfluß schwachen Rauches ausgesetzt werden.

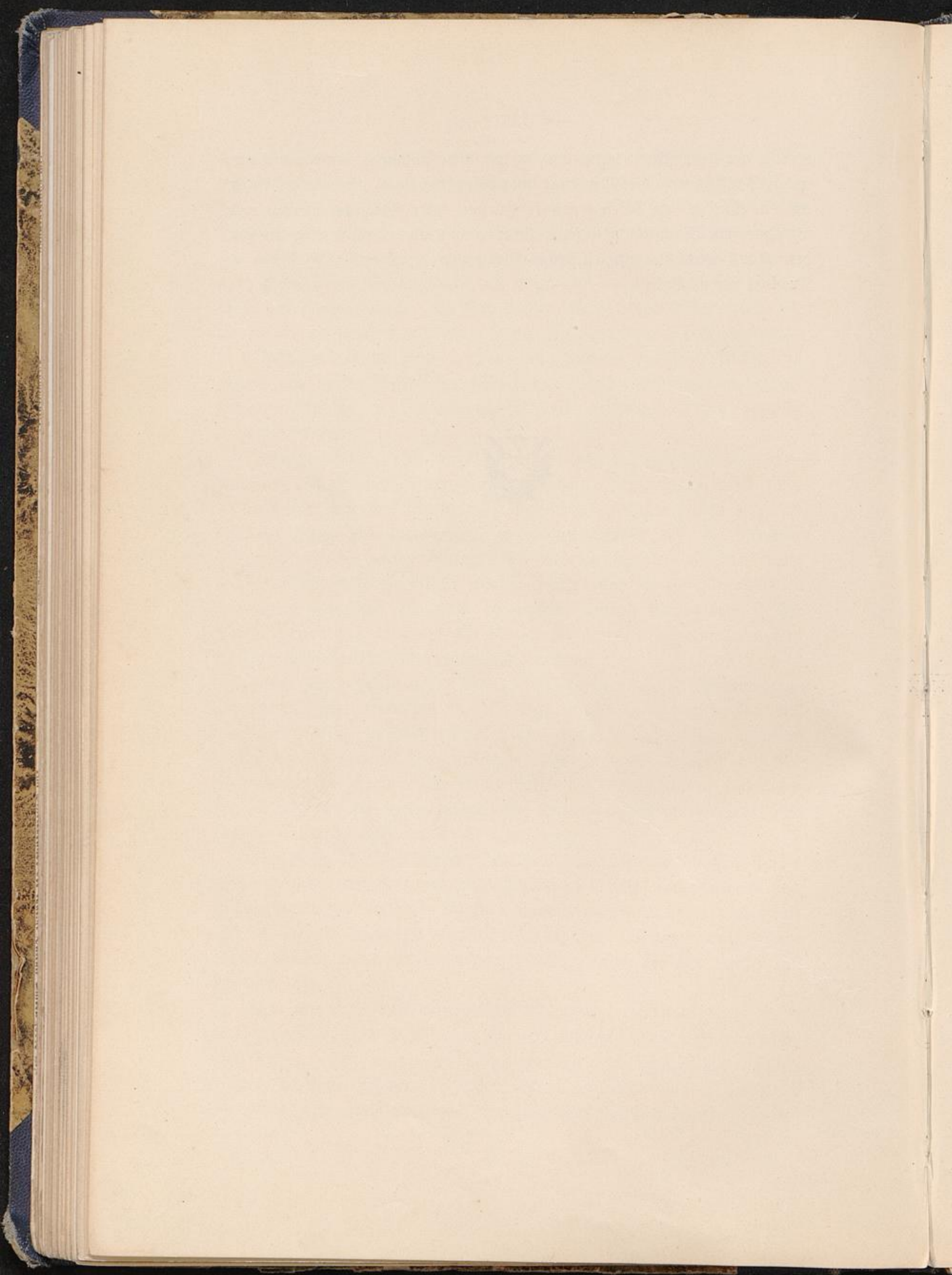
Unser Weg führt weiter bis zur Einschnürung an der Nordspitze der Insel. Hier senkt sich das Gebirge mit steilen Hängen, und wir überschreiten einen niedrigen Rücken, um an der anderen Seite steil nach dem Dorfe Selammon hinabzusteigen, mit prächtiger Aussicht auf den Meeresarm, den Vulkan und Banda Neira im Hintergrunde. Entweder können wir hier die Küste entlang bis Lonthor zurückwandern oder mit günstigem Winde nach der Stadt hinübersegeln.

Das sind die wesentlichsten Spaziergänge. Kleinere lassen sich in Fülle machen: zum Fort mit seiner hübschen Aussicht; den Oststrand von Banda Neira entlang, wo kolossale Lavaströme sich ins Meer ergießen und ein Gewirr schwarzer Klippen aus der Flut aufragt; hinüber zum kleinen Vulkan Ura, wo im dichten Walde deutlich der alte Krater sich erkennen läßt.

Bei dem arabischen Händler Baadilla findet man eine große Auswahl von Paradiesvögeln, und wer von Perlen etwas versteht, möge hier kaufen. Für mich, gut aufgehoben in dem vortrefflichen Hotel, strichen die Tage auf dem herrlichen Eiland angenehm dahin, bis eines Morgens mein Boy mich mit der freudigen Nachricht weckte: „tuan,

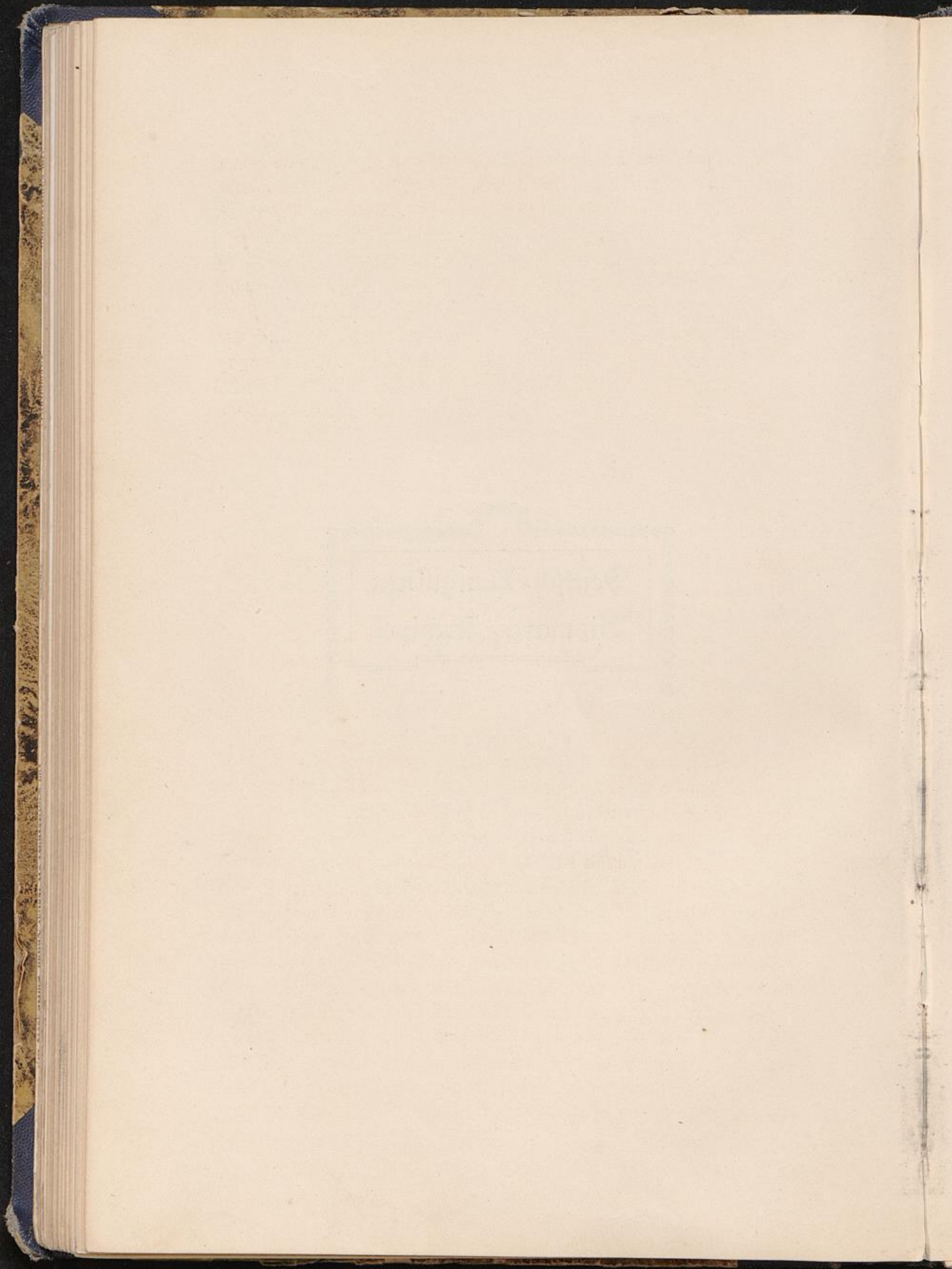
Stettin datang“. Und richtig, wie ich am Pier anlangte, kam das schöne, stolze Schiff durch die Meerenge angedampft. Bald war ich an Bord, wo ein Haufen von Briefen meiner wartete, denn seit sechs Wochen war ich ohne jede Nachricht gewesen. Dann ging's am nächsten Tag hinaus, den Kurs nach Nordost, Deutsch-Neuguinea entgegen. Die Reise im Archipel ist zu Ende.

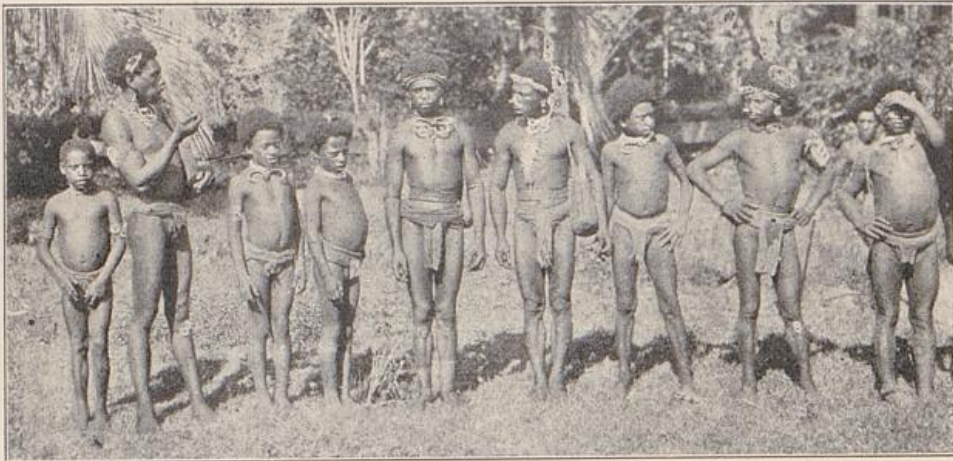






Deutsch-Neuguinea
und der
Bismarck-Archipel





Eingeborene von Rarotonga.

Eines der unbekanntesten Länder der Welt, vielleicht das einzige, noch so gut wie unerforschte, die größte Insel der Erde, lade ich den freundlichen Leser ein, mit mir im Fluge zu besuchen. Und es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß wir auf unserer kurzen Reise an Bord der „Stettin“ den bei weitem größten Teil der deutschen Besitzungen hier kennen lernen werden, der sich ohne weiteres besuchen läßt. Wer mehr sehen will, muß in die Reihe der wirklichen Entdeckungsreisenden eintreten und auf kostspieligen und gefahrvollen Expeditionen sich bemühen, den Schleier lüften zu helfen, der dieses Wunderland verhüllt.

Es ist das Verdienst des Norddeutschen Lloyd, die erste bequeme Reiseverbindung nach Neuguinea hergestellt zu haben. Die alte Linie, auf der der Dampfer „Stettin“ in acht Wochen die Hin- und Rückreise von Singapore über Batavia, Makassar, Banda, Amboina nach den deutschen Küstenplätzen von Kaiser-Wilhelmsland und des Bismarck-Archipels machte, ist im letzten Jahre erheblich erweitert worden. Die „Stettin“ fährt von Herbertshöh auf Neupommern nach Sydney weiter, um dann auf demselben Wege nach Singapore zurückzukehren. Ein anderer großer Dampfer der Gesellschaft fährt von Hongkong über einen Hafen der Karolineninseln, Neuguinea und Herbertshöh nach Sydney und zurück. Beide beenden die Rundtour in etwa drei Monaten, und man kann nunmehr einen Besuch dieser bisher dem Weltverkehr vollständig entrückten Inseln auf das bequemste in den Rahmen einer Weltreise einspannen. Man kann z. B. von Singapore auf diesem Umwege nach Australien

gefangen, oder aber in Herbertshöh, wo vor kurzem ein vortreffliches Hotel erbaut worden ist, den Dampfer nach Hongkong erwarten, und die Zwischenzeit zu höchst interessanten Ausflügen auf der Gazellehalbinsel benutzen.

Neuguinea ist mit seinen 775 000 Quadratkilometern beinahe anderthalbmal so groß wie das Deutsche Reich. Von Australien ist es nur durch die seichte Torresstraße getrennt, und steht somit auf dem Festlandssockel dieses Kontinents auf. Der Bismarck-Archipel, bestehend aus der großen Insel Neupommern, den kleineren Neumecklenburg, Neuhanover, St. Mathias, den Admiralitäts- und zahlreichen anderen Inseln, gliedert sich im Osten an und umschließt franzartig das Becken der Schleinitz-See. Endlich bilden die Salomons-Inseln die Fortsetzung Neumecklenburgs gegen Südosten.

Wie wir wissen, beanspruchte Holland den ganzen Westen Neuguineas bis etwa zum 141. Längengrade, weil sich bis hierhin die nominelle Herrschaft des Sultanats von Tidore erstreckte. Durch einen Vertrag mit England im Jahre 1824 wurde dies Verhältnis geregelt. Der Vertrag zwischen Deutschland und England vom Jahre 1884 führte dann weiter zur Aufteilung der östlichen Hälfte, deren Norden mit dem Bismarck-Archipel und einem Teil der Salomons-Inseln an Deutschland fiel, während England den Süden definitiv in Besitz nahm. Veranlaßt wurde das Abkommen durch den mächtigen Aufschwung des deutschen Handels in der Südsee und speziell durch die Bildung der bekannten Neuguinea-Compagnie. Sie erfolgte durch eine Anzahl Kaufleute, vorab den Geheimen Kommerzienrat Hansemann in Berlin, um „in der Südsee von politisch noch freiem Lande zu besetzen, was eben noch möglich war“. Die Stimmung der Reichstagsmehrheit, in ihrer weltgeschichtlich bekannten philisterhaften Abneigung gegen Bismarcks weitausschauende Kolonialpläne, zwang leider dazu, die Verwaltung der Kolonie dieser Compagnie zu übertragen und ihr durch kaiserlichen Schutzbrief die Landeshoheit über „Kaiser Wilhelmsland“ zu verleihen. Diesem Zustande, der zu vielen Unzuträglichkeiten führte, ist im Jahre 1900 ein Ende gemacht worden. Das ganze Gebiet ist nunmehr „deutsche Kolonie“ unter der Landeshoheit des Reiches.

Wenn ich sage, daß Neuguinea sowohl wie der Bismarck-Archipel so gut wie unbekannt sind, so geschieht das mit triftigen Gründen. Obgleich schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch portugiesische Seefahrer entdeckt, haben doch erst die letzten Jahrzehnte über das Innere Neuguineas einigen Aufschluß gebracht, — dank den ungeheuren Schwierig-

keiten, die die Verhältnisse des Landes dem Eindringen einer Expedition entgegensetzen. Verhältnismäßig am besten ist der englische Anteil erforscht, weniger der deutsche, ganz und gar nicht der holländische.

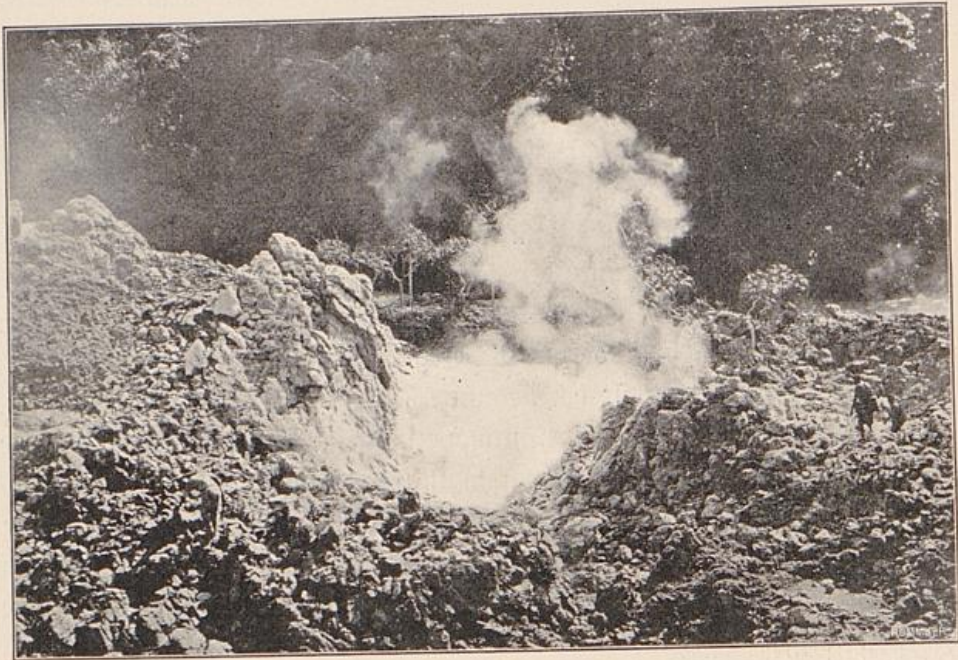
Zusammenfassend läßt sich sagen, daß wohl die ganze Insel von dichtem Urwald bedeckt ist. Durchzogen wird sie von mächtigen Gebirgen, die wahrscheinlich in der Bismarckkette eine Höhe von 5000 m erreichen, also zu den größten der Erde zählen. Von gewaltigen Flüssen wird sie entwässert, dem Rochussen-, Kaiserin Augusta- und Ramu-Fluß im Norden, dem Fly im Süden. Steile Anstiege, tiefe Schluchten, undurchdringlich dicke Vegetation, reißende Bäche bieten dem Vorwärtsschreiten Hindernisse wie vielleicht in keinem anderen Lande der Erde. Dazu gesellt sich die geringe Bevölkerungsdichte, der Mangel an jagdbarem Wild und an eßbaren Früchten, um einer nicht genügend verproviantierten Expedition als schlimmsten Feind den Hunger entgegenzustellen. Rechnet man dazu die zahllosen kleinen Beschwerden, denen der Reisende in tropischer Wildnis ausgesetzt ist, als die schlimmsten wohl die Bisse der Blutzegel und der berüchtigten Buschmilben, die schwere Fußwunden verursachen, — so kann man sich unschwer ein Bild von den Strapazen machen, mit denen die Erforschung der Insel verknüpft ist. An ihrer Unterschätzung ist der bekannte Reisende Otto Ehlers gescheitert. Er wurde beim Versuch einer Durchquerung der Insel, nachdem ihm die Nahrungsmittel ausgegangen waren und er wochenlang mit seinen Begleitern von Gras und Kräutern gelebt hatte, von zweien seiner schwarzen Leute erschlagen. Das geschah am Ende der siebenten Woche, und in dieser Zeit hatte er wenig mehr als die Hälfte der 160 km langen Strecke zurückgelegt!

Andererseits muß betont werden, daß eine Expedition, mit genügender Umsicht vorbereitet und etappenweise vorgehend, auf keine unübersteiglichen Hindernisse stoßen wird, und es steht zu hoffen, daß wir bald von der ersten Durchquerung Neuguineas, an einer breiten Stelle, hören werden.

Ähnlich steht es mit den Inseln des Bismarck-Archipels. Nur Neumecklenburg ist an seiner schmalsten Stelle einigemal, darunter auch von dem Verfasser in Gemeinschaft mit dem Kaiserlichen Richter Dr. Schnee, erfolgreich durchquert worden. Im übrigen kennt man nur den Verlauf der Küsten, und auch diesen nur unvollkommen. Hinter der größten Niederlassung auf Neupommern, Herbertshöh, dem Sitz des Gouverneurs, beginnt schon nach 20 km das unbekannte Gebiet, und nur an wenigen Stellen der großen Insel sind kleine Landungsversuche

unternommen worden. Von diesen Inseln läßt sich daher auch nur sagen, daß sie mit dichtem Urwald bedeckt und von Gebirgsketten bis zu mindestens 2000 m Höhe durchzogen sind.

Der Küste von Kaiser Wilhelmsland ist eine Reihe von Inselvulkanen vorgelagert, die sich bis zur Westspitze Neupommerns erstreckt und in einer Kette von Feuerbergen auf dem Nordrande dieser Insel ihre Fortsetzung findet. Vulkanisch sind ferner die French-Inseln, die Admiralitäts-Inseln und die Reihe kleiner, die Ostküste Neumecklenburgs begleitender Inseln. Von Interesse ist, daß von dem Verfasser bei einer Reise mit



Robert Koch-Geysir auf der Villaumezhalbinsel in Neupommern.

dem Kriegsschiff „Möwe“ auf der Villaumez-Halbinsel in Neupommern ein schönes Geysirbecken gefunden und studiert wurde. Der größte Geysir daselbst, ein gewaltiger, seine Wassermassen jede zweite Minute in die Höhe schleudernder Schlund, wurde zu Ehren des anwesenden großen Forschers der „Robert Koch-Geysir“ getauft.

⊙ Soviel über die orographische Beschaffenheit des Landes. Von der Fauna wurde schon früher gesagt, daß sie sich auszeichnet durch den Reichtum an schillernden Schmetterlingen und Vögeln; die Paradiesvögel sind ja jedem Schulkind bekannt. Von placentalen Säugetieren existieren nur Fledermäuse und Ratten. Schweine und Hunde sind höchstwahrscheinlich durch Fremde eingeführt worden. Alle übrigen ge-

hören den Beutel- und Kloakentieren an, wie das Baumkänguruh, der Ameisenigel und andere.

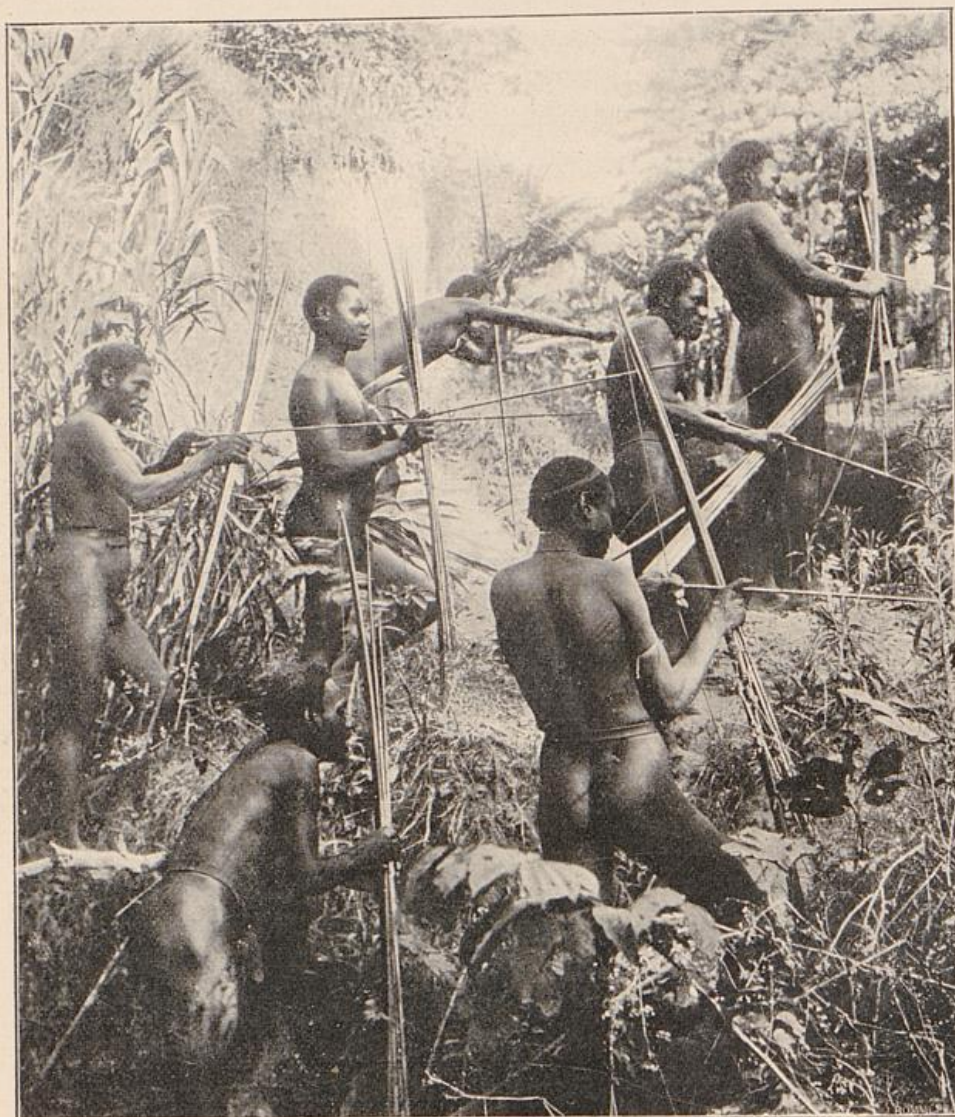
Noch wenig erforscht ist die ungeheuer reiche Flora des Landes. Nach Warburg ist charakteristisch die große Zahl der ihm eigentümlichen Pflanzen; sie beweist die seit langer Zeit isolierte Lage Neuguineas. Mit Australien teilt es in den südlichen, vom trockenen Südostpassat erreichten Gegenden die Savanne, das mit Eukalypten bedeckte Grasland. Im übrigen herrscht dichter tropischer Urwald, mit einer solchen Fülle eigener Formen, daß wir mit Warburg von einem papuanischen Florengebiet sprechen dürfen, zu dem auch der Bismarck-Archipel zu rechnen ist.

Vom Klima genüge zu sagen, daß es dem des malayischen Archipels ähnlich ist, — tropisch feucht, die Vorbedingung für jene Fruchtbarkeit, die Neuguinea dereinst zu einer der reichsten Tropenkolonien machen wird.

Die Bevölkerung bilden die Papuas. Wie sehr die Bewohner verschiedener Distrikte im Aussehen voneinander abweichen, ist in der Einleitung erwähnt worden. Die Verschiedenheiten der Farbe, der Größe, des Haarnwachses, der Gesichtsbildung, der Sprache sind so groß, daß wir hier nicht weiter darauf eingehen können, und den Leser auf Specialwerke verweisen müssen. Die Kultur ist die der Steinzeit; Bogen, Keulen und Speere bilden die Waffen, Steinärzte die Werkzeuge. Die Bekleidung besteht in Neuguinea im allgemeinen aus dem Lendenschurz von Gras oder Baumrinde; im Bismarck-Archipel fehlt auch dieser Anflug an europäische Bedürfnisse. Kannibalengebräuche herrschen überall, besonders im Bismarck-Archipel, wo die Menschenfresserei ganz allgemein ist. Größere Stämme existieren nicht. Dorf bekriegt Dorf und verschafft sich so den notwendigen Festbraten. Im übrigen bilden Taros, Yams und Kokosnüsse die Nahrung. Weit verbreitet ist der Sinn für künstlerische Ausschmückung, der sich in hübschen Schnitzwerken kundgibt.

Die wirtschaftliche Erschließung des Landes ruht hauptsächlich in den Händen der Neuguinea-Compagnie, der aber in Neupommern andere Firmen über den Kopf wachsen. Es existieren bereits große Kokos- und Tabakspantagen; Kaffee, Kakao, Kautschuk, kurz alle edlen Tropengewächse finden die denkbar günstigsten Bedingungen. Dazu gesellt sich ein ausgedehnter Handel, wie ihn beispielsweise die Firma Hemsheim & Co. unter ihrem trefflichen Leiter, Herrn Thiel, auf Matupi betreibt. Diese Firma besitzt eine große Anzahl Stationen auf den verschiedenen Inseln des Archipels. Ein weißer oder farbiger „trader“ wohnt dort in seinem

primitiven Häuschen, tauscht von den Eingeborenen Kokosnüsse, Schildpatt, Perlmutter gegen Messer, Zeug, Beile, Tabak ein und wird in größeren Zwischenräumen von den kleinen Segelschiffen der Firma besucht. Es ist eine eigenartige Existenz, die des „traders“, voll von Entbehrungen



Parkinson phot.

Eingeborene der Salomonsinseln im Geflecht.

und Gefahren, aber auch reich an abenteuerlichen Erlebnissen, die in zahllosen Geschichten voll grotesken Humors ihren Ausdruck finden. Die Umgangssprache mit den Eingeborenen bildet das „pidjin-english“, jene unglaublich primitive, in ihrer verblüffenden Einfachheit zuweilen überwältigend komische Mischung von englischen, spanischen und anderen

Redeelementen. Big fellow master plenty too much coconut belong him grass he no stop, — was bedeutet das, geneigter Leser? Es heißt übersetzt: „großer Kerl Herr ungeheuer sehr Kokosnuß gehörig ihm Gras darauf nicht wachsen“; es bedeutet: „der Landeshauptmann mit dem Kahlkopf“ und es war der Name, unter dem ein Vertreter dieses höchsten — plenty too much — Amtes in der anmutigen Bildersprache des pidjin-english bekannt war. Box belong cry, „Kiste, die schreit“ ist ein Piano, und sabe box belong him he no proper, — „seine Wissenstiste ist nicht in



In Neumeklenburg. Kaiserl. Richter Dr. Schnee den Häuptlingen die Verwerflichkeit des Menschenfressens auseinandersetzend: suppose you kaikai big fellow men, fellow wife, small fellow piccanini, me fight you.

Ordnung“, so sagt man von einem, der nicht ganz richtig im Kopfe ist. Will man einen Eingeborenen zum Schweigen bringen, so spricht man die leicht verständlichen Worte: „Halt's Maul,“ und der Mann beklagt sich darüber wehmütig: „him Halt's Maul me.“

Die Verwaltung des deutschen Anteils von Neuguinea, bisher Aufgabe des Landeshauptmanns, des höchsten Beamten der Compagnie, ist mit dem Jahre 1900 auf einen Reichsbeamten, den Gouverneur, übergegangen, dem das ganze Schutzgebiet der Südsee, mit Ausnahme Samoas, untersteht. Zwei kaiserliche Richter, der eine in Friedrich-

pommern, üben die Gerichtsbarkeit aus. Ein Kriegsschiff vermisst die unbekanntes Küsten, eine kleine Truppe eingeborener Polizeisoldaten bildet den Schutz der Ansiedlung und den bewaffneten Arm des Gesetzes.

Nicht gerade zu seinem Vorteil bekannt ist Neuguinea als das klassische Land der Malaria, die hier in mehr oder minder schwerer Form auftritt, und der bisher kein Europäer entging, viele zum Opfer gefallen sind. Diese unleugbar große, jedem Reisenden, der sich für längere Zeit an Land begibt, drohende Gefahr ist nach der jüngsten Entdeckung Robert Kochs gänzlich beseitigt worden, bildet also kein Hindernis mehr. Der Verfasser, der längere Zeit mit dem großen Forscher zusammen



Geheimrat Robert Koch in Neuguinea.

reiste und streng nach seinen Vorschriften lebte, kann die unfehlbare Sicherheit der Kochschen Prophylaxe am eigenen Leibe bestätigen. Er hat ebensowenig wie Koch, trotz längeren Aufenthalts, einen Fieberanfall gehabt. Näheres darüber bringt der Anhang dieses Buches.

Flüchtig orientiert über die allgemeinen Verhältnisse, wollen wir nun die Reise antreten. Wenn unser Weg auch nur wenige Punkte der Küste des Wunderlandes streift, dennoch, welche Fülle interessanter und wechselnder Eindrücke! Wie ein Panorama zieht diese Welt an unserem Auge vorüber. Wilde Völker im ursprünglichsten Naturzustande, die Anfänge einer vielverheißenden ko-

lonisatorischen Thätigkeit und als Bühne eine Landschaft von bestrickender Großartigkeit und Schönheit. Den eigenartigen Reiz, den unsere Art der Betrachtung vom sicheren Boden eines bequem eingerichteten Schiffes bietet, haben wir schon bei unserer Wanderung durch die südlichen Teile der Molukken empfunden. Er kehrt in verstärktem Maße wieder, hier, wo Scenerie und Volksleben weniger miniaturhaft erscheinen als dort auf Inselchen kleinsten Duodezformats, und wo — das bin ich schuldig zu erwähnen — unser schwimmendes Heim einen so angenehmen Aufenthalt bietet, wie wir ihn eben nur auf einem Lloydsschiff finden. Das Interesse, das wir als Deutsche unserer deutschen Kolonie, wo vom Flaggenmaste des Landungsplatzes die schwarz-weiß-roten Farben leuchten, entgegenbringen, ist eigentlich zu selbstverständlich, um besonders erwähnt zu werden.

Und so hoffe ich, daß der geneigte Leser nicht nur im Geiste uns begleiten, sondern sich auch ermannen wird, selbst einmal von diesem verführerischen, nicht allein Genuß, sondern auch reiche Belehrung bietenden Tranke zu kosten. Weg drum, deutscher Michel, mit Käseblatt, Bierkrug und Körgelei, und „frisch auf, grad in die Welt hinein“, wo dir der Wind der weiten See um die Ohren weht und das kleinliche Geschwätz von Nachbarphilistern und Reichsboten vom Brausen des Weltverkehrs übertönt wird.

Wir liegen also behaglich auf dem großen, schönen Oberdeck der „Stettin“, im langen, bequemen Rotangstuhl, und sehen am fernen Horizont den Gunung Api im blauen Dunste verschwimmen. Nachmittags erscheint die Küste von Ceram; wir fahren, nicht weit von Gisser, durch die enge Straße zwischen Goram und dem Ceramlaut-Inseln hindurch, um mit scharfer Biegung den Kurs nach Nordnordwest zu nehmen.

Am Vormittage des nächsten Tages passieren wir die kleinen Schildpattinseln, und nun geht's, wie auf einem breiten Flusse, durch die Sagoeienstraße zwischen Batanta und Salawati hindurch. Rechts und links Hügel und Urwald, am Strande einige wenige Pfahlbauten. Bald nimmt uns die Dampierstraße auf, und wir halten uns ziemlich nahe der bergigen, bewaldeten Küste, bis wir an die Geelwinckbay eintreten. Hier werden am folgenden Nachmittag die Inseln Mofur und Jappen passiert, und am nächsten Morgen durchfahren wir, außer Sicht des Landes, das grüne Wasser, das der mächtige Kochussenfluß aus dem Inneren Neuguineas dem Meere zuführt. Ein merkwürdiges Naturschauspiel harret unser gegen Mittag. Auf der spiegelglatten See bemerken wir in weiter Ferne einen langen, am Horizont sich verlierenden, schimmernden Streifen. Wie wir uns nähern, erkennen wir ihn als haarscharfe Grenze zwischen dem grünen Wasser des Flusses und dem intensiv blauen des Meeres, durch treibendes Holz und weißen Schaum noch deutlicher markiert. Abends erscheint im Süden die bergige Insel Kumamba, und am nächsten Morgen haben wir uns wieder der Küste bis auf wenige Meilen genähert. Wir erblicken deutsches Land, denn in der Nacht wurde die Grenze gegen den holländischen Besitz passiert, wobei die Zollbeamten sich nach der ernststen Aussage des Kapitäns sehr entgegenkommend gezeigt haben. Allmählich werden die Berge niedriger, lange Streifen flachen Landes begleiten uns, abwechselnd mit niedrigen Hügelketten. Nun erscheint am Horizont ein mächtiger, blauer, vielgezackter Gebirgszug, das Torricelligebirge, und bald liegen wir vor der kleinen Insel Tamara in Berlinhafen vor Anker.

④ Tamara mit seinen noch kleineren Nachbarinseln, und die Sainsongruppe, bestehend aus den Inseln Uly, Angel und Seleo, sind der niedrigen, dichtbewaldeten Brandenburgküste vorgelagert. Auf Seleo befindet sich eine Station der Neuguinea-Compagnie und auf Tamara eine Niederlassung der katholischen Mission. Wir benutzen die kurze Zeit bis Sonnenuntergang und lassen uns in dem Boote der freundlichen, an Bord ihre Aufwartung machenden patres, an Land rudern. Unsere Bootsleute sind Eingeborene aus dem Bismarck-Archipel; an Stelle ihrer faulen und arbeits scheuen Brüder vom Festlande dienen sie in ganz Kaiser-Wilhelmsland, neben Chinesen und Malayen, als Kulis. Sie sind dunkelbraun, von kräftiger Figur, mit groben Gesichtszügen und kurzem, krausem, hellgelb gebeiztem Haar.

Am Strande erhebt sich unter Palmen, von einem hübschen Garten und einigen Eingeborenenhütten umgeben, das einfache Wohnhaus der Mission. Auf einem Fußpfade gelangen wir rechts durch Busch und Mang-Mang-Wiesen in zehn Minuten zu dem nächsten größeren Dorf, wo einige zwanzig Hütten unregelmäßig im Schatten hochstämmiger Kokospalmen durcheinanderstehen. Die Bauart ist sehr einfach: ein großes Dach von Palmblättern erhebt sich auf mannshohen Pfosten, die niedrigen Giebelwände sind aus dem gleichen Material, und eine kleine Thür, mittelst einer Leiter erreicht, gestattet den Einblick in das finstere, wenig lieblich duftende Innere.

Mitten unter den Häusern zeichnet sich eines durch ein turmartiges Dach, rot und schwarz bemalte Wände und reichliche Schnitzerei an Leitern und Pfosten aus. Es ist ein Barakhaus, in dem der vom Dorf verehrte Geist merkwürdigerweise immer dann zu erscheinen und zu wohnen pflegt, wenn die Männer Gelüste nach einem reichlichen Schmause empfinden. Einige Tage vorher kündigt der unsichtbare Herr sein Erscheinen durch geheimnisvolle, aus dem Mangrovegebüsch des Strandes erschallende Flötentöne an. Dies ist zugleich ein Zeichen für die Weiber, ein Schwein zu schlachten, Taros aus dem Busch zu holen und alles zum Festmahl des Geistes rüstig vorzubereiten. Wiederum ertönen die säuselnden Klänge, diesmal aus größerer Nähe, und nun verschwinden Weiber und Kinder im Busch, denn, so sagt die Überlieferung, der Geist tötet die Frauen, die sich in seinen Dunstkreis wagen. Wenn sie wiederkehren, sind geleerte Schüsseln und abgenagte Knochen die stummen Zeugen der heiligen Handlung.

Böse Zungen behaupten freilich, daß das Konzert ganz natürlich zu stande komme, und daß die Flöten in dem besagten Hause, das die

Weiber bei Gefahr des Lebens nicht betreten dürfen, aufbewahrt werden. Verhältnismäßig selten haben, wie Kühn aus Sefar erzählt, auch die Frauen ihre Geheimnisse. Dort steht ein roh behauener Pfahl mit der merkwürdigen Eigenschaft, daß jedes Weib, das ihn ansieht, unfehlbar nach neun Monaten ein Kind bekommt. Jegliche Jungfrau oder Gattin eines abwesenden Gemahls schleicht daher verhüllten Hauptes an ihm



Eingeborene in Sefeo.

vorbei; wenn aber einmal der Wind den Schleier wegweht oder ein anderer Zufall das arme Wesen den bösen Pfahl erblicken läßt, — ja, dann ist das Unglück eben geschehen.

Nach dieser Abschweifung zurück zu unserem Dorf.

Die Männer, die teilnahmslos unsere Besichtigung dulden, sind klein und kräftig gebaut, dunkelfarbig, mit auffallend kleinen Füßen und mit jener kolossalen, für viele Papuastämme charakteristischen Haarperücke geziert. Ihre Bekleidung bilden ein Schamgurt aus Baumrinde, Arm-,

Hals- und Knöchelschmuck von Muscheln und Flechtwerk. Im Haare stecken ein paar Blumen, grüne, duftende Zweige oder Federn. Die Ohren tragen Muschelringe, und ein dito Stäbchen durchbohrt die Nasenscheidewand. Die Weiber umgürten sich mit einem Grasschurz und tragen Ohr- und Halschmuck.

Das Verhalten der Leute ist ruhig und freundlich. Meinen Tauschgegenständen bringen sie kein allzu großes Interesse entgegen, lassen sich aber willig ein paar einfache Bogen und Pfeile, Schmuckstücke u. s. w. und, was mir wertvoller war, ein paar geschlitzte große Verzierungen



Haus in Seleo.

des Barakhauses abnehmen. Der ruhige Verlauf des Schachers kontrastiert lebhaft zu den lärmenden Szenen, die wir auf den südlichen Molukken erlebt haben. Die Männer kommen zögernd heran, überreichen ihre Sachen und sind mit einem kleinen Messer oder einer Schnur Perlen höchlich zufrieden.

Die gangbaren Tauschartikel sind übrigens in Neuguinea zum Teil andere als in den Molukken. Insbesondere ist der javanische lose Tabak nicht bekannt. Vielmehr gilt als kleine Münze überall der amerikanische Stangentabak, ein scheußliches, schwarzes, klebriges Kraut, dort, wo der europäische Einfluß durchgedrungen ist, von ganz bestimmtem Marktwert. Für Trägerdienst während etwa einer Stunde ist eine

Stange = vier Pfennig reichliche Bezahlung. Größere Tauschgegenstände bezahlt man mit mehreren Stangen oder mit Messern, Beilen, rotem Rattun, der in entsprechender Länge von einem größeren Stück abgerissen wird, Glasperlen u. s. w.

Nach Rückkehr wurden uns die Zöglinge der Missionare vorgestellt. Die kleinen, netten Burschen sind folgsam, geben die Hand, nennen ohne Zögern ihren christlichen Vornamen, und die patres sind mit ihrem willigen Verhalten und ihrer Lernbegierde sehr zufrieden. Sie werden in Lesen, Schreiben, Religion und Singen unterrichtet und geben uns eine Probe zum besten, indem sie das „Heil dir im Siegerfranz“, deutsch und in ihrer eigenen Sprache, nicht schlechter singen als ihre weißen Brüderchen in Deutschland.

Am folgenden Morgen wurde in einer halben Stunde nach Seleo, der Station der Neuguinea-Compagnie, hinübergedampft. Der Platz ist noch im Werden, und es läßt sich nicht viel über ihn sagen. Auf der Insel ist eine Kokosnußplantage von 7000 Bäumen angelegt. Tauschhandel ist durch 12 Stationen mit den

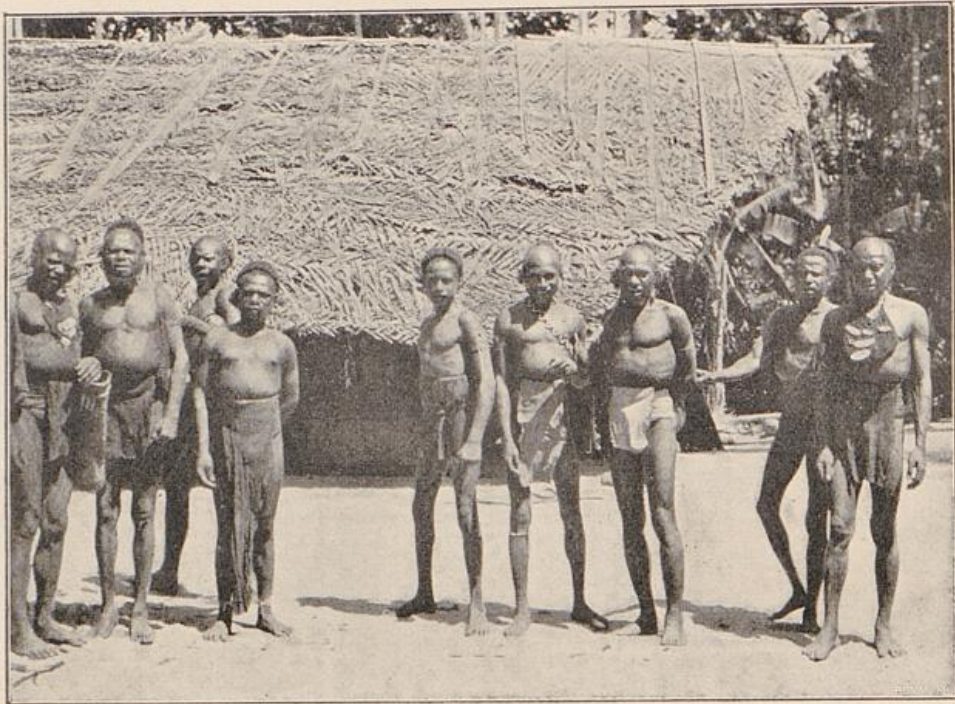


Heiliges Haus in Seleo.

Stämmen der Küste angeknüpft worden. Vielbegehrte Gegenstände, wie Eisen, Tabak, Streichhölzer, werden von diesen wieder weiter ins Innere verhandelt, und Kokosnüsse bilden die Gegenzahlung. Es ist zu erwarten, daß auf diese Weise die unglaubliche Bedürfnislosigkeit der Leute besiegt und damit die Möglichkeit gewonnen wird, sie als Arbeiter gewinnen zu können. Bisher verhielten sie sich zu der Thätigkeit, die das Leben köstlich macht, durchaus ablehnend — wozu übrigens die verkehrte Behandlung der zuerst angeworbenen Kulis in Stephansort nicht wenig beigetragen haben soll —, und fremde Leute, wie die aus dem Bismarck-Archipel, müssen aushelfen.

Am Strande liegt hinter einem hübschen Garten das Haus des Administrators der Station, rechts und links ein paar Warenschuppen. Ein guter Weg führt links zum einzigen Dorfe der Insel, mit seinen zwei Duzend Häusern dem gestern besuchten so ähnlich, daß wir uns eine Beschreibung schenken können. Steinbeile, Knochendolche und die Begehrlichkeit, mit der das miserabelste Messer genommen wird, sind ein Zeichen für die niedrige Kulturstufe der Einwohner.

Wer aus Deutschland mit einem ganzen Arsenal von Waffen und



Eingeborene in Potsdamhafen.

der Hoffnung auf gruselige Abenteuer hierherkommt, der wird beim Besuch dieser Stranddörfer bitter enttäuscht sein. Die Leutchen sind alles andere als blutdürstig, und wenn ihre Teilnahmslosigkeit eine Empfindung verrät, ist es eigentlich mehr Furcht, gepaart mit harmloser Gutmütigkeit. Sie zeigten willig alles, was man nur sehen wollte, kletterten in die Palmen, um Kokosnüsse herabzuwerfen, und waren dankbar für eine Prise Tabak oder ein paar elende Glasperlen. Da war das freche Gesindel in Letti oder die fecken, selbstbewußten Kerle in Timorlaut doch ein anderer Schlag! Das verzogenste Mutterjöhnchen kann ohne Gefahr für sein liebes Leben hier herumspazieren. Also heraus, du Vater, mit dem Geldbeutel, damit dein Junge sich die Sache ansehen kann! Selbst

Frau Mama kann mitziehen, wenn sie ihren Liebling nicht allein ins wilde, böse Neuguinea entlassen will. Ich garantiere, daß die ernstlichste Gefahr ein bißchen Seekrankheit ist.

Im Ernst, nichts weiter. Von Malaria, die ja zweifellos nicht scherzhaft zu nehmen ist, bleibt man sicher verschont, da man nachts auf dem Schiffe schläft. Wer den Mut hat, durch die Campagna bei Rom mit der Eisenbahn zu fahren oder die Tempel in Paestum zu besuchen, kann sich getrost auch hierher wagen. Die einzige Stelle, wo die Möglichkeit der Ansteckung vorliegt, ist Friedrich-Wilhelmshafen für den Fall,



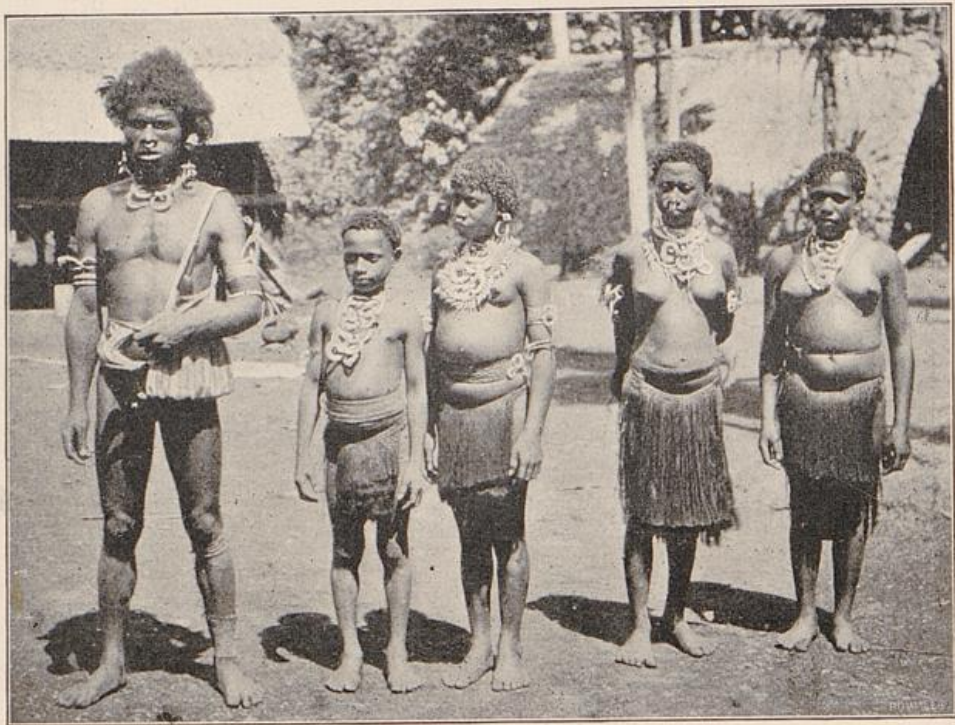
Am Pier in Friedrich-Wilhelmshafen.

daß der Dampfer nachts am Pier liegt. Aber eben mit Rücksicht darauf bleibt die „Stettin“ nur den Tag über dort und fährt schon abends weiter. In allen übrigen Häfen ankern wir auf der Reede in gesicherter Entfernung.

Und wie nett ist das Leben an Bord! Außer dem lebenswürdigen Kapitän und seinen Offizieren finden wir stets ein paar Deutsche vor, Angestellte der Compagnie, Regierungsbeamte, Missionare, von Deutschland kommend oder auf einer der Stationen einsteigend. Welch vergnügte Stunden erleben wir bei Tafel in dem kleinen, hübschen Salon, und wie gemütlich ist's auf Deck, wo alles in langen Rotangstühlen liegend und rauchend herumliegt. Schweres Wetter ist in diesen Regionen

ein feltener Gast und jene langsam anrollende Dünung, die den Magen umkehrt und unermessliches Weh anrichten kann, noch feltener. Die Temperatur, tagsüber immer durch eine leichte Brise gemildert, ist abends wundervoll kühl.

Am nächsten Morgen sehen wir links aus den Wassern einen gewaltigen Vulkan sich erheben. Der Gipfel ist gezackt und entsendet zwei mächtige Rauchsäulen, die Flanken sind von tiefen Schluchten aufgerissen. Es ist Manumudar, ein Glied jener Kette von Vulkaninseln, die die



Eingeborene in Nagetta.

Küste begleiten, und wir befinden uns am Eingange der Bucht Potsdamhafen. Rechts dehnt sich eine weite Flachküste aus, und geradeaus erblicken wir niedrige Hügel, mit einigen Baumgruppen und großen, grünen Graslichtungen bedeckt.

Bald liegen wir in einer kleinen, sanftgeschwungenen Bucht vor Anker. Auf einer Insel links schimmert das Verwaltungsgebäude der Station unter Bäumen hervor, rechts erstreckt sich eine bewaldete Landzunge in die See hinaus, und im Hintergrunde sieht man am Fuße der Hügel die schwarz-weiß-rote Flagge unter Palmen herauslugen. Dort liegt das neuerrichtete Haus der katholischen Mission. Die patres kommen

an Bord, und in ihrem schmucken Boot, gerudert von Leuten aus dem Bismarck-Archipel, begeben wir uns an Land.

Unser erster Weg führt uns rechts vom Missionsgebäude, einem einfachen, sauberen Bau mit Bretterwänden und Wellblechdach, zu dem großen Dorf, das sich unter Kokospalmen den Strand entlangzieht. Die Häuser sind nichts weiter als kolossale Dächer aus Palmblättern, gestützt von hohen Pfosten. Die Giebelwände sind schief und krumm aus Bambuslatten, Mang-Mang und Palmstroh zusammengefügt und



Verladen in Friedrich-Wilhelms-Hafen. Ragetta-Leute und neupommersche Arbeiter.

weit ins Innere zurückgeschoben. Eine Thür ist nicht vorhanden. Wir klettern auf hoher Leiter einige Stufen empor und sehen durch das Eingangslöcher in das leere, finstere Innere, wo allerhand Hausrat herumliegt. An einzelnen Häusern sind ringsherum Franzen von Mang-Mang-Gras als Zierrat befestigt.

Ein heiliges Haus wie gestern bemerken wir nicht, wohl aber ein etwas niedrigeres, dessen Fußboden die ebene Erde bildet, und vor dessen Eingang auf einem Bambusgerüst ein halbes Duzend Menschenköpfe angebunden sind. Drinnen liegen ein paar große Tanzmasken mit riesiger spitzer Nase. Über den Zweck dieser Ruhmeshalle konnte ich nichts erfahren.

Der Boden zwischen den Hütten ist weicher, weißer Sand, auf dem die braunen Herren der Schöpfung faul herumliegen. Weiber und Kinder sind natürlich bei unserem Mahen zunächst ausgerissen. Das Kostüm oder vielmehr der Kostümmangel ist ähnlich dem in Berlinhafen, aber die Haltung der Leute ist freier und stolzer und ihr Gebaren beim Schacherhandel erheblich lebhafter und klüger. Sehr begehrt waren Beile und Glasarmbänder. Dafür gab es schöne große Strohtaschen mit buntem Grasbesatz, Beutel mit Muschelverzierung, mächtige geschnitzte



Arbeitsweiber in Friedrich-Wilhelmshafen.

Schilder, Tanzmasken, Haarschmuck, gut gearbeitete Lanzen mit Bambusspitzen u. s. w. Pfeil und Bogen bekam ich nicht zu sehen; statt dessen erstand ich schön geschnitzte Wurfhölzer, mittelst deren man kleine, leichte Spere schleudert. In mehreren Häusern sah man große Trommeln, bestehend aus einem geschnitzten, ausgehöhlten Baumstamm mit Längsschlitze. Überhaupt ist die Schnitzerei an Gebrauchsgegenständen, Kanus u. s. w. reichlicher und besser, als wir sie gestern gesehen haben.

Unter den jüngeren Männern sah man schön gewachsene Figuren, leider durchweg mit greulicher, wenig einladender Haarfrisur. Statt der großen, wolligen Perücken entweder kahlgeschorene Schädel mit korkzieherartig gedrehten, rot eingesmierten Lößchen oder eine Art Chignon,

durch einen geflochtenen Strohcylinder hinten am Kopfe zusammengehalten. Die Gesichter sind rot bemalt. Wer sich nicht zu dem nötigen Quantum Farbe aufschwingen kann, der verleiht wenigstens der nicht gerade zierlichen Nase das Kolorit des Karfunkels. Die Weiber sind schauderhaft häßlich, mager, dünn und durch Arbeit gekrümmt.

Über die Niederlassung ist nicht viel zu berichten. Die Station der Compagnie betreibt Tauschhandel, und die Mission ist erst in diesem Jahre gegründet. Die umliegenden Dörfer sind wenig friedlich gesinnt. Sie haben noch vor wenigen Monaten Überfälle auf Boote der Compagnie gemacht, und erst vor kurzem ist eine Strafexpedition gegen einige Übeltäter der benachbarten Hansabucht ausgeführt worden.

Im Busch hinter dem Dorf wimmelt es von Vögeln. Ich machte am Nachmittag eine glückliche Beute in dem seltenen schwarzen Kakadu. Weniger angenehm war auch hier die Beigabe der Buschmilben, die sich in ähnlich zahlreichen Scharen zum lecker bereiteten Mahle niederließen wie auf Kleinkey und erst vor einer tüchtigen Dosis Perubalsam an Bord die Flucht ergriffen.



Weiber in Bogadjim, arbeitend.

In der Nacht passieren wir die große Vulkaninsel Dampier, und morgens in aller Frühe nähern wir uns Friedrich-Wilhelmshafen. Ein mächtiger Gebirgszug dehnt sich links im Südosten aus, das Finisterre-Gebirge, hinter dem man bei günstigem Wetter die Zacken der gewaltigen Bismarckkette (über 4000 m) erkennen kann. Rechts erhebt sich ein niedriger, dichtbewaldeter Höhenzug, das Hansemanngebirge; allmählich überleitend in den Urwald der Flachküste, der die Mitte des Bildes einnimmt. Wir winden uns durch den engen Kanal zwischen kleinen, grünen Koralleninseln, und nun erkennen wir die Häuser der Station unter einem Walde von Kokospalmen.

Der Hafen ist, soweit bekannt, der beste im ganzen Schutzgebiete und brauchbar für die größten Seeschiffe. Die Station wurde 1893 errichtet, der Betrieb daselbst aber bald zu Gunsten des weiter südlich gelegenen Stephansort erheblich eingeschränkt. In letzter Zeit hat man indessen den Sitz der Centralverwaltung wieder hierher verlegt, und wir

erblicken links das Haus des Kaiserlichen Richters mit dem Postbureau, rechts die Wohnung des Administrators der Compagnie, in der Mitte einige Wellblechschuppen, vor denen ein breiter, hölzerner Pier sich ausdehnt.

Die Hauptsehenswürdigkeiten des Ortes, die Wohnungen der Beamten, der große Warenschuppen der Compagnie, die Kokospflanzung mit ihren gut gepflegten Wegen sind bald gesehen, und wir folgen gern einer Aufforderung des freundlichen Herrn Administrators, in seinem Boote dem Dorfe Ragetta, auf einer Koralleninsel gegenüber, einen Besuch abzustatten.

Einige seiner braunen Bewohner haben wir schon an der Landungs-



Idyale in Bogadjim. Der Zoologe Professor
Biro Lajos und sein Freund.

brücke gesehen. Es sind gutgewachsene Kerle, die den üblichen Mangel an Kleidung durch reichlichen Schmuck ersetzen. Um den Hals hängt eine Kette von Hundezähnen, an denen der Brustschmuck mit großen, freisrundgewachsenen Eberzähnen befestigt ist. Arm- und Beinringe aus geflochtenem Stroh mit Muschelbesatz, eine gewaltige, rot gepuderte Haarperücke mit Stirnband, Muschelohrringe u. dergl. vervollständigen den Anzug, dessen pièce de resistance ein Schamgurt aus geklopfter Baumrinde bildet.

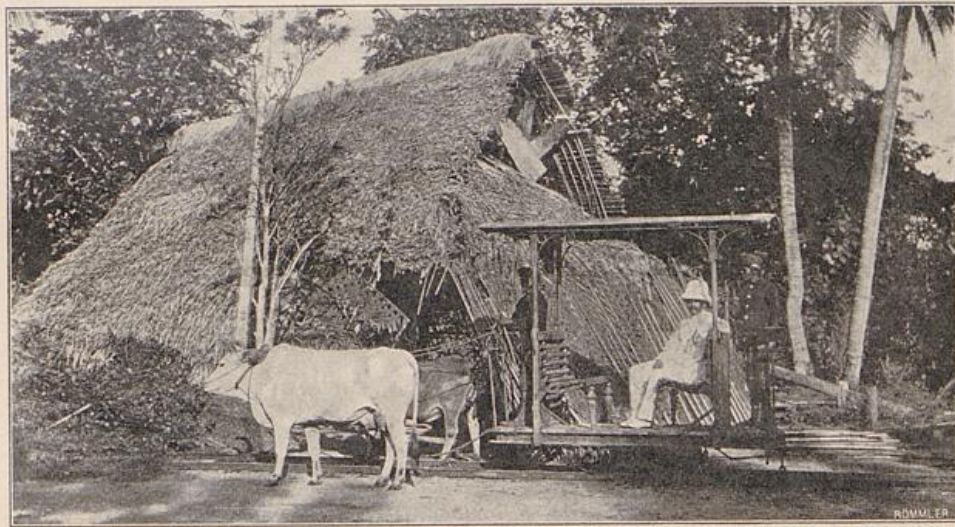
Die Häuser bestehen wieder aus einem mächtigen, auf Pfählen ruhenden Dach und stehen regellos durcheinander. Weiber und Kinder verschwanden natürlich im Busch, kamen aber auf Zureden

hervor und ließen sich photographieren. Zufällig waren es nicht schauderhafte Hexen, wie bisher, sondern kleine, rundliche, kokette Figürchen.

Die Eingeborenen sind weißen Besuch gewöhnt, und trotz ihres ursprünglichen Aussehens zu gerissen, um den harmlosen Tauschhandel, wie wir ihn bisher geübt haben, genügend ertragreich zu machen. Ihre Schmuckstücke geben sie um keinen Preis her, und schleppen nur wertloses Zeug heran. Schnitzereien sieht man wenig.

Der Tag war ungewöhnlich heiß, und ich schenkte mir daher den Besuch der Pflanzung Zomba und der evangelischen Mission auf der Insel Siar. War es doch lohnend und interessant genug, nur die Arbeit

des Ausladens zu beobachten. Ein bunteres Bild kann man sich kaum denken. Da sehen wir die braunen, nervigen Gestalten der Polizeisoldaten, Eingeborene aus Neupommern, bekleidet mit einer Schirmmütze mit Kokarde, rotem Lendentuch und Seitengewehr. Leute aus Ragetta, angethan mit ihrem ganzen Schmuck, legen hilfreiche Hand an. Weniger auffallend sind die neupommerschen Kulis, deren Kleidung und Schmuck sich auf einen Schangurt oder ein rotes Lendentuch beschränkt. Das Minus wird durch ihre Ehegattinnen ausgeglichen, die in feuerrotem Unterrock, knallgelber Jacke mit Spitzenbesatz am Halse und Matrosenstrohhut nicht übel paradieren. Dazwischen steht befehlend ein Aufseher,



Feldbahn in Stephansort, im Dorfe Bogadjim.

ein brauner Neupommer, durch einen alten weißen Anzug und Sonnenhut seine Würde markierend. Rechnet man dazu javanische Frauen in ihrer Nationaltracht, javanische Kulis mit dem dreieckigen Zipfel unter dem Kopftuch, Chinesen und endlich Europäer in blendend weißen Kostümen, so hat man ein Bild, wie man es farbenreicher so leicht nicht wieder sieht.

Am späten Nachmittag fahren wir ab, an der kleinen Insel Bili-Bili vorbei und tief hinein in die schöne, große Astrolabebai. Das mächtige Finisterregebirge tritt näher heran und begrenzt den ganzen Süden des Bildes. Vor uns haben wir die Niederung des Gogol und Nurusflusses, mit den großen Plantagen der Neuguinea-Compagnie und die niedrigen Höhenzüge der Dergzenberge im Hintergrunde. Deutlich erkennt man durch eine Lücke im Finisterregebirge die Spitzen der Bismarckkette; das Ganze ein wundervolles, großartiges Panorama.

Pflüger, Smaragbinseln der Südsee.

Nach knapp einstündiger Fahrt liegen wir vor Grima. Die Nacht bricht herein, und ein prächtiger Sonnenuntergang zaubert entzückende Farben auf Himmel, Meer und Land.

Am nächsten Morgen brachte uns ein Boot in dreiviertelstündiger Fahrt nach dem Dorfe Bogadjim, unter dichter Vegetation versteckt am Ufer gelegen. Aus dem Grün der Küste hebt sich ein mächtiger schwefelgelber Fleck ab, beim Näherkommen als ein großer Baum mit gelben Blättern erkennbar. Man trifft ihn häufig in diesen Gegenden in der Nähe der Dörfer, und es ist wohl möglich, daß er als Landmarke dient.

Bogadjim ist trotz der unmittelbaren Nähe von Stephansort in seinem Aeußeren noch völlig ursprünglich, — ein Beweis für die Zähigkeit, mit der die Eingeborenen hier wie überall an ihren alten Gebräuchen hängen. Nur die im Dorfe mündende Feldbahn mahnt an die Nähe

europäischer Kultur. Die Häuser sind von ähnlicher Bauart wie die bisher betrachteten, aber nicht alle ruhen auf Pfählen, sondern in einzelnen bildet die Erde den Fußboden, und ein Bambusgestell dient als Schlafplatz. Sie stehen regellos durcheinander, und auf den freien Plätzen hocken Gruppen von Weibern, ihre



Zabatsplantage.

Kleinen nährend, brennen Feuer, auf denen das Morgenmahl bereitet wird, und wandeln geschmückte und speerbewaffnete Männer herum. Die Tracht oder besser der Schmuck gleicht dem in Ragetta. Runde Oberzähne als Brustschmuck und Hundezahnhalsbänder passen nicht schlecht zu dem Haarwulst, der bei einigen als Riesenperücke sich emporsträubt, bei anderen über den Ohren rund um den Kopf herum gleichmäßig beschnitten ist und dann wie eine wollige Mütze aussieht.

Unter der freundlichen Führung des Herrn Administrators benutzten wir die Feldbahn, um die ausgedehnten Plantagen zu besichtigen. Ein kleiner Trambahnwagen von zwei Ochsen gezogen, fuhr vor, und in flottem Schritt ging es zunächst in 20 Minuten nach Stephansort, — bis vor kurzem der Sitz des kaiserlichen Richters und die Hauptniederlassung der Compagnie. In weiten Abständen sehen wir hier die Häuser der Europäer, das Hospital, das Klubhaus inmitten freundlicher Gärten liegen und durch vortreffliche, breite Wege verbunden. Die Anlage

stammt von dem leider so früh verstorbenen Landeshauptmann Kurt von Hagen, dessen außerordentliche Verdienste durch ein Denkmal ehrend anerkannt worden. Soweit das Auge blickt, sehen wir junge Kokosplantagen, in denen die Zwischenräume zwischen den einzelnen Bäumen mit Baumwollsträuchern bepflanzt sind. Ihr Ertrag deckt die Unkosten der Unterhaltung der Palmen so lange, bis diese beginnen, Früchte zu tragen. Weiter erblicken wir junge Kaffeesträucher unter eigenartigen Schattenbäumen, die in wenigen Jahren zu ansehnlicher Höhe aufschließen und mit ihrem grünen Stamm und wagerecht sich ausbreitenden Zweigen einen auf die Dauer recht langweiligen Anblick gewähren. Versuchspflanzungen von Gummibäumen und Kani sind dazwischen gestreut, und weiter ins Land hinein gelangen wir zu den großen Tabakfeldern; sie liefern ein vortreffliches, dem berühmten Delikatat fast gleichwertiges Produkt.

Sehr bedauerlich, daß die an diese vielversprechenden Anfänge geknüpften Hoffnungen infolge der verkehrten Organisation der Neuguinea-Compagnie nicht erfüllt werden. Selbst der Laie sieht ein, daß ein landwirtschaftlicher Betrieb, der telegraphisch nicht erreichbar ist und von der Post nur alle acht Wochen berührt wird, nicht vom grünen Tisch in Berlin dirigiert werden kann. Man vergleiche über dies Musterbeispiel, dafür wie die Sache nicht angefangen werden soll, die kleine, zweifellos viel Wahres enthaltende Schrift von Hans Blum. Es ist ein Wunder, daß Hagen unter solchen Umständen so viel erreicht hat. In der großen Reihe der Landeshauptmänner, deren sich die Kolonie in der kurzen Zeit ihres Bestehens erfreuen durfte, ist er ohne Zweifel der einzige mit praktischem Blick und genügender Vorbildung für seine Stellung gewesen. Unter ihm verschwand jene unselige Schreibthätigkeit, die unter seinen Vorgängern dem schon von der Natur reich gesegneten Lande auch noch die Wohlthat sauber geschriebener und gesiegelter Verordnungen in strömender Fülle angedeihen ließ.



Eingeborene auf Merite (Frenchinseln).

Am Nachmittag jagten wir der großen Wunderinsel Lebewohl und richteten den Kurs ostwärts. Am Morgen des nächsten Tages erhoben im Süden mächtige Inselvulkane ihre Häupter aus der See, und bald kam auch die Westspitze Neupommerns in Sicht; sie trägt in dem Belowberg und einem Vulkan ohne Namen die charakteristische Fortsetzung dieser Reihe von Feuerbergen.

Kurze Zeit wurde bei der kleinen Insel Deslacs gestoppt. Dort wohnt einsam ein Händler, dessen neu angeworbene Kulis an Land ge-



Eingeborener in Merite, auf einem Steintisch sitzend.

setzt wurden. Sehr interessant war der Hafen, in den das Schiff aber mangels einer (übrigens inzwischen ausgeführten) Vermessung nicht einlief. Ein eingestürzter Krater, mit steilen Wänden eine halbkreisförmige Bucht bildend. Die andere Hälfte der Umwallung befindet sich unter Wasser; auf ihr haben sich Korallen angesiedelt, an einer Stelle eine Lücke lassend und so das Bild zweier gekrümmter Molen bietend, wie sie durch Menschenhand nicht

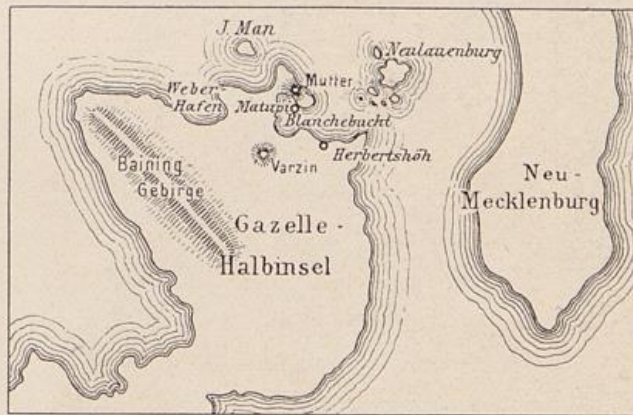
kunstreicher angelegt sein könnten. Die beistehenden Bilder stammen von einem späteren Besuche des Verfassers auf dieser und der benachbarten Insel Merite.

Am südlichen Horizonte erblickte man einen mächtigen, regelmäßig geformten Keel, den Villaumez-Vulkan, auf der Nordküste Neupommerns, an dessen Fuß sich das erwähnte Geysirbecken befindet. Bald ging die Fahrt weiter. Am frühen Morgen zeigte sich die Vulkangruppe „Vater und Söhne“, dann die Nordspitze der Insel, die Vulkangruppe „Mutter und Töchter“. Sie wurde umfahren, und nun breitete sich vor unseren Blicken die große Blanchebai aus.

Weithin erstreckt sich, wie eine grüne Mauer aus dem Meere auf-

steigend, die Küste. Nach rechts schweift der Blick in die Tiefen von Sampsonhafen, des inneren Teiles der Bai, von den prächtigen Bergen „Mutter und Töchter“ umrahmt. Geradeaus steigt das Gelände steil aus der See, dann langsam ins Innere hinein an. Endlose Plantagen von Kokospalmen, in Reihen gepflanzt, geben der Landschaft ein eigenartiges Gepräge. Ganz im Hintergrunde erhebt sich eine kleine, unscheinbare Bodenwarze: der Varzin, der Rest eines alten Vulkans, von immerhin 600 m Höhe.

Wie wir näher kommen, erkennen wir deutlich die weißen Häuser von Herbertshöh, am Strande und auf der Höhe der Hügel verstreut. Vor allen bemerkbar leuchten die Türme der stattlichen katholischen Kirche. Nun raffelt die Ankerfette, die Dampfpfeife tönt, und vom Strande lösen sich Boote ab. Zweifschlanke Gigs zeichnen sich aus durch die flatternde Flagge mit dem Reichsadler und durch die schmutze Uniformierung der schwarzen



Gazelle-Halbinsel auf Neupommern
1 : 2 500 000.

Jungen. Sie bringen den Gouverneur v. Bennigsen und den kaiserlichen Richter Dr. Schnee; ihnen folgen andere, und bald wimmelt das Deck von weißgekleideten Gestalten, eifrig Grüße austauschend, die neuesten Nachrichten erfragend und, wie das bei Deutschen Sitte ist, einen guten Trunk nicht verschmähend, besonders wenn er eisgefühlt ist. Denn bis zu einer Eismaschine hat Herbertshöh es noch nicht gebracht.

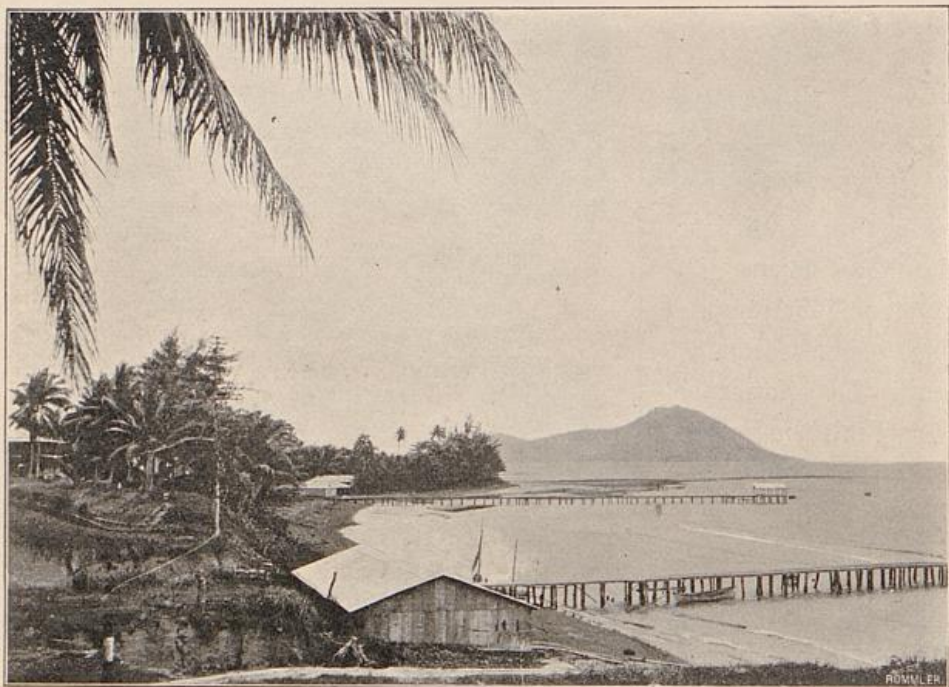
Wir selbst wollen die wenigen Tage des Aufenthalts gehörig ausnützen und begeben uns an Land, wo ein kleines, neuerbautes Hotel uns gastlich aufnimmt. Wagen oder Reitpferde sind bald mit Hilfe des freundlichen Wirtes beschafft, und wir treten eine orientierende Spazierfahrt an.

Verschiedene gute Fahrwege führen durch Kokoswald auf die Anhöhe zu den Häusern des Gouverneurs und des Richters, wo wir von breiter Plattform eine prächtige Aussicht genießen. Zu unseren Füßen die Blanchebucht, begrenzt durch die schöne Vulkangruppe, und die Abhänge hinab, rechts und links und weit, weit ins Land hinein die nickenden

Wipfel unzähliger Kokospalmen. Hunderttausende von Bäumen liefern die Kopra, das Hauptausfuhrprodukt der jungen Kolonie der Gazelle-Halbinsel, wie dieser nördliche Teil der Insel Neupommern genannt wird.

Im Nordosten erkennen wir eine flache Inselgruppe, die Koralleninseln Neulauenburg, und hinter ihnen steigt eine mächtige, blaue, gezackte Bergkette aus dem Meere empor, die große Insel Neumecklenburg.

Wir haben die Seekarte, die uns der Kapitän des Schiffes zur Verfügung gestellt hat, genau studiert und sind also mit dem Aussehen des Bismarck-Archipels genügend vertraut. Daß der bei weitem größte Teil



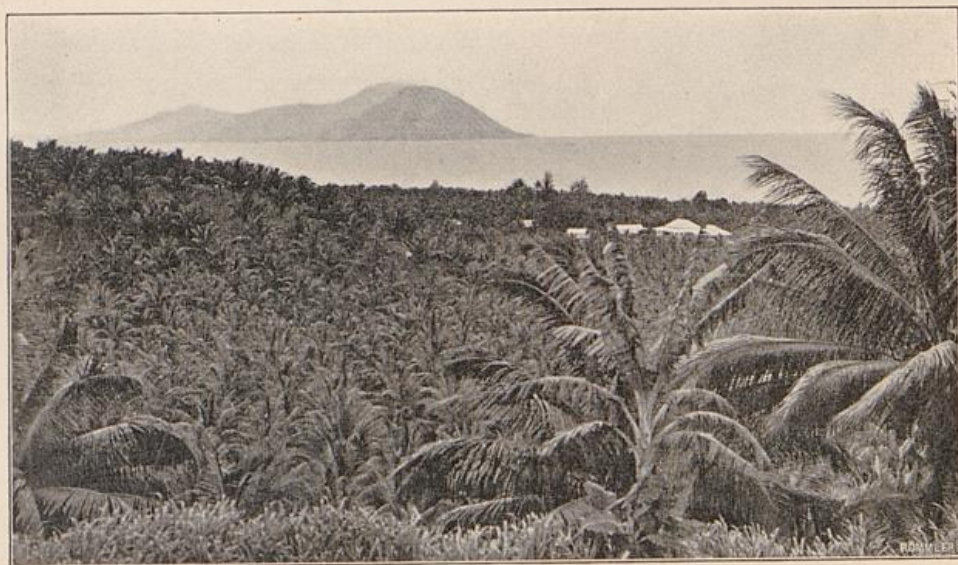
Herbertshöh, am Strande. Im Hintergrunde die Vulkane der Muttergruppe.

dieser Länder völlig unerforscht ist, weiß der Leser aus der Einleitung; er wird also keine genauere Auskunft verlangen wollen.

Die Eingeborenen des Archipels variieren in Bezug auf Sprache, Lebensgewohnheiten und Aussehen nicht so sehr wie ihre Neuguinea-brüder. Immerhin ist der Unterschied zwischen einem beinahe schwarzen Salomonsinsulaner und hellbraunem Bewohner der Gazelle-Halbinsel frappant genug. Sie sind sämtlich Kannibalen. Beständige Fehden der feindlichen Dörfer, Überfälle auf ahnungslos landende Kanus, teilweise sogar regelrechter Sklavenhandel liefern ihnen die willkommene Abwechslung zwischen der Taronahrung und den Anlaß zu einem Freudenfest. Es

braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß die Regierung alle denkbaren Mittel anwendet, um diesem Unwesen zu steuern. Aber bei dem Mangel an geeigneten Verkehrsmitteln und den außerordentlichen Schwierigkeiten, die sich der Bewegung einer Strafexpedition in diesem Lande entgegenstellen, geht die Pacifizierung naturgemäß nur langsam von statten.

Es klingt unglaublich, aber es ist wahr: an eigenen Fahrzeugen standen dem Gouvernement bisher nur gebrechliche Ruderboote zur Verfügung, auf denen halsbrecherische Fahrten über den gefährlichen Georgskanal bis nach Neu-Mecklenburg unternommen wurden. Nach langem Petitionieren hat man höheren Ortes endlich ein Einsehen gehabt, und



Blick vom Hause des Gouverneurs: Kokospflanzung, im Hintergrunde die Vulkane der Muttergruppe.

dem Gouverneur einen Dampfer geschickt. Mit Spannung erwartet, mit Jubel begrüßt, kam das vom grünen Tisch für geeignet befundene Prachtfahrzeug an. Was war's? Ein uralter Ostseefahrer, der schon nach wenigen Wochen als seeuntüchtig ausrangiert werden mußte. Tableau!

Herbertshöh ist die einzige größere Europäerniederlassung des Archipels. Ferner befindet sich in Matupi die Hauptniederlassung der Firma Hensheim & Co., in Miofo auf Neulauenburg eine Station der „Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft“, und verstreut leben weiße und farbige Händler und Missionare auf verschiedenen Inseln.

Die Umgebung von Herbertshöh ist etwa 20 km ins Land hinein und um die Blanchebucht herum völlig pacifiziert und ohne Gefahr zu begehen. In allen Dörfern sind Häuptlinge eingesetzt, die eine gewisse Autorität und Strafgewalt haben und als Zeichen ihrer Würde eine

Postmütze und einen schwarzen Stab mit silbernem Knopf stolz zur Schau tragen. So weit erstreckt sich auch die Herrschaft des Lawa-Lawas, jenes farbigen um die Hüfte geschlungenen Tuches, das in der Umgebung der Europäer an die Stelle paradiesischer Unschuld getreten ist. Wer auf Expeditionen ins Innere vordringt oder die unbekanntesten Küsten besucht, muß sich an den Anblick gänzlich nackter, keulenbewaffneter und speere-schleudernder Männer und häßlicher Frauen gewöhnen, denen höchstens der reichliche Dreck einen Anschein von Bekleidung gewährt.

Daß der Archipel, wie Neuguinea, eine sehr zukunftsreiche, vielleicht unsere beste Kolonie darstellt, darf man mit Sicherheit behaupten. Man muß nur nicht verlangen, wie das der politisierende Weißbierphilister thut, schon am Abend zu ernten, wenn man am Morgen gesäet hat. Und man muß auch nicht die Sache so verkehrt anfangen wie die Neuguinea-Compagnie. Unseren Besserwissern daheim, die so gern und viel von Assessorismus, Militarismus und anderen -ismen reden und das einzige Heil der Kolonie nur von der „Regierung des Kaufmanns“ erwarten, sollte denn doch das Fiasko dieser Gesellschaft zu denken geben.

Ich verwahre mich hier gleich feierlich dagegen, als ob ich diesen Ausspruch unseres großen Altreichskanzlers angreifen wollte. Aber ich meine, er muß sinngemäß, nicht wörtlich ausgelegt werden. Es kommt darauf an, daß kaufmännisch praktisch, d. h. mit dem mit Recht so allgemein beliebten, aber

wenig geübten gesunden Menschenverstand regiert wird; daß man lernt, sich den neuen Verhältnissen anzupassen, und nicht mit dem zähen Stumpfsinn des Altenmenschen liebgewordene Gebräuche und Regierungsmethoden, wie sie bei biederen Pommern angebracht sind, auf Kamerunneger anwendet. Warum ein vernünftiger „Regierungsassessor“ oder Offizier, der mit Lust und Liebe und Verständnis an die Sache herangeht, sich weniger eignen sollte als ein Kaufmann, ist mir unverständlich. Das Land der Erde muß wirklich erst erfunden werden, in dem mehr grüne Tischweisheit regiert hat, mehr Papier verbraucht, Tinte geschrieben ist und Verordnungen fabriziert worden sind als in den ge-



Häuptling.

segneten Gefilden der kaufmännisch geleiteten Neuguinea-Compagnie. Und die Kolonie möchte ich sehen, die ohne Schreibung und besser verwaltet wird als dasselbe Gebiet unter der Leitung des Gouverneurs von Bennigsen und des Regierungsassessors Dr. Schnee, zweier Beamten, zu denen wir uns Glück wünschen können, und zu denen als Dritter im Bunde der frühere Richter in Herbertshöh, jetzige Vizegouverneur der Karolinen, Dr. Hahl, auch ein „Regierungsassessor“, kommt. Freilich wollen wir nicht den unglaublichen Mißgriff der Regierung verschweigen, die unlängst den Dr. Schnee, nachdem er sich trefflich in die Verhältnisse eingearbeitet, die Gewohnheiten und Sprachen der Eingeborenen studiert und das Vertrauen und den Respekt der Leute gewonnen hatte, schleunigst — nach Samoa versetzte, nur damit sein Nachfolger wieder von vorne



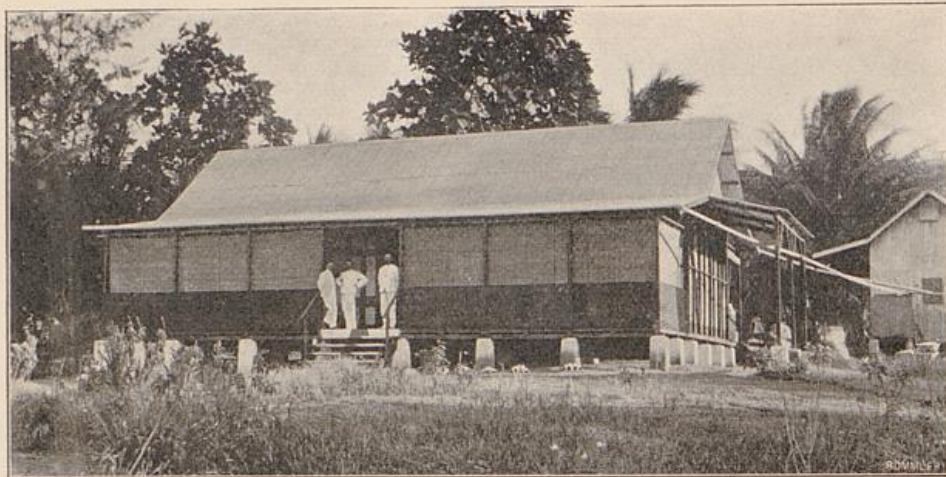
Im Innern Neumecklenburgs.

anfangen kann. Man hofft im Archipel allgemein, daß sehr triftige Gründe diesen unnötigen Personenwechsel veranlaßt haben. Nicht etwa Gründe der Art, wie sie eine gewisse Behörde veranlaßten, einem Kriegsschiff auf die Bitte um Gestellung von frischem Maschinenöl nach Dar-es-Salaam zu antworten: das sei nicht nötig, da ja ein großes Quantum davon in Swakopmund liege und man nur mal eben dorthin zu fahren brauche. Swakopmund liegt aber auf der anderen Seite von Afrika. Eine Versetzung von Posen nach Danzig ist denn doch etwas anderes als eine von Neuguinea nach Samoa.

Verständig ist auch das Leben der deutschen Ansiedler in Herbertshöh, denen die Beamten ein vortreffliches Beispiel geben. Ich habe kein Tropenland kennen gelernt, in dem die Gewohnheiten so zweckmäßig dem Klima angepaßt sind wie dort. Nur eine Mittagspause,

nicht der entnervende, lange Nachmittagschlaf der Holländer, unterbricht die Arbeit des Tages. Bei Besuchen und Diners ist die Kleidung der einfache, tadellos weiße, zugeknöpfte Tropenanzug mit leichtem Unterzeug. Nur bei äußerst festlichen Gelegenheiten schmückt ein Kragen den Hals, der aber auch weggelassen werden kann. Vergleicht man damit die Gewohnheit der Engländer, bei 32° C. und 98 % Luftfeuchtigkeit den Leib in gestärkte Hemden und schwarze Gewänder zu hüllen, um die, für den lieben Mitmenschen so angenehme, Transpiration nach Möglichkeit zu befördern, so existiert eigentlich kein Zweifel darüber, welche Methode die gesündere und appetitlichere ist.

Die Weißen wohnen in lustigen, auf Cementpfeilern ruhenden Holz-



Haus des kaiserlichen Richters in Herbertshöh.

häufer. Ein chinesischer Koch, ein paar schwarze und malayische Jungen, eine schwarze Waschfrau bilden den Hofstaat. Dem eintönigen Leben wird durch häufige Gesellschaften Abwechslung geboten, und das „große Ereignis“ ist immer die Ankunft des Dampfers oder eines Kriegsschiffes.

Die Verwaltung der Kolonie geht von dem Grundsatz aus, die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen und darum, gegenüber dem Squeeze-system der Engländer, sie zu schonen und ihre Vermehrung zu begünstigen; ihre Gebräuche und Sitten kennen zu lernen, um sie desto leichter zu regieren. In letzterer Kunst sind die Holländer vortreffliche Lehrmeister, während Energie, Zähigkeit und Unternehmungslust den Engländern abgelauft werden müßten, wenn unsere Landsleute sie nicht in völlig ausreichendem Maße besäßen. Halten wir so die richtige Mitte zwischen diesen beiden größten Beispielen, dann ist kein Zweifel, daß

nach 50 Jahren das Gespött über die „-ismen“ verschwunden, und der deutsche Michel als Kolonisator ersten Ranges anerkannt sein wird.

Der geneigte Leser, der vielleicht heute morgen einen langen Erguß seines Intelligenzblättchens über die totale Unfähigkeit unserer Kolonialbeamten, speciell der Assessoren, gelesen hat, verzeihe diese Abschweifung. Er orientiere sich selber darüber, ob ich recht habe, und trete mit mir den weiteren Rundgang durch Herbertshöh an.

Weiter ins Land hinein zu schweifen, hat für heute keinen Zweck. Man würde nichts zu sehen bekommen als Kokospalmen. Wir fahren wieder zum Strande hinunter und dann rechts den neuen Weg entlang, vorbei an dem kleinen Regierungs- und Postgebäude, dem Verkaufsschuppen der Neuguinea-Compagnie, dem Lazarett zc., bis zum Gebäudekomplex der katholischen Mission. Haben wir Zeit, so statten wir hier einen Besuch ab und lassen uns die Kirche und, was sehr spaßig ist, den Unterricht der kleinen schwarzen Zöglinge zeigen. Da werden uns Schreibhefte vorgelegt, die manchen weißen kleinen Kollegen in Deutschland beschämen würden und der Thätigkeit der Patres, Schwestern und Brüder hohes Lob ausstellen.

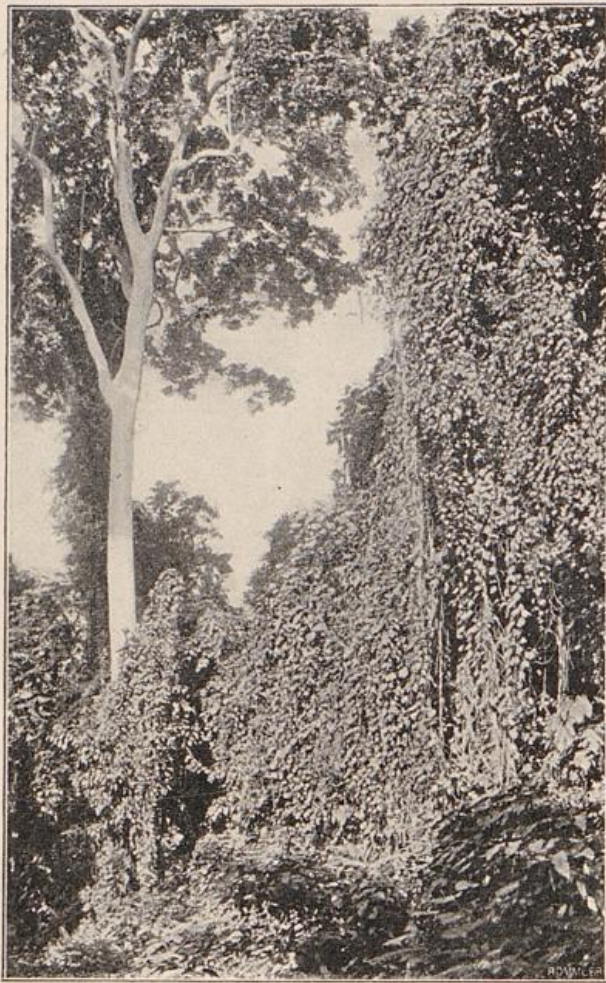


Dienerchaft des Gouverneurs.

Wenn wir den in einiger Entfernung der Küste parallel laufenden Weg weiter verfolgen, gelangen wir auch zu Dörfern der Eingeborenen. Indessen wollen wir sie hier übergehen, da wir bei unserem Besuche in Matupi ein weit vollkommeneres Beispiel vorfinden werden.

Wir fahren zurück und in entgegengesetzter Richtung die große Straße entlang. Nacheinander passieren wir das Hotel, das Kaufhaus der Firma Forfaith & Co., wo wir uns eine schöne Sammlung wertvoller ethnographischer Gegenstände einhandeln und mit Erlaubnis die prächtvolle Privatsammlung des Herrn Forfaith in seinem nicht weit davon gelegenen Hause bewundern können. Dann folgt das Wohnhaus der Frau Kolbe, und nun geht es eine Stunde lang durch Kokospalmen, auf einem entzückenden Wege den Strand entlang bis Kalun, der Wohnung des Herrn Parkinson. Hier kehren wir um und erreichen das Hotel bei Sonnenuntergang.

Der Dampfer geht von Herbertshöh nach Matupi, wo er ein bis zwei Tage bleibt, und dann wieder nach Herbertshöh zurück. Wenn vor oder nach der Fahrt nach Matupi ein ganzer Tag zur Verfügung steht, dann sollte dieser zu einem Ausfluge nach dem Barzin verwandt werden, den wir bequem in etwa drei Stunden Reitens erreichen. Ein



Richtung im Urwald auf der Gazelle-Halbinsel. Links ein Riesenbaum, rechts Schlingpflanzen.

Führer muß jedenfalls mitgenommen werden, wengleich die breite, gute Straße kaum zu verfehlen ist.

Der Weg führt durch Kokospflanzungen in sanfter Neigung langsam höher und höher. Bald stellt sich herrlicher, nur teilweise gerodeter Urwald ein, große Wiesen Mang-Mang-Gras werden passiert, und schließlich stehen wir nach etwa 2½ Stunden am Fuße eines Hügelrückens, über dem sich der Barzin als isolierte Kuppe erhebt. Wir reiten durch Wald bergauf, bis wir, auf einen schmalen Grat hinaustretend, links ein Gebäude der Mission erkennen. Hier binden wir das Pferd

an und erklimmen in etwa drei Viertelstunden den Gipfel.

Wenn die Aussicht oben verwachsen sein sollte, so bietet der Anstieg selbst des Schönen genug. Vor uns breitet sich eine wildzerrißene Hügellandschaft mit tiefen Thalkesseln und Schluchten aus, der Rest eines alten Riesenvulkans, von dessen Kratermauer der Barzin wahrscheinlich der höchste, stehengebliebene Teil ist. Gegen Nordosten schweift der Blick über das weite Hochplateau der Gazelle-Halbinsel, wie ein Teppich mit

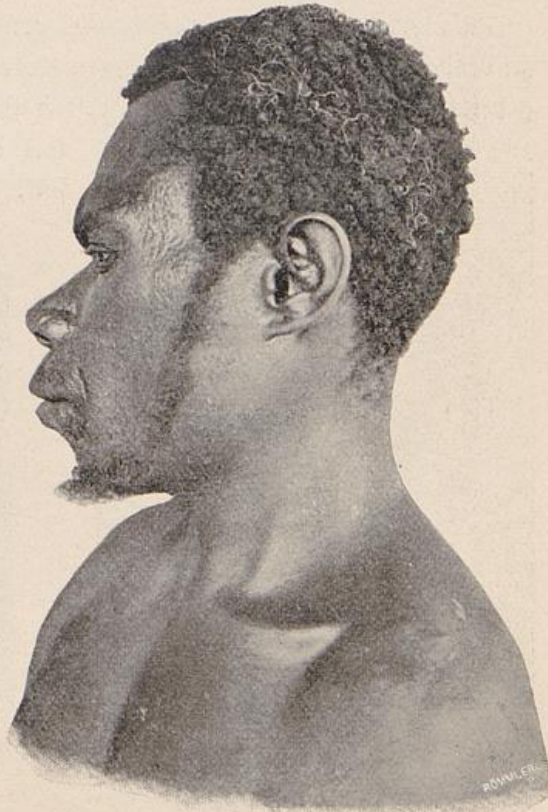
Waldflecken, Mangwiesen und Pflanzungen gemustert. Im Norden ragen die Vulkane der Muttergruppe empor, und das glänzende Meer mit Neumecklenburg schließt den Horizont ab.

Gegen Südosten senkt sich das Gelände zu einem breiten Thale dichten Urwaldes hinab, hinter dem als mächtige grüne Mauer das Baininggebirge emporragt. Wir stehen hier an der Grenze des bekannten Gebiets. Das Thal dort unten hat noch keines Europäers Fuß betreten. Nur dort, wo die Weberhafsen genannte Bucht tief in das Land einschneidet, sind einige Niederlassungen von Missionaren und Händlern.

Auch in das Baininggebirge ist man erst in neuester Zeit von Weberhafsen aus vorgezogen. Hier wohnt ein eigenartiger Menschenschlag, wahrscheinlich die Ureinwohner der Insel, von den Einwanderern, die jetzt die Küstenstreifen bevölkern, und die mit den Leuten in Herbertshöh stammverwandt sind, in die Berge zurückgedrängt.

In ihren Lebensgewohnheiten sind sie zum Teil noch primitiver als die übrigen Eingeborenen. Ihre Hütten halten den Vergleich mit der schlechtesten Hundehütte nicht aus, doch sind die Leute fleißig im Tarobau und verraten einige musikalische Fähigkeiten. Der Intellekt ist nicht sehr ausgebildet; sie sind so dumm, sich von den Küstenbewohnern in eine Art Vasallenverhältnis bringen zu lassen, z. B. ihnen gegen die Erlaubnis, Seewasser zum Kochen der Speisen schöpfen zu dürfen, Tribut zu zahlen.

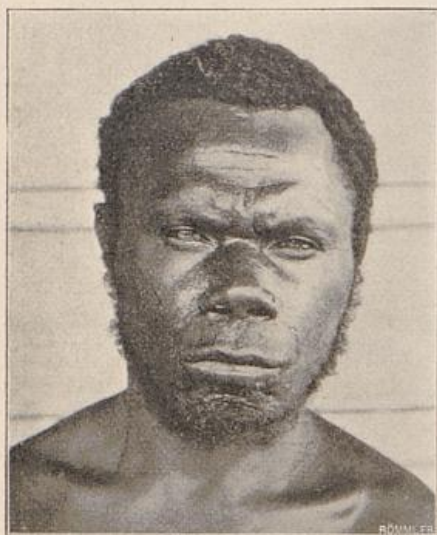
Neu gekräftigt durch ein Frühstück, reiten wir nach Herbertshöh zurück, das unsere flott ausgreifenden Gäule in zwei Stunden erreichen. Herr Powell, ein englischer Reisender, vor dessen von Unsinn strozendem Buch hier ausdrücklich gewarnt sei, hat zu diesem wie er sagt 36 Meilen



Eingeborener aus dem Baininggebirge.

langen Wege drei Tage gebraucht. Gar grauslich nimmt sich seine Schilderung der unzähligen Abenteuer und Gefahren aus, die er mit dem, allen großen Forschern eigenen kühnen Mute, der so gern betont und in bengalische Beleuchtung gesetzt wird, siegreich überwindet. Selbstverständlich existierte der Reitweg zu seiner Zeit noch nicht, aber selbst zu Fuß und auf Kanakerpfaden, wie die schmalen Steige der Eingeborenen genannt werden, kann man das Ziel bequem in fünf bis sechs Stunden erreichen.

Unterwegs haben wir reiche Gelegenheit, die Arbeit in den Plantagen zu beobachten. Zwischen den jungen Kokospalmen sind Baumwollsträucher gepflanzt, deren Ertrag in den ersten sieben Jahren bis zur Tragfähigkeit der Palme die Unkosten decken soll. Hier sehen wir nun eine wahre



Derjelbe Eingeborene en face.



Eingeborene im Baininggebirge (Mann und Frau) vor der Hütte.

Musterkarte von Eingeborenen fast aller umliegenden Inseln. Schwarze Salomonsleute, hellbraune Neumecklenburger, Bewohner der Gazelle-Halbinsel mit Ziegenbart und Federschmuck im Haar, alle bekleidet mit dem Lawa-Lawa. Die Leute werden durch besondere Schiffe der Firmen angeworben. Ihr Lohn beträgt etwa zehn Mark per Monat und wird ihnen am Ende ihrer durchschnittlich dreijährigen Kontraktzeit in Tauschwaren eingehändigt. Messer, Perlen und Lawa-Lawas bilden den Hauptstock des Vermögens, den Hauptstolz aber ein richtiger weißer Anzug, mit dem der glückliche Besitzer in seinem Heimatsdorfe paradiert. In der Sprache des pidjin-english ist er dann ein „black fellow white man“, d. h. „schwarzer weißer Mann“.

Auch zahlreiche Weiber aus den benachbarten Dörfern, schwer mit Lasten beladen, begegnen uns. Sie sind hier, wie vielfach bei wilden Völkern, die Arbeitstiere des Mannes, dessen einzige Beschäftigung der Krieg ist. Taros werden aus den oft weit entfernten Pflanzungen herbeigeschleppt, Salzwasser zum Kochen der Speisen vom Meere heraufgetragen. Die Figuren sind gekrümmt und meistens abschreckend häßlich. Erstaunt fragen wir uns, was es bedeute, daß sie uns ansehen und dabei einen Ton von sich geben, der — pardon!

— wie Rülpsen klingt. Es ist keine Folge von Magenüberladung, sondern die fashionable Form des Grußes auf der Gazelle-Halbinsel, die wir bald in ihrer Einfachheit schätzen und erwidern lernen.

In Herbertshöh fesselt eine ganz besondere Gruppe schwarzer Jungen unsern Blick. Nervige, gut aussehende Gestalten, mit rotem Lawa-Lawa bekleidet, ein Seitengewehr um die Hüfte geschnallt und eine Schirmmütze mit roter Umrandung und schwarz-weiß-roter Kokarde auf dem wolligen Haupte. Das sind die Polizeisoldaten, ausgesuchte Leute, bei Expeditionen und Strafzügen unentbehrlich. Ihre Bewaffnung besteht in einem Kavalleriekarabiner, den sie vortrefflich zu handhaben verstehen. Ihre feinen Sinne und ihre Kenntnis der Landesbräuche in



Eingeborener aus der Umgebung von Herbertshöh.

Frieden und Kampf machen ihre Dienste unter Umständen unvergleichlich wertvoller als die eines weißen Soldaten. Natürlich werden sie auch zu Arbeiten im Dienste der Regierung, als Ruderer, zu Begebauten und dergleichen, verwendet.

Inzwischen hat die „Stettin“ ihre Ladung gelöscht, und am Morgen in aller Herrgottsfrühe dampfen wir in etwa einer Stunde hinüber nach Matupi, einer vulkanischen Insel im inneren Teile der Blanchebucht.

Im Vorbeifahren bewundern wir aus nächster Nähe die Vulkangruppe, die unseren Blick von Herbertshöh aus so oft gefesselt hat. Der

große Kegel in der Mitte ist die Mutter, der rechts die Südtochter; zu den Füßen der Mutter erkennen wir links einen mächtigen, niedrigen Krater, in dessen Mitte ein zweiter sich aufgebaut hat. Rechts erhebt sich ein kleiner, schwarzer, bei der letzten Eruption gebildeter Kegel, der Ghaie-Krater, aus dessen Seitenwand Schwefeldämpfe emporsteigen.

Umrahmt wird die ganze innere Bucht, Sampsonhafen genannt, von hohen, steilen, in der Nordtochter ihre höchste Erhebung findenden Wänden.

Man darf mit Sicherheit annehmen, daß dieser Teil der Bucht ein kolossaler, erloschener Krater ist, in den bei einer gewaltigen Katastrophe das Meer eindrang. Die Nordtochter ist der höchste Teil seiner Um-

wallung. Die allmählich schwächer werdende vulkanische Kraft warf dann nacheinander die kleineren, oben bezeichneten Vulkankegel auf. Die Eruptionsprodukte dieser und des alten Kraters bedecken als dicke Schichten vulkanischer Aschen und Bimssteine die ganze Umgebung von Herbertshöh, wo wir schon bei unseren Spazierritten mit ihnen bekannt geworden sind. Und dieser lockere, leichte Boden scheint der Kokospalme besonders zuzufagen.



Eingeborene aus der Umgebung von Herbertshöh.

Die kleine Insel Matupi, ebenso wie die im Hintergrunde der Bucht gelegene Vulkaninsel verdanken vulkanischen Erhebungen ihre Entstehung. Die letztere entstieg im Jahre 1876 bei der großen Eruption über Nacht dem Spiegel des Meeres und präsentierte sich morgens mit einem dampfenden See den überraschten Bewohnern der Küste. Auf ähnliche Weise sind vielleicht die „Bienenkörbe“ entstanden, zwei steile, hohe Tufffelsen in der Mitte vom Sampsonhafen, denen wir im Ruderboot einen Besuch schenken können.

Die „Stettin“ geht dicht bei der Insel Matupi vor Anker. Die Gebäude der Firma Fernsheim & Co. und die Hütten der Eingeborenen, unter einem Walde von Kokospalmen, gewähren ein prächtiges Bild. Wir begeben uns schleunigst an Land, sagen dem lebenswürdigen Chef der Firma, Herrn Thiel, guten Tag, und treten einen Rundgang durch



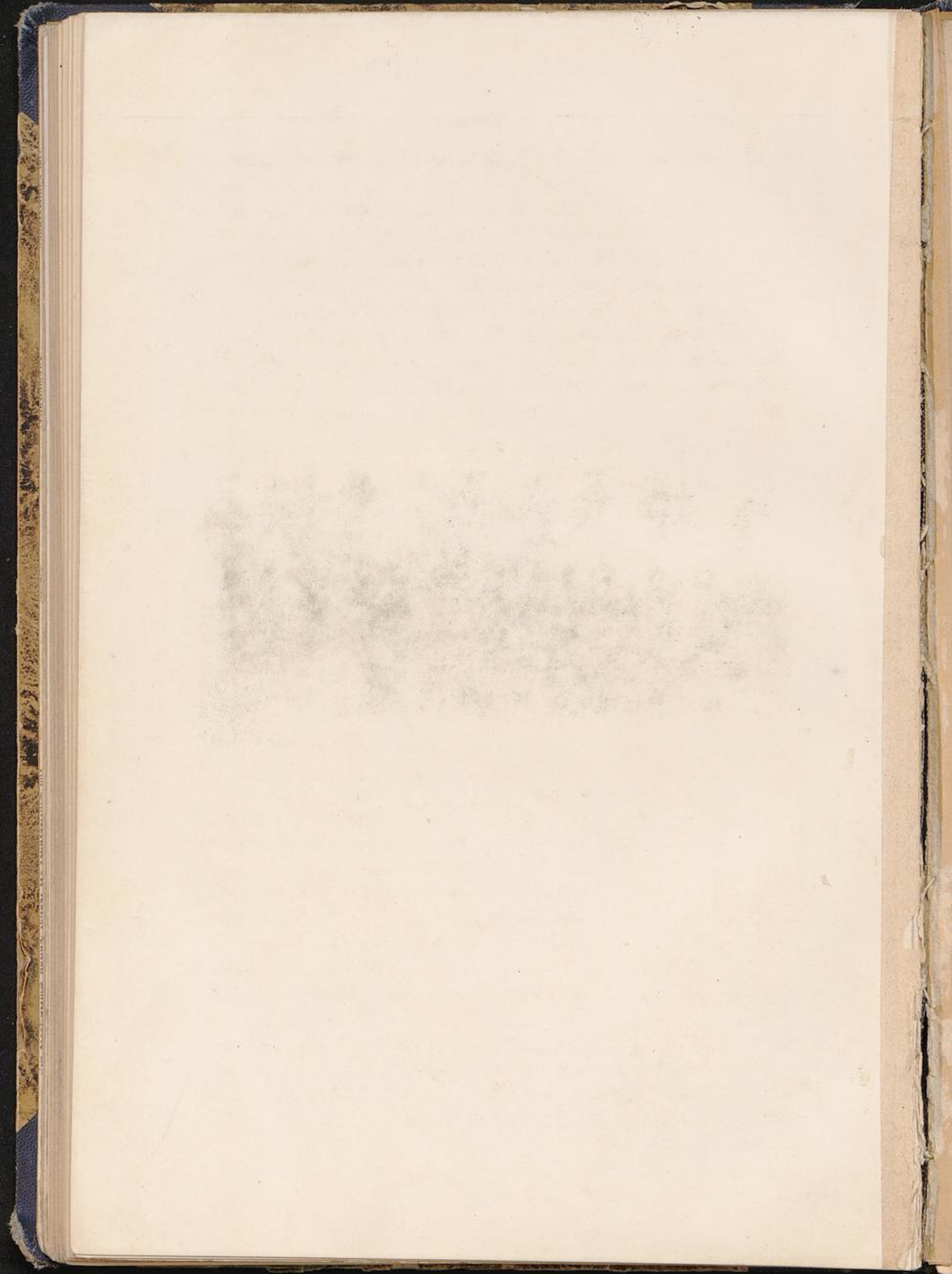
Parkinson phot.

Neupommern; am Strande in Watupi. Kanus; oben Zifpfeifen.



Neupommern; am Strande in Watupl. Ranus; oben Fischreusen.

Parkinson phot.



die Insel an, um uns mit den Eingeborenen und ihrem Leben bekannt zu machen.

Wir haben hier ein typisches Dorf der Gazelle-Halbinsel mit sehr großer Einwohnerzahl. Gegen 800 Seelen bevölkern das kleine Eiland. Die Taropflanzungen befinden sich gegenüber auf dem Festlande.

Die Hütten sind sehr zierliche Bauwerke, an beiden Seiten kreisförmig geschlossen und von einem, in zwei Kegelspitzen auslaufenden Dach überragt. Ein Zaun schützt sie vor dem Besuch der zahlreichen Schweine. Überall sehen wir Feuer brennen, auf denen Taro geröstet wird. Die Weiber machen sich zu schaffen, die Kinder lärmen herum, und die Herren der Schöpfung liegen faul auf der Erde, rauchend, Betel kauend



Parkinson phot.

Weiber aus der Umgebung von Herbertshöh auf Korallenstrand.

oder schwagend. Herr Thiel sorgt dafür, daß jegliches erwachsene Mitglied dieser menschlichen Gemeinschaft mit dem Lawa-Lawa umgürtet ist. Dem Häuptling, der uns stolz mit den Insignien seiner Würde, der Postmütze und dem Stabe, seine Aufwartung macht, hat er ein „white fellow man house“ bauen lassen, aus Brettern, mit richtigen Fenstern und einer Veranda, das einer vergrößerten Hundehütte verzweifelt ähnlich sieht, auf das der Kerl aber unglaublich stolz ist.

Am Strande sehen wir der Fabrikation von Fischreusen aus Rotangrohr zu und bewundern die zierlichen Kanus mit ihrem spizen Schnabelaufsatz.

Haben wir großes Glück, dann ist gerade die Zeit des Duk-duk-Festes, jenes eigenartigen Tanzes. Ursprünglich eine Art religiöser Feier, ist es heutzutage nur mehr ein Mittel, den Häuptling, der

Pflüger, Smaragbinseln der Südfsee.

es veranstaltet, zu bereichern. Es sei hier so beschrieben, wie ich es gesehen habe.

Unter den Kokospalmen ist ein großer Platz durch Flechtwerk- und Palmblätterzäune abgegrenzt. Vor ihnen sitzt erwartungsvoll auf dem Boden eine Menge von Männern und Jünglingen, während die Weiber sich scheu und neugierig im Hintergrunde herumdrücken. Nun teilt sich der Zaun, und heraus treten eine oder mehrere phantastische Gestalten, wie sie das Bild zeigt. Der Oberkörper ist verhüllt mit dem Rinde aus Blättern, und den Kopf bedeckt eine hohe, spitze, bemalte Maske, deren Gesichtsteil, aus dünnem Pflanzengewebe, in der



Matupi, am Strande.

Neuzeit aus alten Moskitonezen hergestellt, für den Tänzer durchsichtig ist. Nach dem Takte des Gesanges der Versammlung beginnt der Tanz, die Bewegungen des Kasuars nachahmend. Nach wenigen Minuten ziehen sich die Gestalten zurück, um durch andere ersetzt zu werden. So dauert das Vergnügen wochen- und monatelang, und selbst die Nacht hallt von Trommelschlag und Gesang wieder, bis Herr Thiel die Störung seiner Ruhe durch die Zauberformel: „Halts Maul!“ energisch unterbindet.

Selbstverständlich sind die grob materialistisch angehauchten Kanaker mit diesen rein geistigen Genüssen nicht abgefunden, wie der bescheidene deutsche Jüngling mit nichts beim thé dansant. Laro- und Schweinefleisch-Schmäuse sorgen darum für die nötige Magengymnastik. Die Haupt-

sache ist aber, daß der Häuptling durch reichlichen Tribut an Dewarra auf und über seine Kosten kommt. Dewarra ist das im ganzen Archipel gebräuchliche Muschelgeld. Auf Strängen aufgefädelt, hat es selbst bei den europäischen Firmen einen ganz bestimmten Handelswert, und häufig genug kann man in den Verkaufsläden sehen, wie der Händler die dargereichte Schnur mit dem Zollstabe mißt und dem braven Kanaker als Gegenwert das gewünschte Messer in die schmutzige Hand drückt. Geiz ist ein hervorstechender Zug im Charakter der Eingeborenen, ein reicher Besitz an Dewarra ist die Krone der Glückseligkeit, und es kommt vor, daß ein reicher Mann ein ganz artiges Vermögen hinterläßt. fand sich doch im Nachlaß eines jüngst verstorbenen, sehr bekannten alten Häuptlings für etwa 40 000 Mark Muschelgeld.



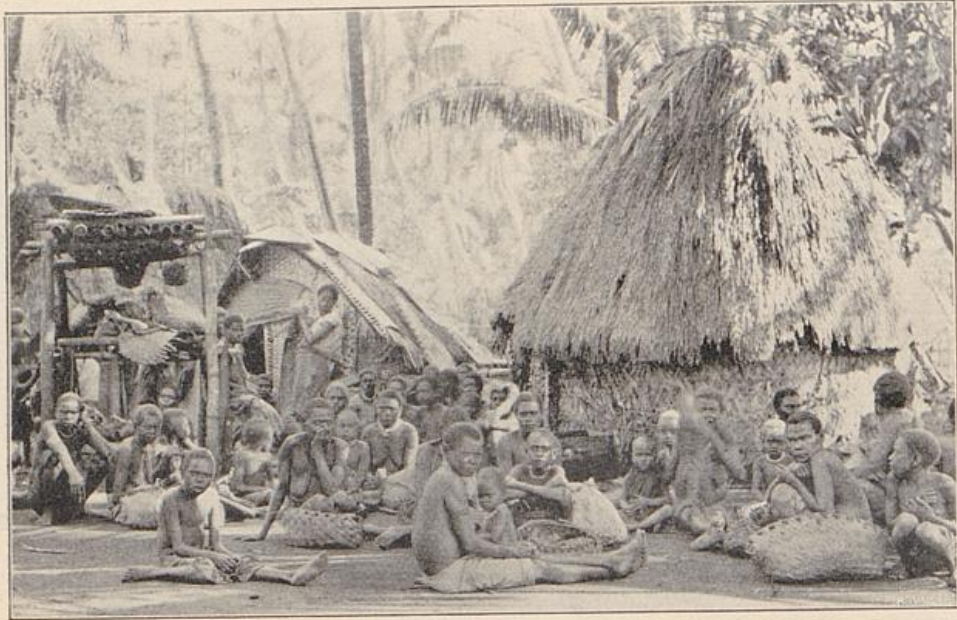
Duf-duf-Tänzer.

Also Dewarra will unser Häuptling haben, und das bekommt er in der Form eines Eintrittsgeldes sowohl von den weither gereisten Besuchern wie insbesondere von den Knaben, die in die Mys-
 terien des Duf-duf-Tanzes eingeweiht werden. Der Duf-duf-Tänzer ist nämlich kein verkleideter Mensch mit Menschenbeinen, wie ein harmloser Zuschauer vermuten würde, sondern ein Geist. Nur Männer dürfen das Allerheiligste hinter dem Blätterzaun schauen. Jedes Weib, das sich fürwitzig in diese geheimnisvollen Hallen eindringt, stirbt — so lernt es von Jugend auf — von dem unnahbaren Anblick der transcendenten Herren. Die Knaben aber, die in die Mys-
 terien eingeweiht werden wollen, bezahlen zuvörderst einen ansehnlichen Strang Dewarra. Dafür erhalten sie im ersten Jahre



Matupi, Hausbau.

ihrer Novizenschaft die Erlaubnis, in einem besonderen, abgezäunten Raum hinter dem Allerheiligsten zu sitzen, wo sie aber weder etwas zu sehen



Markt in Matupi.

noch zu essen bekommen. Später rücken sie auf und werden schließlich vollgültige Mitglieder des geheimen Bundes, um dann mit demselben Ernst ihre Weiber und jüngeren Brüder zu beschwindeln, wie die Väter thaten.



Gipfel der Nordtochter, Frau mit Kind.

Wollen wir selbst in den abgezäunten Raum eintreten, so genügt dazu ein Wort der Versicherung an den Häuptling, daß man gewiß nichts an die Weiber verraten wolle. Zu sehen ist natürlich weiter nichts als ein Platz, auf dem die Tänzer sich ankleiden. Im Innlande sind noch eine Menge anderer Festlichkeiten, hauptsächlich obscöner Natur, mit dem Tanze verbunden, auf die wir nicht eingehen wollen und können, zumal noch recht wenig Genaueres darüber bekannt ist.

Von Matupi aus lassen sich bequem die Berge der Vulkangruppe erreichen. Der Aufenthalt des Schiffes ist lange genug bemessen, um

zum mindesten den kleinen thätigen Ghaie-Krater zu besuchen. Wir fahren in einem Boote zum gegenüberliegenden Strande, wo sich zahlreiche heiße Quellen ins Meer ergießen. In etwa einer Stunde klettern wir bequem zum Aschenkegel hinan, betreten den Boden des Kraters, besichtigen die dicken Schwefelkrusten der Wand und ersteigen den höchsten Punkt der Umwallung (240 m). Hier genießen wir eine schöne Aussicht auf die Bucht und das Hinterland.

Nicht allzu schwierig ist auch eine Besteigung der Mutter (692 m), die indessen einen ganzen Tag erfordert. Wir reiten in drei Viertelstunden



Polizeifolbat.

Dr. Pflüger.

Kaiserl. Richter

Dr. Schnee.

E. Kohls.

Gouverneur

v. Bennigsen.

H. Schmidt.

Geheimrat

Rob. Koch.

Thiel phot.

Platz der zu errichtenden Bismarckssäule auf dem Vulkan Mutter.

über die Landenge bis zum Dorfe Rodup und steigen von hier auf einem Kanakerpfade etwa drei Stunden bergan. Ein lichter Buschgürtel liegt bald hinter uns, und die letzten 400 m geht es steil über Wiesen kurzen Grases, die ganze Nordseite und den Gipfel bedeckend. Immer herrlicher entfaltet sich die Aussicht, die oben zu einem wunderbaren Panorama wird. Weithin schweift der Blick über das stahlblaue Meer, zu der Gebirgsmauer Neumecklenburgs, und wie eine Relieffarte liegt die Gazelle-Halbinsel, die Blanchebucht, das prächtige Massiv der Nordtochter, von Schluchten zerrissen, unter uns. Deutlich erkennen wir das

sanft sich abdachende Gehänge des alten Riesenvulkans, dahinter das blaue Baininggebirge, die Bucht Weberhafen und die Insel Watom mit ihrer Kratermulde.

Auch der Krater der Mutter, eine flache, grasbewachsene, gegen Süden geneigte Höhlung, ist gut erhalten. Der famose Herr Powell hat natürlich hier oben einen geheimnisvollen Kratersee entdeckt, in dem er bei 500 Faden Lotens keinen Grund gefunden haben will. 500 Faden sind 1000 m; der 692 m hohe Berg müßte demnach die Konstitution



Tanzfestlichkeit in Herbertshöh.

eines hohlen Zahnes besitzen. Wie die mehrere hundert Pfund wiegende Leine nach oben transportiert wurde, sowie die weiteren Einzelheiten dieser Expedition verschweigt Herr Powell mit jener Bescheidenheit, die die großen Entdecker auszeichnet. Bei genauerem Nachsehen reduziert sich der Wundersee auf einen kleinen, schmutzigen Tümpel von der Größe eines mäßigen Billards und genau 32 cm Tiefe. Die Weiber des Dorfes schleppen dies Wasser, dem sie wohl irgendwelche geheimnisvollen Kräfte nachrühmen, in Kokoschalen nach unten, und ihre Ehegatten werden gewiß eine ihrer vielen Mußestunden benutzt haben, Herrn Powell diese und andere Bären aufzubinden, — vorausgesetzt, daß

er, wie er behauptet, ihre Sprache verstand. Ich bin so frei, auch dies zu bezweifeln.

Auf dem Gipfel des Berges soll sich demnächst die Bismarcksäule erheben, die die Deutschen dem gewaltigen Paten des Archipels errichten wollen.

Wir klettern am Nachmittag wieder den Berg herunter, und zwar auf demselben Wege. Der Abstieg am Südostabhang ist beschwerlich, und nur mit genügenden Hilfskräften zum Wegehauen auszuführen. Damit ist unser Programm in Matupi erschöpft, wenigstens das Programm,



Herbertshöh, Weiber im Tanzschmuck.

das wir während unseres Aufenthaltes absolvieren können. Die „Stettin“ geht wieder für einen oder zwei Tage nach Herbertshöh zurück, um dort Ladung einzunehmen.

Wenn wir Glück haben, können wir hier einen großen „singsing“ sehen, den das Gouvernement dann und wann veranstaltet.

Singsing ist der anmutige pidjin-englische Ausdruck für eine große Tanzfestlichkeit. Wenn die Eingeborenen der Umgebung sich lange Zeit besonders artig benommen haben, werden sie eingeladen, auf einem Plage in Herbertshöh ihre Künste zu zeigen und hinterher Tabak als Geschenk zu empfangen. Es ist eine besondere Liebenswürdigkeit des Gouverneurs, den Tag der Anwesenheit des Dampfers als Festtag zu bestimmen.

Kaum graut der Morgen, so rücken sie in ungezählten Scharen aus meilenweiten Gegenden heran. Ein jedes Dorf sucht das andere zu übertreffen durch phantastischen Feder- und Blumenschmuck und grelle Bemalung des Körpers; Tausende kommen und gehen, und Hunderte der grotesken Gestalten erfüllen den großen Hof, — ein Bild von origineller und farbenreicher Wirkung. Jedes Dorf tritt zum Tanze an, und eine kritische Zuschauerschar verfolgt die Bewegungen, in taktmäßigem



Herbertshöh, Männer im Tanzschmuck.

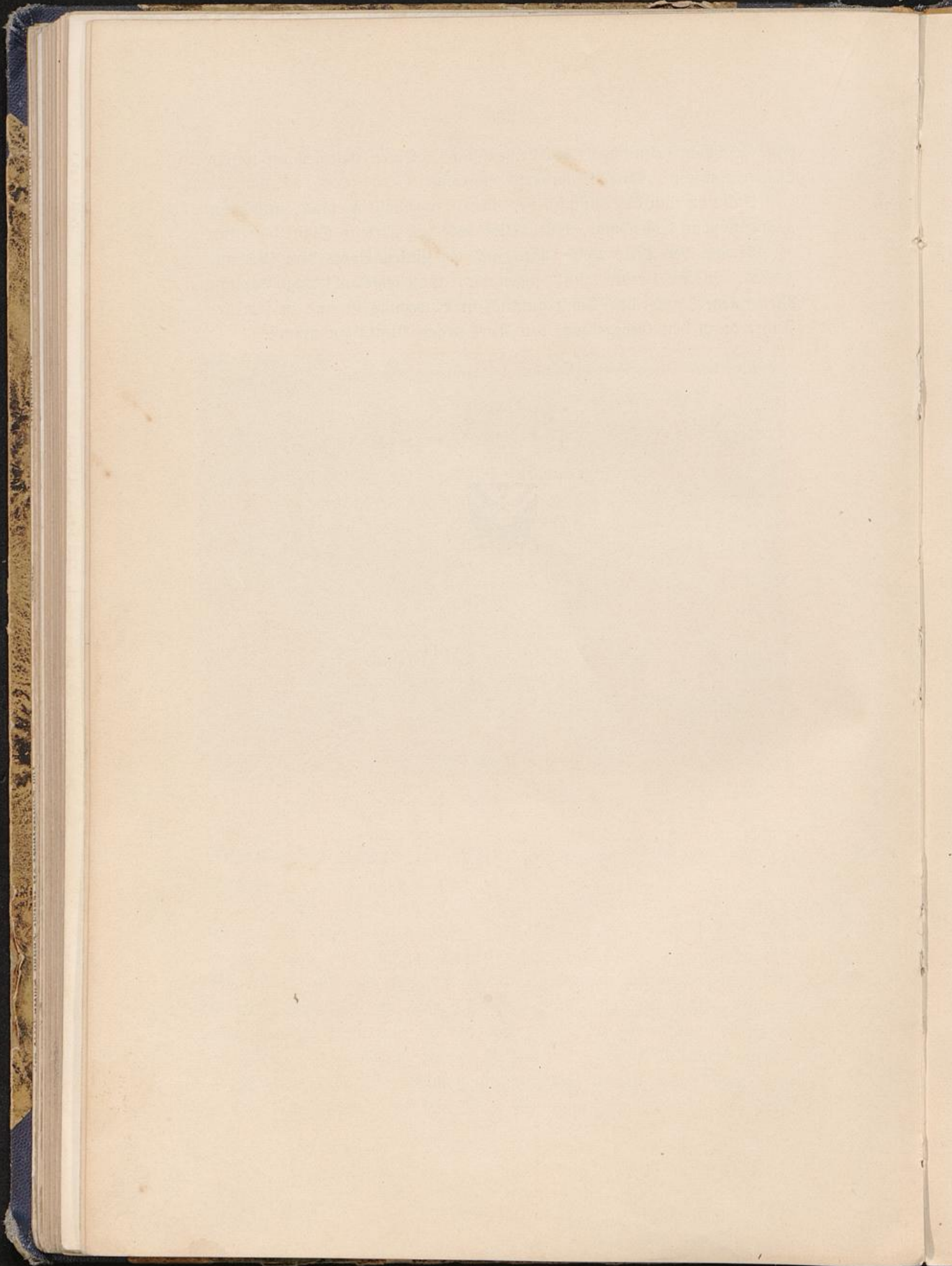
Reihentanz, Niederhocken, Aufstehen, Gesten und eintönigem Gesang bestehend.

Inzwischen ist unsere Abschiedsstunde herangerückt. Die ganze Kolonie versammelt sich an Bord, die Offiziere des Kriegsschiffs stellen sich ein, und ein wackeres Bechen erhebt sich unter dem Vorsitz des Gouverneurs und des Richters, die ebenso fröhlich und ausdauernd den Humpen schwingen wie wir anderen, unoffiziellen Menschen. Möge unseren jungen Kolonien nie der Geist fehlen, der zur rechten Zeit Zucht und Strenge übt und zur rechten Zeit — o, so ganz unbureaukratisch! — die Amtsmiene in wohlwollend-burschikose Falten legt! Vor solch erfrischendem Winde hält kein Aktenstaub und Kanzleiduft, aber auch

fein Geschwätz heimischer Mörgefrühen stand. Einen Ganzen auf unsere Südfseekolonien! Vivant! floreat! crescant!

Und nun tönt die Dampfpfeife, einmal, zweimal, dreimal, und dann noch ein paar duzendmal, bis endlich auch das härteste Eisfleisch unter der Gewalt der Töne weich wird und die flinken Boote dem Ufer zustreben. „Adieu, Herbertshöh!“ sagen wir; „Gott sei Dank!“ sagt Kapitän Niedermeyer, wie das Schiff glücklich in Bewegung ist und in schneller Fahrt durch den Georgskanal den Kurs gegen Australien nimmt.





Anhang.

7

Ratschläge für Tropenreisende.

Die nachfolgenden Bemerkungen entstammen durchweg persönlichen Erfahrungen des Verfassers und dürfen nur unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden. Die Verschiedenheit der Ansichten ist groß, doch glaube ich, daß die Mehrzahl der Reisenden diese Ratschläge praktisch finden wird.

Zunächst der wichtige Punkt

Kleidung.

Als Unterkleidung kann nur leichte Baumwolle empfohlen werden. Flanell reizt erstens eine empfindliche Haut zu sehr und verursacht dann den unangenehmen Hautausschlag, „roter Hund“ genannt; zweitens muß bedacht werden, daß die Kunst der Waschfrauen in diesen Gegenden auf keiner hohen Stufe steht. Wollwäsche wird daher schnell und gründlich verdorben. Manschettenhemden, aus Leinen und wo möglich gestärkt, sind das denkbar schrecklichste Marterinstrument. Zu empfehlen sind vielmehr die langen baumwollenen Tropenhemden nach Dr. Kohlstock, an die man, wenn nötig, einen Kragen anknöpfen kann.

Man möge immerhin für Bergbesteigungen, die 3000 m Höhe erreichen, einige wollene Untersachen mitnehmen. Die Temperatur ist in diesen Höhen schon recht niedrig. Doch kommt man auch hier mit doppelter baumwollener Unterkleidung aus, die beim Ab- und Anstieg in den niedrigen, heißen Regionen nicht so unangenehm ist.

Über der Unterkleidung (Hemd, Strümpfe, Unterbeinkleid; manche lassen letzteres ganz weg) trägt man den möglichst wenig gestärkten, weißen, oder auf Ausflügen den weniger empfindlichen gelbbraunen (Rhafen-)Anzug. Das Jackett sei bis zum Halse zugeknöpft. Je nach Geschmack trägt man dazu einen Stehkragen.

Wie viele Anzüge man braucht, darüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Waschgelegenheit findet man an Land überall. Wenn man daher bedenkt, daß im allgemeinen der Anzug täglich gewechselt wird, so werden acht bis zehn weiße, drei bis vier Khakey-Anzüge für den Reisenden, der nicht schmutzig herumlaufen will, nötig sein. Ansiedler in den Tropen verfügen stets über mehrere Duzend.

Wäsche nehme man so viel mit, daß man bei täglichem Wechsel, der unbedingt notwendig ist, etwa drei bis vier Wochen lang ohne Waschgelegenheit auskommen kann.

Für Ausflüge ist ein derber Schnürstiefel aus Segeltuch, mit nagelbeschlagener, dicker Ledersohle, anzuraten, den man sich aus Europa mitbringe. Er trocknet schnell, nachdem man einen Bach durchwaten hat. Die leichten, weißen Halbschuhe, in der Ansiedlung und an Bord gebräuchlich, sind in jeder Faktorei billig zu haben.

Als Nachtgewand dient ein leichter baumwollener Schlafanzug, Pajama genannt, bestehend aus Hose und verschürter Jacke. Vier davon genügen.

Ein Gummimantel oder Poncho und Gummihosen für Reitausflüge sind sehr zu empfehlen, wenngleich sie gegen einen gehörigen Regenguß keinen vollständigen Schutz bieten. Mit angeblich wasserdichtem Lodenstoff habe ich schlechte Erfahrungen gemacht.

Feste Knöpfe sind nach Möglichkeit zu vermeiden, da sie bei der Wäsche abspringen. Zu den Anzügen werden stets Durchsteckknöpfe geliefert, von denen man sich gehörige Reserve mitbringe.

Die meisten dieser Gegenstände kauft man am besten in einem Spezialgeschäft in Deutschland. Man findet häufig erwähnt, daß man die Anzüge erst in Singapore machen lassen solle. Ich kann nur davor warnen. Der Reisende, der gewöhnlich in Gile ist, bekommt sie dort nur wenig billiger, aber sehr viel schlechter. Nur den Hut, am besten einen großen, leichten Tropenhelm (und einen zweiten zur Reserve) kaufe man dort.

Für offizielle Besuche und Gesellschaften ist ein Frack und Smoking von nöten. Wer durchaus will, kann auch einen Bratenrock mitnehmen, wie ihn der Holländer gewöhnlich abends trägt. Ein Klapphut ist nicht gerade notwendig, aber empfehlenswert.

Alles dies gilt nur für den Aufenthalt auf Land. Auf holländischen Schiffen dagegen herrscht die angenehme, auf Seite 20 beschriebene Zwanglosigkeit. Man befindet sich den ganzen Tag über im Pajama, abends im weißen Anzug. Anders auf deutschen und englischen Dampfern, die

uns nach Singapore bringen. Hier wird tagsüber der weiße Anzug, abends zur Tafel Smoking und Manschettenhemd getragen. Auf der „Stettin“ ist der letztere Unfug erfreulicherweise noch nicht eingerissen. Man vergleiche über Kleidung die Bemerkungen in den betreffenden Kapiteln.

Verschiedenes.

Als Koffer kann man nicht genug die eisernen Tropenkoffer von Tippelskirch & Co. in Berlin empfehlen. Alle empfindlichen Sachen, Tuchanzüge, Metallgegenstände, Lederstiefel, verpacke man in diese feuchtigkeits-, ameisen- und faherlakensicheren Gehäuse. Für Wäsche und Waschanzüge genügt ein gewöhnlicher Rohrplattenkoffer; Lederkoffer vermeide man. Sehr praktisch ist ein wasserdichter Wäschesack für gebrauchte Wäsche und dergleichen.

Als Jagdwaffe ist zu empfehlen ein Drilling großen Kalibers, mit dem man Vögel schießen kann. Wer sich in wilde Regionen wagen will, nehme als Verteidigungswaffe eine Mauserrepetierpistole und etwa einen Karabiner Modell 88 mit, der auch als Jagdgewehr auf großes Wild dient. In Holländisch-Indien braucht man übrigens einen — unschwer erhältlichen — Erlaubnischein zur Einführung von Waffen.

Für die Seereisen kaufe man in Port-Said, spätestens in Singapore oder Batavia einen bequemen Liegestuhl aus Rotanggeflecht, so lang und breit wie möglich. Wenn man bei großer Hitze nachts auf Deck schläft, so gebrauche man die Vorsicht, sich in eine Decke zu hüllen und eine warme wollene Leibbinde zu tragen. Dieses nützliche Kleidungsstück leistet bei leichten Magenverrenkungen die größten Dienste. Man trage es über dem baumwollenen Hemd, da die Wolle die Haut reizt.

Ein Bademantel ist eine große Annehmlichkeit, eine wollene Reise- decke nicht zu entbehren.

Jedem Reisenden, der mehr als Java und Sumatra sehen will, und die Ausgabe nicht zu scheuen braucht, ist dringend anzuraten, in Batavia einen javanischen Boy zu engagieren. Die Hotels haben immer geeignete Leute an der Hand, auch solche, die englisch sprechen. 50 bis 60 Gulden per Monat muß man für einen der letzteren, 25 bis 30 für einen nur malayisch sprechenden anlegen. Der Holländer zahlt viel weniger, etwa 12 bis 15 Gulden; doch wird es dem Reisenden selten und nur mit Unterstützung von Bekannten gelingen, für den gleichen Lohn einen brauchbaren Menschen aufzutreiben. Der Boy beköstigt sich selbst, und man zahlt für ihn auf dem Dampfer nur die sehr billige Deckpassage.

Infolge seiner genauen Kenntnis der Landesitten und der Sprache ist der Boy von größtem Nutzen und macht sich dreimal bezahlt, ganz ungerechnet die Annehmlichkeiten der Bedienung. Ich empfehle hier gern meinen braven Begleiter Abdul, über den man im „Hotel des Indes“ in Batavia Auskunft geben kann.

Von großem Nutzen und manchmal unentbehrlich ist ein Begleitbrief des Herrn Generalgouverneurs an die Beamten der Kolonie, den man mit Hilfe geeigneter Empfehlung in Buitenzorg erhält.

Für Photographen die Bemerkung, daß der Apparat alt und gut ausgetrocknet oder speziell für die Tropen gebaut sein muß. Sehr bequem ist ein Apparat, nach Muster des Cartridge Kodak Nr. 4 gebaut; doch nehme man nicht das unsolide und dünn zusammengepappte Originalfabrikat der Kodak-Compagnie, sondern eine gute deutsche Nachahmung, selbstverständlich mit einem guten Objektiv, etwa einem Doppelanastigmat. Bei genügender Vorsicht kann man Films in den Tropen wohl benutzen. Man muß nur Sorge tragen, sie nicht über einige Monate alt werden zu lassen, und stets frische Nachsendungen von Hause zu erhalten verstehen. Wenn man sie überhaupt kaufen kann, sind es meist alte Ladenhüter. Man entwickle sofort, auf holländischen Schiffen in der Badekammer, und gebrauche vor und nach dem Fixieren ein konzentriertes Alaunbad, sonst wird man böse Erfahrungen machen. Die Gelatineschicht bläht sich auf und quillt in dem warmen Wasser. Platten sind natürlich unter allen Umständen vorzuziehen und die gangbaren englischen Größen in Singapore und Batavia zu haben. Als Entwickler ist Hydrochinon in Erteepatronen zu empfehlen, als Fixiermittel aber nur unterschwefligsaures Natron (in gut verschlossener Glasflasche aufzubewahren). Das Drucken der Bilder erfolge zu Hause. Für eine Kerzenlaterne nehme man gute Kerzen mit. Draußen erhält man nur miserables, ruhendes Fabrikat.

Lebensregeln.

Als wichtige Lebensregel in den Tropen gelte in erster Linie Ruhe; keine unnötige Aufregung über ärgerliche Zufälle, sondern möglichste Ausbildung des Gefühls absoluter Würstigkeit. Die Nahrung sei leicht; als Getränk diene, wo das Wasser gut ist, eine leichte Rotweinnischung, sonst das überall erhältliche Apollinariswasser. Als Anregungsmittel diene guter Sekt; Bier wird von manchen Personen nicht vertragen, wohl nur, weil es durchweg miserabel ist. Wer in Holländisch-Indien nach einiger Zeit die Kinderkrankheit des Neulings, nämlich eine wochen-

lang andauernde, keinem Opium weichende, beschleunigte Verdauung bekommt, der rege sich darüber nicht auf, sondern beschränke sich auf Diät und Abwarten, Sorge aber, daß keine Dysenterie daraus wird.

In malariareichen Gegenden lebe man nach Kochscher Vorschrift: jeden achten **und** neunten Tag morgens früh ein Gramm (genau abgewogen) Chinin. Dasselbe wird in einem kleinen Weinglas voll Wasser, dem man einige Tropfen Salzsäure zufügt, aufgelöst und mutig ausgetrunken. Den widerlichen Geschmack beseitigt man am besten durch ein Stück Zucker hinterher. Keinesfalls benutze man Chininpillen oder Oblaten, da diese, besonders bei alkalischer Magenreaktion, vielfach unverdaut wieder abgehen und darum nicht die mindeste Wirkung haben. Nachts benutze man ein gutes Moskitonez ohne Löcher, dessen Enden unter die Matratze gestopft werden und nicht die kleinste Lücke zum Durchschlüpfen der gefährlichen Bestien bieten. Auch leuchte man das Netz vor dem Schlafengehen ab und morde jeden Moskito, den man finden kann. Bei peinlich genauer Befolgung dieser Vorschriften ist hundert gegen eins zu wetten, daß man von der Malaria verschont bleibt. Manche Personen können Chinin nicht vertragen. Diesen kann man nur den Rat geben, Malariagegenden zu meiden. Wer auf der Reise über Neuguinea die Vorsicht braucht, nachts auf dem Schiffe, nicht an Land zu schlafen, ist den Bissen der allein schädlichen Nachtmoskitos (anopheles) nicht ausgesetzt und kann das Chinin entbehren.

Täglich ein- bis zweimal zu baden, d. h. eine Douche oder eine Übergießung zu nehmen, ist eine selbstverständliche hygienische Maßregel. Je nach den Anstrengungen, denen man sich unterzieht, wird die Wäsche ein- bis dreimal täglich gewechselt.

Sehr unangenehm beim Wandern durch den Busch, insbesondere auf Key und Neuguinea, sind die Bisse der Blutegel und Buschmilben (Buschmucker), die beim Kratzen der Anlaß gefährlicher Fußwunden werden können. Man reibe die Beine vorher mit Perubalsam ein.

Ringwurm, jenen allgemein verbreiteten Hautauschlag der Eingeborenen, vertreibt man im Ansteckungsfalle durch Pinseln mit Jod.



Litteratur.

7

Dies Verzeichnis macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern enthält nur die dem Verfasser bekannten Werke. Persönliche Bemerkungen sind eingeklammert.

Malayischer Archipel.

- Wallace, Der Malayische Archipel. Deutsche Übersetzung von Meyer. Braunschweig 1869.
- van der Lith, Nederlandsch Oost-Indie. Leiden 1894.
- van Bemmelen, Uit Indie. Batavia 1895.
- van Wildriks, Beelden uit Nederlandsch Indie. Haarlem 1893.
- orbes, A naturalists wanderings in the eastern archipelago. London 1885.
(Java, Palembang und Lampongsche Distrikte in Sumatra, Amboina, Buru, Timor, Timorlaut.)
- Selenka, Sonnige Welten. Wiesbaden 1896. (Borneo, Java, Sumatra.)
- Schanz, Ein Zug nach dem Osten. Hamburg 1897. (Java.)
- Schulze, Führer auf Java. Leipzig 1890.
- Shoemaker, Islands of the southern seas. London 1898. (Java.)
- Hans Meyer, Eine Weltreise. Leipzig. (Java.)
- Kronecker, Von Javas Feuerbergen. Leipzig 1897. (Vulkan Bromo.)
- v. Brenner, Besuch bei den Kannibalen Sumatras. Würzburg 1894. (Batakländer.)
- Carthaus, Sumatra. Leipzig 1891.
- Chun, Aus den Tiefen des Weltmeeres. Jena 1900. (Padangsche Hochlande auf Sumatra.)
- Hickson, A naturalist in North-Celebes. London 1889.
- Martin, Reisen in den Molukken, in Amboina, den Uiaffern, Ceram und Buru. Leiden 1894.
- Jacobsen, Reise durch die Inselwelt des Banda-Meeres.
- Semon, Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Leipzig 1896. (Amboina, Banda, Java.)
- Bastian, Borneo und Celebes. Berlin 1889.
- Posewitz, Borneo. Berlin 1889.

Neuguinea und der Bismarck-Archipel.

- Krieger, Neuguinea. Berlin 1899.
Nachrichten für Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel. Berlin 1887—1898.
Finsch, Samoa-Fahrten. Leipzig 1888.
Zöller, Deutsch-Neuguinea und meine Ersteigung des Finisterregebirges. Stuttgart 1891.
Tappenbeck, Deutsch-Neuguinea. Berlin 1901. (Mit wertvollen Ratschlägen.)
Blum, Neuguinea und der Bismarck-Archipel. Berlin 1900.
Siewers, Australien und Ozeanien. Leipzig 1895.
Parkinson, Im Bismarck-Archipel. Leipzig 1887.
Webster, Through New-Guinea and other Cannibal Countries. London 1898.
Powell, Wanderings in a wild country. London 1883. (Mit vielen Skizzen.)
Romilly, The Western Pacific and New-Guinea. London 1886.
Hagen, Unter den Papuas. Wiesbaden 1899.
Graf Pfeil, Studien und Beobachtungen aus der Südsee. Braunschweig 1899.
Meinecke, Die Inseln des Stillen Ozeans. Leipzig 1888.



Register.

- Adat 58.
Adaut 151.
Ahnenkultus 142.
Ajermadiddi 100.
Alfuren 89.
Amboina 122.
Ambonesen 123.
Amurang 88.
Amoklaufen 40.
Ammer 162.
Anehschlucht 44.
Aru 158.
Astrolabebai 209.
Atjeh, Krieg in 24.
- Babber 146.
Babirussa 72.
Baininggebirge 221.
Banda 177.
Bandanesen 164.
Barakhauß 198.
Batchian 118.
Batu-Sangkar 55.
Belang 105,
v. Bennigsen, Gouverneur 217.
Benkulen 60.
Berlinhafen 197.
Besteuerung 12.
Besuche 91.
Bismarckarchipel 190. 191.
Bismarckfette 191.
Bismarcksäule 231.
Blanchebai 213.
Bogadjim 210.
v. d. Bofch, Generalgouverneur 12.
Buginesen 73.
- Buru 121.
Bürgermeister in Minahassa 93.
du Bus 12.
Buffak 85.
Butonesen 180.
British-India-Compagnie 17.
Brückenbau, malayischer 30.
Bwool 86.
- Celammon 183.
Celebes 72.
Ceram 176.
Chinesen 30. 46.
Controlleur 13.
- Daendels, Marschall 9.
Dammer 132.
Delhi 134.
Deslacs 212.
Dewarra 227.
Dobbo 158.
Dongala 84.
Duf-duf-Tanz 225
- Edi 21
Ehlers, Otto 191.
Elat 164.
Emmahafen 37.
Erdbeben 105.
Erima 210.
- Fauna, des Archipels 5.
Faulheit, der Eingeborenen 116.
Flora, des Archipels 4.
Fort de Koef 48.
Friedrich-Wilhelms-Hafen 207.
Früchte 26.

- Gunung Api 180.
 Galelaleute 119.
 Gazellehalbinsel 214.
 Generalgouverneur 13.
 Geologische Forschung 2.
 Genfer 192.
 Giffer 176.
 Goa 79.
 Goldminen 87. 106.
 Sorontalo 107.
 Grenzlinie zwischen Asien und Australien 2.
 v. Hagen, Kurt 211.
 Hahl, Dr. 217.
 Hamburg-Amerika-Linie 17.
 Herbertshöh 213.
 Hertsheim & Co. 193.
 Hindureiche 7.
 Hotels 31.
 Höhlen 129.
 Italienische Linie 18.
 Jahrestemperatur 3.
 Jahreszeiten 3.
 Jandena 155.
 Java 65.
 Jwaki 138.
 Junghuhn, H. 11.
 Rajaputiöl 121.
 Rakas 97.
 Rakas-Rassan 94.
 Raming 136.
 Karang 126.
 Kawangkuan 96.
 Key 164.
 Kiffer 139.
 Klabat 90.
 Kleidung, malayische 29.
 Kleidung, der Europäer 20.
 Kokoöplantagen 222.
 Kolonialsystem, altholländisches 8.
 Königinbucht 37.
 Kopra 78.
 Korallen 105. 128.
 Kotaradja 31.
 Krakatau 61.
 Kraton 34.
 Kwandang 87.
 Lahendong 96.
 Larat 150.
 Letti 140.
 Limbottosee 108.
 Livutung 104.
 Loknja 35.
 Lokon 94.
 Lonthor 183.
 Luftfeuchtigkeit 3.
 Makassar 74.
 Malaria 196.
 Manindjusee 50.
 Markt 39.
 Maros 82.
 Matakau 143.
 Matupi 223.
 Matriarchat 48.
 Menado 90.
 Messageries-maritimes 18.
 Merite 212.
 Militärstation 27.
 Minahassa 88.
 Molukken 111.
 Monsune 3.
 Monsunwechsel 71.
 Moschee 165.
 Muschelgeld 227.
 Muskatnußplantagen 179. 184.
 Muttergruppe, Vulkane der 224.
 Neuguinea-Compagnie 190. 193. 211 216.
 Neulauenburg 214.
 Neumecklenburg 214.
 Neupommern 212.
 Nila 132.
 Norddeutscher Lloyd 17. 71. 189.
 Rußpflanzen 5.
 Obsidian 100.
 Österreichischer Lloyd 18.
 Oehleh 31.
 Ostindische Compagnie 7.
 P. & O.-Linie 18.
 Padang 38.
 Padang-Pandjang 46.
 Padris 38.
 Pajakombo 53.
 Paketsvaart-Maatschappij 17.
 Palele 86.
 Palmwein 93.
 Pandanus 94. 184.
 Papua 169. 193.

- Paradiesvögel 161. 172. 176.
 Passangrahan 50.
 Penang 17.
 Petroleum 25. 27.
 pidjin-english 194.
 Plantagenarbeiter 222.
 Politische Einteilung des Archipels 10.
 Polizeisoldaten 223.
 Poloweh 31.
 Ponies, malayische 35.
 Portugiesen 7.
 Potsdamhafen 204.
 Powell, W. 222. 230.
 Prauen 74.
 Punka 20.
 Burkafest 149.

 Raffles, Gouverneur 9.
 Ragetta 208.
 Rasse, die malayische 6.
 Rasse, die papuanische 6.
 Rat von Indien 13.
 Regenmenge 3.
 Regent 14.
 Reiskultur 45. 97.
 Rembofen 101.
 Residentie 13.
 Rijstafel 26.
 Ridol 155.
 Ritabel 155.
 Rotang 60.
 Rurufan 100.

 Sagopalme 120.
 Saparua 131.
 Sarong 20.
 Savanne 4.
 Sawah-Luntu 57.
 Schiffsbau 165.
 Schnee, Dr., kaiserl. Richter 217.
 Seeräuber 86.
 Segli 30.
 Sefar 172.
 Seleo 201.
 Serwaru 141.
 Sileraka 170.
 Sing-sing 231.

 Singapore 9.
 Singarah-See 56.
 Skroe 167.
 Solok 56.
 Sonder 96.
 Spermunde-Archipel 83.
 Sprache, die malayische 33.
 Stämme, der Malayen 6.
 Sumatra 22.
 Sumelatta 87.

 Tauschartikel 82. 200.
 Tauschhandel 154.
 Tamara 198.
 Telok Semawee 27.
 Tepa 147.
 Ternate 113.
 Thiel, M. 193.
 Tidore 113.
 Timor 133.
 Timorlaut 151.
 Tiouw 132.
 Toli-Toli 84.
 Tomohon 93.
 Tondano 100.
 Tondanosee 99.
 Totok 105.
 trader 194.
 Tripang 78.
 Tual 166.
 Tutufai 140.

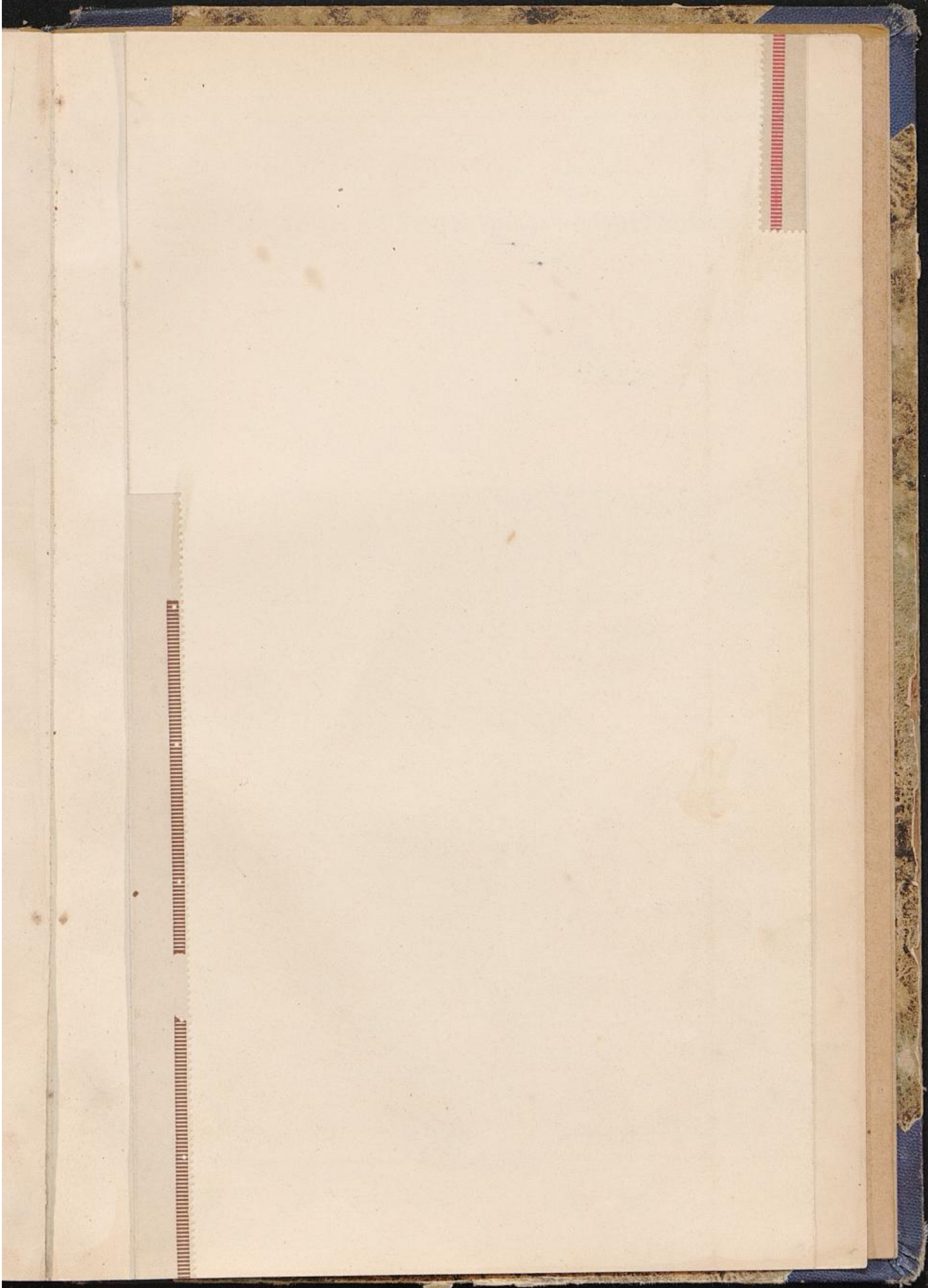
 Uliasserinseln 123.
 Ulur-Mas 174.
 Urwald 4.

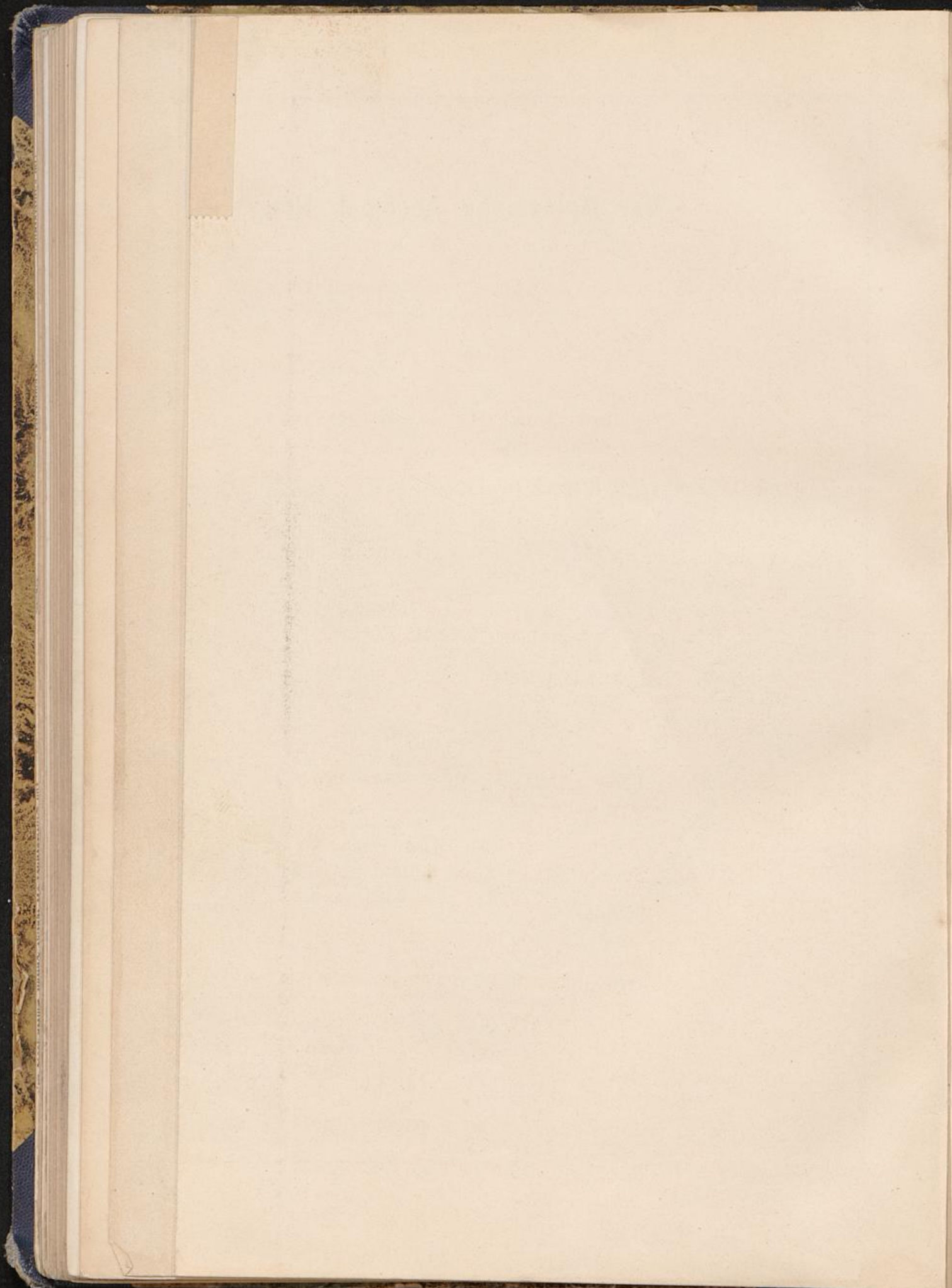
 Warzin, Vulkan 220.
 Vulkanfette 2
 Verwaltung 13.

 Wallace 2. 11.
 Waladaš 140.
 Walut 152.
 Wegebauten 13.
 Wetter 137.
 Wohnhäuser 28.

 Zwangskulturssystem 12.







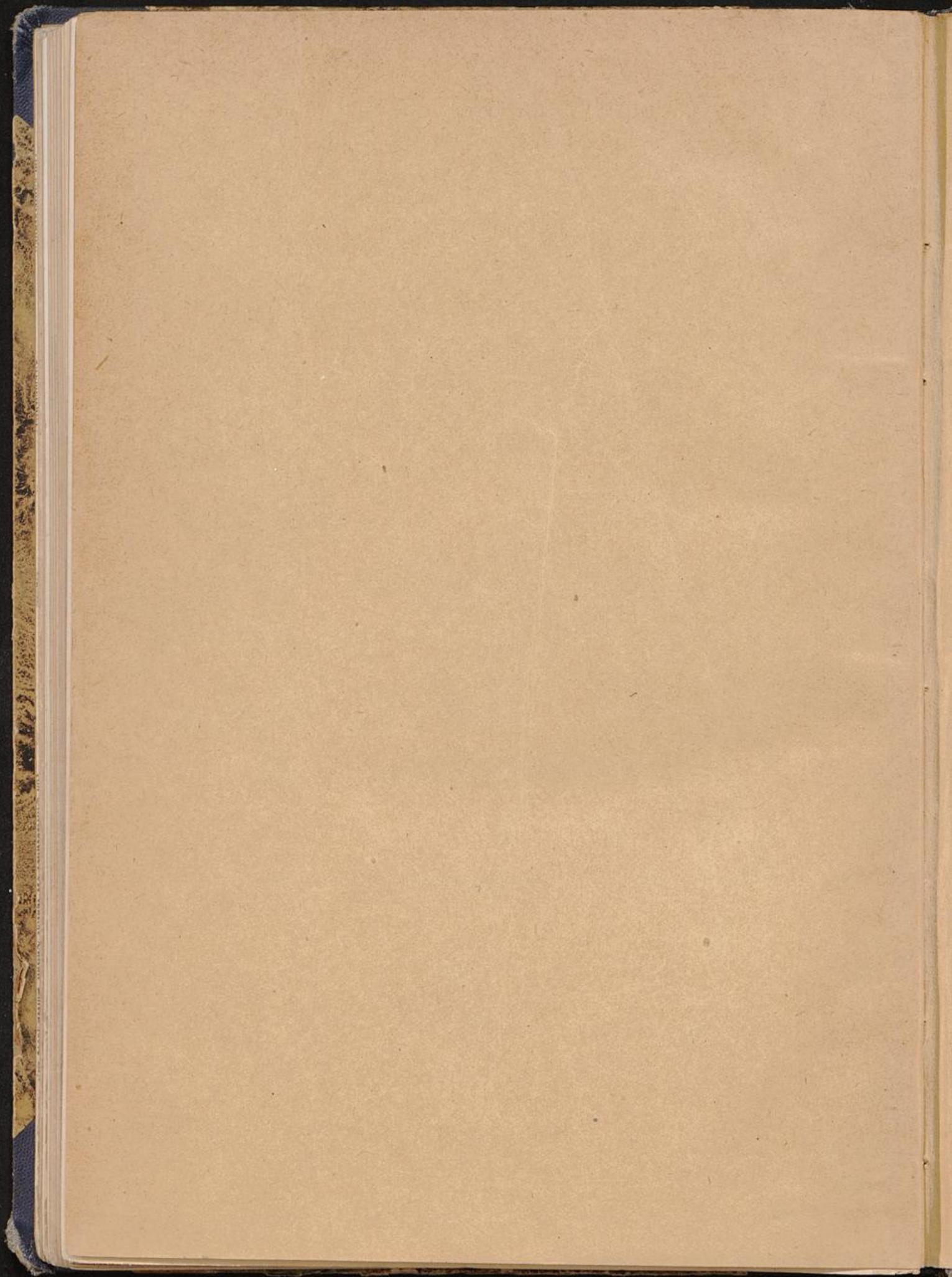
Schriften zur Förderung einer freien und wissenschaftlich
durchgebildeten Weltanschauung im deutschen Volke.
Verlag von Emil Strauß in Bonn.

- Baumann, Dr. J.**, ord. Professor a. d. Universität Göttingen, **Neuchristen-
thum und reale Religion.** Eine Streitschrift wider Harnack u. Steudel.
Groß-Octav. 1901. 60 Seiten. Preis 1 Mark 60 Pf.
- Bender, Wilh. D. Dr.**, o. ö. Professor an der Universität Bonn, **Reformation
und Kirchenthum.** Eine akademische Festrede zur Feier des vierhundertjährigen Geburtstages
Martin Luthers. 4.—9. Auflage. 1884. 54 S. Preis 1 Mark 20 Pf.
- Besser, Dr. Leopold**, **Der Mensch und seine Ideale.** Betrachtungen theore-
tischer und praktischer Art. Octav. 1878. Preis 6 Mark.
- **Was ist Empfindung?** Vortrag 2c. 1881. Preis 1 Mark.
- **Die Religion der Naturwissenschaft.** Octav. 1890. Preis 2 Mark.
- **Das der Menschheit Gemeinsame.** Auch eine christlich-socialc Studie. Mit dem
Anhang „Ist die Welt Schein oder Wirklichkeit?“ Octav. 1895. Preis 2 Mark.
- Carneri, B.**, **Der moderne Mensch.** Versuche über Lebensführung. Sechste Aufl. Groß-
Octav. 1901. Gebunden. Preis 4 Mark.
- **Empfindung und Bewusstsein.** Octav. 1893. Preis 1 Mark.
- Sorel, August**, Prof. an der Universität Zürich, **Gehirn und Seele.**
Vortrag, gehalten bei der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien. Octav.
5. Aufl. 1899. Preis 1 Mark.
- Haeckel, Dr. Ernst**, Prof. a. d. Universität Jena, **Ueber unsere gegen-
wärtige Kenntniss vom Ursprung des Menschen.** Vortrag, gehalten
in Cambridge. 4.—7. Auflage. Octav. 1899. Preis 1 Mark 60 Pf.
- **Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft.**
Glaubensbekenntniß eines Naturforschers. Vortrag 2c. Octav. 9.—10., verbesserte Auflage. 1900.
Preis 1 Mark 60 Pf.
- **Die Welträthsel.** Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. 5. Auflage
(11.—12. Tausend). Mit einem Bildnisse des Verfassers in Eichdruck. VIII und 475 S. gr. 8°. 1900.
Preis geheftet 8 Mark, elegant gebunden 9 Mark.
- Hertz, Heinr.**, † Prof. der Physik a. d. Univ. Bonn, **Ueber die Be-
ziehungen zwischen Licht und Electricität.** Vortrag, gehalten auf der
62. Naturforscher-Versammlung in Heidelberg. 10.—11. Auflage. Octav. 1900. Preis 1 Mark.
- Pietzker, Friedrich**, Professor am Gymnasium zu Nordhausen, **Sprach-
unterricht und Sachunterricht vom naturwissenschaftlichen
Standpunkt.** Ein Vortrag, gehalten auf der 72. Versammlung deutscher Naturforscher und
Aerzte zu Aachen 1900. Octav. 1900. Preis 1 Mark 20 Pf.
- Schmidt, Heinrich** (Jena), **Der Kampf um die „Welträthsel“.** Ernst Haeckel,
die „Welträthsel“ und die Kritik. IV und 64 S. gr. Octav. 1900. Preis 1 Mark 60 Pf.
- Strauss, David Friedrich**, **Gesammelte Schriften.** Auswahl in 6 Bänden.
Herausgegeben von Ed. Zeller. In 5 eleg. Liebhaberbände geb. Octav. Preis 20 Mark.
Inhalt der sechs Bände: 1) **Kleine Schriften.** 3. Aufl. Einzelpreis geb. 4 M. 50 Pf.
2, 3) **Das Leben Jesu.** 9.—11. Aufl. Einzelpreis geb. 6 M. — 4) **Der alte und der neue Glaube.**
12.—14. Aufl. Einzelpreis geb. 4 M. 50 Pf. — 5) **Alfred von Suttgen.** Eine Biographie. 6.—8. Aufl.
Einzelpreis 4 M. 50 Pf. — 6) **Poltaire.** Sechs Vorträge. 6.—8. Aufl. Einzelpreis geb. 4 M. 50 Pf.
- Caine, Hippolit**, Mitglied der Académie Française, **Der Verstand.**
In's Deutsche überseht mit Autorisation des Verfassers von Dr. E. Siegfried. 2 Bände. Octav. 1880.
Preis 16 Mark.
- Zeller, Eduard**, Prof. a. d. Universität Berlin, **David Friedrich Strauss**
in seinem Leben und seinen Schriften. 2. Auflage. Octav. 1874. Preis 5 Mark.
- Ziegler, Dr. Theob.**, Prof. a. d. Universität Straßburg, **Geschichte der
Ethik.** I. Abtheilung: Ethik der Griechen und Römer. Octav. 1882. Preis 8 Mark.

Verlag von Emil Strauß in Bonn.

- Bethe, Albrecht, Dürfen wir den Ameisen und Bienen physische Qualitäten zuschreiben?** Mit 2 Tafeln und 5 Textfiguren. Sonderabdruck aus dem Archiv f. d. ges. Physiologie. Band 70. Octav. 1898. Preis 3 Mark.
- Ewald, Prof. J. Rich., Eine neue Hörtheorie.** Octav. 1899. Preis 1 Mark 60 Pf.
- Goltz, Friedrich, Prof. an der Universität Straßburg, Ueber die Ver- richtungen des Grosshirns.** Gesammelte Abhandlungen. Mit 3 Tafeln in Farben- druck. Octav. Kart. 1881. Preis 8 Mark 80 Pf.
- Griesbach, Prof. Dr. med. u. phil. H., Vergleichende Untersuchungen über die Sinnesschärfe Blinden und Schender.** Sonderabdruck aus dem Archiv für die gesammte Physiologie. Band 74 u. 75. Octav. 1899. Preis 4 Mark.
- Leichtenstern, Prof. Dr., Oberarzt des Augusta- und Bürgerhospitals in Köln, Ueber „infectiöse“ Lungenentzündungen und den heutigen Stand der Psittacosis-Frage.** Auf Grund eigener und der in der Literatur niedergelegten Beobachtungen. Octav. 1899. Preis 2 Mark.
- Leydig, Dr. Franz, Prof. an der Universität Bonn, Zelle und Gewebe.** Neue Beiträge zur Histologie des Thierkörpers. Mit 6 Tafeln in Farbendruck. Octav. 1885. Preis 20 Mark.
- Pelmann, Dr. C., Prof. an der Universität und Director der Provinzial- Irrenanstalt zu Bonn, Rassenverbesserung und natürliche Auslese.** Octav. 1896. Preis 60 Pf.
- Pflüger, Dr. E. S. W., Prof. a. d. Universität Bonn, Die allgemeinen Lebenserscheinungen.** Rede zum Antritt des Rektorates. Octav. 1889. Preis 1 Mark.
- **Wesen und Aufgaben der Physiologie.** Octav. 1878. Geheftet. 16 S. Preis 50 Pf.
- **Ueber die Kunst der Verlängerung des menschlichen Lebens.** Groß-Octav. 1890. 32 Seiten. Preis 1 Mark.
- Strauss, David Friedrich, Gesammelte Schriften.** Nach des Verfassers letzt- willigen Bestimmungen zusammengestellt. Eingeleitet und mit erklärenden Nachweisungen versehen von Eduard Zeller. Mit 2 Porträts des Verfassers in Stahlstich. 12 Bände. Octav. 1876—1878. Preis 60 Mark. In 12 Halbfranzbände gebunden 75 Mark.
- **Ausgewählte Briefe.** Herausgegeben und erläutert von Eduard Zeller. Mit 1 Porträt in Licht- druck. Octav. 1895. Preis 8 Mark, gebunden 10 Mark.
- Archiv für die gesammte Physiologie des Menschen und der Chiene.** Herausgeg. von Dr. E. S. W. Pflüger, o. ö. Professor der Physiologie a. d. Universität und Director des physiolog. Instituts zu Bonn. Erscheint in zwangloser Folge, jährlich ca. 3—4 Bände à 12 Hefte. Preis pro Band 26 Mark. Erschienen sind in obigem Verlage Band 17—84. Preis mit Suppl. und Register: 1888 Mark 60 Pf.
- Centralblatt für allgemeine Gesundheitspflege.** Herausgegeben von Dr. Lent, Geh. Sanitätsrath in Köln, Stübgen, Geh. Bauath in Köln, Dr. Kruse, a. ö. Prof. der Hygiene in Bonn, I.—XX. Jahrg. Monatlich erscheint ein Heft. Preis pro Jahrgang 10 Mark.
- Jahresbericht über die Fortschritte der Physiologie.** In Verbindung mit Fachgenossen herausgegeben von Dr. E. Hermann, Professor der Physiologie an der Universität und Director des Physiol. Instituts zu Königsberg i. Pr. Band I—VIII. Berichte über die Jahre 1892—99. Preis pro Band 15 Mark.

GERH. DÜDDEN
Buchbinderei u.
Papierhandlung
Bremen, Lessingstr. 30



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



V 2
C
3341

Pflüger
Smaragd-
Inseln
der
Südsee

V
2
C
3341